Moderne Reliquien.

Herausgegeben

von

Arthur Mueller.

Zweiter Band.

Nachträge zu den Schriften von **Ludwig Börne**, **E. T. A. Hoffmann**, **Friedrich von Sallet** und **Eduard Ferrand**.

Berlin.
Verlag von Adolf Gumprecht.
1845.

Vorwort.

Wer mit Börne's literarischer Thätigkeit genau bekannt ist, wird in meiner Nachlese zu seinen Schriften vielleicht einige wenige Aufsätze vermissen, deren Wiederabdruck ich freilich nur ungern aufgab, aber schon aus dem Grunde mich dazu entschließen mußte, weil ich die ganze Sammlung, die doch eigentlich nur einen rein literarischen Zweck hat, keiner aufhaltenden Maßregel aussetzen wollte. Manchen der „Fragmente und Aphorismen" habe ich die Zahl des Jahres, in welchem sie entstanden, beigefügt, was ich in sofern für nothwendig hielt, als über viele der hier ausgesprochenen Ansichten und Meinungen die Zeit mit ihren Ereignissen entschieden hat, sie also nur noch ein historisches Interesse haben.

Ueber das romantische Spiel „Prinzessin Blandina" spricht Hoffmann selbst sich folgendermaßen aus: „Die Clubbisten hatten während des Lesens zuweilen gelacht, indessen waren ihre Urtheile über das begonnene Stück sehr verschieden. Der Unzufriedene fand es ohne alle Tiefe, ohne allen wahren, eingreifenden Humor, höchstens hin und wieder schnackisch und verdammte vorzüglich ohne Gnade alle eingemischte Verse. Der Gleichgültige war minder hart,

der reisende Enthusiast nahm die Masken in Schutz und ihm trat der Bedächtige bei. Die Wortspiele wurden einstimmig verworfen. Der Joviale verlor dadurch nicht im Mindesten seine gute Laune, sondern behauptete nur fortwährend: wie er auf tiefen Eindruck gar nicht gerechnet, sondern nur ein Spiel zum Spiel beabsichtigt habe. Kreisler, der so lange geschwiegen, nahm das Wort, indem er mit erhobener Stimme sprach: „„Ei schweigt doch, wüßtet ihr, wie höchst vortrefflich die beiden folgenden Akte sind, die ich mit meinem jovialen Freunde zusammengemacht, aber nicht aufgeschrieben habe und auch niemals aufschreiben werde, Ihr würdet mit Euerem Tadel verstummen über unsere Tiefe und Weisheit. Soviel will ich Euch nur verrathen, daß Blandina keineswegs den Amandus heirathet, dieser vielmehr durch den hämischen Roderich irdisch untergeht. Amandus zieht nach seinem irdischen Untergange als singender Schwan durch die Lüfte und rettet Blandina aus den Klauen des Teufels, der sie als Elementargeist täuschte und in's Verderben locken wollte. Ihr Herz bricht in des Gesanges höchster Seligkeit!"" —

Das erste der Gedichte Sallet's findet sich bereits in dem, vor Kurzem in Breslau erschienenen „Leben und Wirken Friedrich von Sallet's nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben;" es ist aber dort nur unvollständig, mit Weglassung der dritten Abtheilung, die doch das ganze Gedicht erst zu Ende führt, abgedruckt. Der kleinen humoristischen Novelle: „Die entdeckten Spitzbuben" wird in dem genannten Werke mit folgenden Wor-

ten erwähnt: „Bei einer selbständigen Natur, wie Sallet, darf es nicht auffallen, daß er sich Anfangs, so lange die Hegel'sche Denk- und Constructionsweise noch seinem Verständnisse widerstrebte, mit den früher gewohnten satirischen Waffen dagegen zu wehren versuchte. Er ließ damals (1836) in das Berliner Conversationsblatt eine kleine humoristische Novelle setzen, worin er sich über die Hegel'sche Terminologie lustig macht. Zwei Norddeutsche, die Hegel'sche Philosophie studirt haben und sittlich tief gesunken sind, sprechen in einem österreichischen Wirthshause in Hegel'scher Terminologie, die sie gewissermaßen als Spitzbubendialekt gebrauchen, über einen Raubmord, den sie begehen wollen. Ein junger Hegelianer sitzt auch da, um Volkssitten zu studiren; er belauscht das Gespräch und macht den Wirth aufmerksam. Die Gauner werden verhaftet und gehängt. — Später erkannte er im Tiefsten die Energie des Geistes, die sich in dem Riesenbau eines Systemes, wie des Hegel'schen, verkündet." —

Die von Ferrand mitgetheilten Gedichte sind die letzten, welche der frühgeschiedene Dichter geschrieben. Er gab sie mir einige Wochen vor seiner letzten Krankheit, und, mit einem wehmüthigen Lächeln, als hätte er eine Ahnung von seinem nahen Scheiden gehabt, bat er mich, sie als ein Andenken von ihm zu bewahren, und sie, wenn ich sonst Lust dazu hätte, später einmal abdrucken zu lassen. Unter den kleinern Aufsätzen, deren Ferrand eine ziemliche Anzahl, die theils noch ungedruckt sind, geschrieben, enthält der „Besuch bei Ludwig Tieck" allerlei literarische Urtheile und Mei-

nungen, die ich keineswegs theile, weder in Bezug auf Tieck, noch auf Bettina und Gutzkow, was ich aus dem einfachen Grunde bemerke, weil ich meine eigene Meinung nicht gern verdächtigen lasse: als stimmte ich mit ein in den officiellen Chorus über die neuern Richtungen der deutschen Literatur. Von den „Norddeutschen Volkssagen" hat Temme in seinen beiden Sammlungen bereits einige mitgetheilt, Ferrand hat aber den Vorzug, daß er die seinigen alle nach mündlicher Ueberlieferung aufgeschrieben.

Arthur Mueller.

Inhalt des zweiten Bandes.

Ludwig Börne*).

Seite

Vermischte Aufsätze.

Der allgemeine Anzeiger der Deutschen 3
Nachträge zum Conversations-Lexicon 17
Der kleine Haman 26
Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution 36
Weibliche Beiträge zum Conversations-Lexicon . . 41
Vertrauliche Briefe 45
Der Mitarbeiter wider Willen 57
An den Hrn. Redakteur des ächten Schwarzwälders . 64
Die Kunst, alt zu werden 67
Ein Brief aus Frankfurt 71

Kritiken.

I. Die Spanische Johanna. Von Schaden . 74
II. Etwas über den deutschen Adel u. s. w. Von Fouqué und Perthes 79
III. Mosely-Hall. Von Cooper 87
IV. Drei Romane von Cooper 92
V. Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde. Von Lembert 96
VI. Materia medica 102
VII. Zeitgeschichte 107
VIII. Sendschreiben des Deutschen Michels u. s. w. . 112
IX. Romane, keine Romane, mehr als Romane . 113
X. Deutsches Kochbuch u. s. w. Von Hallberg . 125

*) Geboren 1784 (nicht wie S. 1. irrthümlich steht, 1768).

Seite
XI. Moyse. Par Lemercier 127
XII. Teutschland und keine Revolution u. s. w. . . 135
XIII. Souvenirs de la Sicile. Par Forbin. . . 137
XIV. Abhandlungen aus dem deutschen Civilprozesse. Von Goldschmidt 140
Fragmente und Aphorismen. 1—85 . . . . 142—180

E. T. A. Hoffmann.

Prinzessin Blandina 183
Ein Brief an Fouqué 233

Friedrich von Sallet.

Gedichte.
Die Demagogen von Anno olim 239
Frühlingsverkündung 244
Traum der Liebe 245
Entsagung 247
Was hilft's? 251
Waldmusik 253
Der erwachte Schmetterling 254
Die entdeckten Spitzbuben 256

Eduard Ferrand.

Eine Erinnerung. Fragmente 265
Ein Frühlingstraum 276
Besuch bei Ludwig Tieck 287
Ein neuer Ueberall und Nirgends 301
Ritter- und Räuberromane 314
Stadien der Liebe und Poesie 320
Norddeutsche Volkssagen. 1 — 56 . . . . . . 329—360

Ludwig Börne.

Geb. zu Frankfurt am Main, den 22. Mai 1768.

Gest. zu Paris, den 12. Februar 1837.

Vermischte Aufsätze.

Der allgemeine Anzeiger der Deutschen.

(1822.)

In welchem Alter ist der Mann am liebenswürdigsten? Nicht blos Frauen, sondern auch die Männer selbst werden, ohne sich zu besinnen, antworten: in den Jünglingsjahren. Ohne sich zu besinnen — denn thäten sie es, würden sie anders sprechen, sie würden sagen: in seinen reifern Jahren ist der Mann am liebenswürdigsten. Der Geist, ungleich den Pflanzen, trägt eher Früchte als Blüthen, und nur, wenn der Ernst fest gewurzelt steht im Herzen, kann der Scherz unschädlich durch seine Wipfel spielen. Erst in der Mitte, auf dem Gipfel des Lebens, erlangen wir die freie Aussicht, welche uns die Dinge der Welt in ihrer Ausdehnung, in ihrer Beschränkung und in ihrem Zusammenhange zeigt. Da verlernen wir, zu verachten, zu tadeln, zu bewundern, und da gefallen wir jedem, weil uns keiner mißfällt. Der hinaufsteigende Jüngling sieht die Welt nicht, die vor ihm liegt, der herabkommende Greis die rückgelegene nicht mehr. Den Blick nur nach einer Seite frei, ist ihnen die halbe Welt fremd, und darum werden sie es ihr. Die Jugend ist zu rührend, um liebenswürdig zu seyn, denn nichts, was rührt, gefällt; weil nur ein Zephyr,

der die Empfindung kräuselt, willkommen ist, nicht aber der Sturmwind, der das Herz in seinen Tiefen aufwühlt. Die Jugend ist rührend, denn das Heranwachsen zum Leben ist eine Auferstehung aus dem Tode, ein Glied bewegt sich nach dem andern, ein Sinn erwacht nach dem andern, und wie die Morgenröthe, der Abendröthe gleich, an die Nacht gränzt, so gränzt die Jugend, dem Alter gleich, an den Tod. Der Jüngling träumt, schwankt, liebt und haßt, und Liebe und Haß stören, denn sie machen störrig. Es giebt Tugenden, die nur schön sind, wenn sie angeboren; es giebt andere, die es nur sind, wenn sie erworben. So die Mäßigkeit, so die Sparsamkeit, so auch die feine Weltsitte, wodurch man gefällt. Wer die Kunst zu gefallen schon als Jüngling kennt und übt, den hat die Natur nur gering begabt, und mit der Blüthe der Jugend wird sein ganzer Werth verduften.

Leserinnen werden meinen, das verstünden sie besser und darüber lachen, daß ich die Liebenswürdigkeit so schwerfällig behandelt, und gleich jener Bäuerin aus dem feinsten Karavanen-Thee ein fettes Gemüse gekocht. Das muß ich geduldig über mich ergehen lassen, denn ich kann mich nicht rechtfertigen. Ich habe den Faden meiner Gedanken verloren und begreife selbst nicht, wie ich dazu kam, von der Liebenswürdigkeit zu sprechen, da ich mir doch vorgesetzt, von dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen zu reden. Da aber Frauen nur solche Fesseln lieben, die sie selbst angelegt, so werden sie, wenn ich sie darum bitte, sich willig zeigen, mich von den Banden der Logik frei zu machen.

Vielleicht lag mir Folgendes im Sinn. Wird der Allgemeine Anzeiger der Deutschen, den ich in die weibliche

Lesewelt einführen will, auch dort willkommen seyn? Er gleicht einem bejahrten Manne, ist gar nicht flink, vielmehr vierschrötig zu nennen, trägt eine Perrücke, ist schlicht in seinem ganzen Aeußern nnd sieht nach der Uhr, ob es Zeit zu lächeln sei. Werden sich die Leserinnen nicht mit Kichern von ihm abwenden, ihn stehen lassen, und zu ihren süßen, schmeichelnden, flatterhaften und tändelnden eleganten Blättern, zu ihren muthwilligen und zierlichen Gesellschaftern zurückkehren? Wagt es mit ihm, rufe ich den schönen Abgeneigten zu. Er reizt nicht, daß man sich ihm nähere, fesselt aber Jeden, der sich ihm genaht. Er kann auch gefallen, aber nur den Verständigen, denn er will belehren, indem er unterhält. Er kann auch witzig seyn, wirft aber die Pfeile seines Witzes nicht in die blaue Luft, nur um zu zeigen, wie hoch sie fliegen, sondern nach einem vorgefaßten würdigen Ziele .... wagt es mit ihm!

Nur vier Wochen von den Blättern des allgemeinen Anzeigers liegen vor mir, aber des Lieblichen und Scherzhaften ist so viel darin enthalten, daß ich nur einen Theil davon den Leserinnen darbieten kann. Freilich mußte ich, um zu diesen Rosen zu gelangen, mich durch einen Wald von Dornen winden, die mir Gesicht und Hände blutig ritzten — durch Ziffern, Steckbriefe, Verpachtungen, Kleesaamen, Verschollenheits-Erklärungen, Ediktal-Ladungen, Präclusiv-Bescheide, Mittel gegen die Klauenseuche, Anerbieten von Apothekerschachteln und Todesanzeigen — aber im Dienste der Frauen darf man nicht ermüden.

1.

Drei Männer suchen drei Frauen, um sie zu heirathen, nämlich Jeder eine. Da der Dritte der Suchenden ein

sehr vornehmer Herr ist, der mit den beiden andern Bürgern schicklicherweise nicht zusammengestellt werden kann, so soll von ihm an einem besondern Orte die Rede seyn. Ich gestehe, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich diese Gelegenheit benutzen würde. Die Jünglinge unserer Zeit lieben zu rein, zu uneigennützig, und der baare Vortheil des Heirathens kommt ihnen bei ihren Bewerbungen niemals in den Sinn. Läßt die Mutter der Geliebten nur das leiseste Wörtchen von ehelicher Verbindung fallen, erzürnt sich der edle Anbeter, spricht mit aufgeregter Empfindsamkeit: Madame, das habe ich nicht verdient, Sie verkennen mich — geht fort, und läßt sich nicht wieder sehen. Findet sich nun ein seltener junger Mann, der weniger zarte Gesinnungen hat, dann sollte man eilig zugreifen. Ich kann die beiden Bewerber, von welchen hier die Rede ist, mit gutem Gewissen empfehlen. Doch wir wollen sie selbst hören. „Ein gebildeter, junger Mann, 33 Jahr alt, von gesundem Körperbau und gutem sanften Charakter, in schönen Künsten und Wissenschaften geübt, wünscht, seinem heißen Verlangen gemäß, eine treue Freundin und Lebensgefährtin baldigst zu heirathen. Er besitzt zwar nur weniges Vermögen, treibt aber ein einträgliches, ehrenvolles Geschäft. Sollte ein Mädchen oder eine junge Wittwe, welche 2 bis 3000 Rthlr. im Vermögen hat, geneigt seyn, hierauf Rücksicht zu nehmen, so wird sie ergebenst gebeten, die dießfallsige Nachricht an die Expedition des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen in Gotha franco einzusenden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die heiligste Verschwiegenheit beobachtet wird." Der Bewerber hätte gar nicht nöthig gehabt, zu bemerken, daß er einen guten und sanften Cha-

rakter habe; denn da er in schönen Künsten und Wissenschaften geübt ist, so versteht sich das von selbst. Er sagt geübt, nicht bewandert, also ist er ausübender Künstler. Er spielt Klavier, zeichnet wohl auch und macht ohne Zweifel Verse; denn heißes Verlangen ist unstreitig Bruchstück eines Gedichts. Nicht genug zu loben ist die stylistische Zartheit, mit welcher er zu verstehen giebt, daß er von einer jungen Wittwe 1000 Thaler mehr fordert, als von einem Mädchen; denn so meinte er es eigentlich. Wäre er grob gewesen, oder ein Kanzlei-Stylist, hätte er gesagt: „ein Mädchen, oder eine junge Wittwe, welche respective 2 und 3000 Thaler hat." Daß er sich die brieflichen Anträge franco erbittet, zu welchen traurigen Betrachtungen giebt dies nicht Anlaß! Als Künstler kann er unmöglich so geizig, als ein Mann mit einem einträglichen Geschäfte nicht so unbemittelt seyn, daß er das Porto für einige Dutzend Briefe nicht sollte bestreiten wollen oder können. Aber nicht unbekannt mit dieser lieb- und männerlosen Zeit, mußte er auf einige hundert Briefe gefaßt seyn und sich vorsehen. — Der zweite Freier spricht aus einem ganz andern Tone. Auch ist er reicher und zehn Jahre jünger als der vorige. Heilige Verschwiegenheit gelobt er keineswegs, macht aber auch das Frankiren der Briefe nicht zur Bedingung. Er bittet nicht ergebenst, sondern sagt kurz: „man beliebe sich zu wenden." Er schildert sich, wie folgt: „Ein junger, wohlgebildeter Mann, schöner Statur und Ansehens (schönen Ansehens) von 23 Jahren und anerkannt gutem Charakter, welcher einen bedeutenden, sehr besuchten, wohl eingerichteten Gasthof nebst Grundstücken, gerichtlich zehntausend Reichsthaler taxirt, in

einer der schönsten Städte des Herzogthums Sachsen ererbt hat, sucht eine Person von gleichem Alter, auch wohl jünger, zur Frau, welche sechstausend Reichsthaler Vermögen mitbringt, um sich mit den Geschwistern gänzlich auseinander zu setzen und noch einige Verbesserungen zu machen." Gewiß nicht aus abgeschmackter Kleinlichkeit habe ich die zwei eingeklammerten Worte verbessernd hinzugefügt, sondern nur, um zu zeigen, wie besucht ein Gasthof seyn müsse, dessen Wirth nicht Zeit hat, seine Handschrift noch einmal zu überlesen, um die etwa eingeschlichenen grammatischen Versehen daraus zu vertreiben. Ich glaube, Sachkenner werden diesem Bewerber den Vorzug geben; er ist nicht so liebenswürdig, aber dauerhafter als der andere. Er spricht nicht von heißem Verlangen, sondern gesteht offenherzig, daß er eine Frau suche, um vermittelst ihrer noch einige Verbesserungen in seinem Gasthofe anzubringen. Schwäbische Mädchen, in deren Landen man nach Gulden rechnet, danken es mir gewiß, daß ich für sie herausgebracht, wieviel 6000 Rthlr. Gulden machen; nämlich: 10,800. Allerdings viel Geld!

2.

„Aber du hast ja keinen Bissen gegessen! Was fehlt dir, Alter, was geht dir im Kopfe herum? Hast gewiß wieder Verdruß mit dem Superintendenten gehabt." Der gute Pfarrer von Grünau schweigt, seufzt und geht mit großen Schritten das Zimmer auf und ab. Am andern Morgen bringt der Bote den Allgemeinen Anzeiger aus der Stadt, mit heißhungrigen Blicken durchfliegt ihn der Pfarrer, stutzt, lächelt, Eßlust und Heiterkeit kehren ihm zurück,

und noch nie war er freundlicher gegen seine Confirmanden gewesen, als an diesem glücklichen Tage .... So male ich mir die Sache aus. Ich denke mir eine stille Pfarrwohnung, die leeren Stunden darin und den glücklichen Bewohner des Hauses, der seit dreißig Jahren an einer lyrischen Anthologie sammelt, oder an einem Verzeichnisse sämmtlicher deutscher Dichter und ihrer Werke. Jetzt findet er ein Lied, dessen Verfasser er nicht weiß. Keines seiner Bücher lös't das Räthsel, er wird unruhig und frägt im allgemeinen Anzeiger: „Von welchem Dichter mag das alte Lied seyn:

Ich liebte nur Ismenen,
Ismene liebte mich —?"

Nach vierzehn Tagen kommt die Antwort, und — nicht die Moldau und Wallachei, nicht das Ultimatum, nicht der Freischütz, nicht Herr Pustkuchen und die falschen Wanderjahre kümmern ihn; er weiß jetzt, von wem das Lied ist: „Ich liebe nur Ismenen" — er ist glücklich.

3.

Der edle Fouqué wird schaudern, wenn er Folgendes liest. Der Pfarrer von Bardewitz bei Treuenbrietzen kaufte sich auf dem Jüterbogker Markte eine Stute sammt Fohlen, aus einem von dort vier gute Meilen entfernten Orte gebürtig, und nahm sie in seinen von Fichtenwäldern umgebenen Wohnort mit. In der darauf folgenden Nacht, während der Pfarrer im Bette lag und an nichts Böses dachte, machte sich die Stute mit ihrem Jungen aus dem Staub, um in ihre Heimath zu ihrem angestammten Herrn zurückzukehren: schlug aber nicht den gebahnten Weg ein,

den sie hergekommen, sondern nahm durch Gräben, Wiesen und Fichten die richtige von ihr noch nie betretene Seitenstraße, auf der sie in der kürzesten Zeit zu ihrem Geburtsorte gelangen konnte, und sie hätte auch diesen wirklich erreicht, wäre sie nicht eine Stunde davon angehalten worden. „Die heutige Naturphilosophie (sagt der Maler dieses Pferdestückes) findet hier ein reiches Feld.“ Allerdings! Aber Staatskunst ein noch reicheres, wenn auch nur trauriger Betrachtungen. War es ein Ritterpferd, das so schöne Treue und heilige Ehre gezeigt? Ach nein, es war nicht einmal ein Bürgerpferd. Es war das Pferd eines Baumanns der Aehren, das sich herausgenommen, so viel Verstand zu haben! Und so wuchern die Lehren, welche jene gottvergessenen Menschen ausstreuen, die sich Liberale nennen! Und so stürzen die Scheidewände ein, welche die weise Natur zwischen Ritter-, Bürger- und Bauernpferden aufgerichtet! Und so darf der Franzmann hohnlächelnd nach Jüterbogk weisen und sagen: das auch haben wir gethan!

4.

„Ein Frauenzimmer von guter Herkunft und nicht vernachlässigter Erziehung wünscht, nachdem sie bereits in mehrern herrschaftlichen sowohl als bürgerlichen Häusern Gelegenheit gehabt, sich auszubilden und ihren Grundsätzen Festigkeit zu geben, eine möglichst dauernde Anstellung.“ Wer sich nur etwas auf Menschen und ihre Sprache versteht, erräth leicht, daß das ungenannte Frauenzimmer, welches sich hier als Gesellschafterin anbietet, niemand anders ist, als die bekannte konstitutionelle Dame in Berlin. *)

*) Eine fingirte Person in den damaligen Theaterkritiken Müllner's.

Ihre demokratische Gesinnung und Abneigung gegen die höhern Stände sprechen sich deutlich genug aus. Sie sagt, sie wäre von guter Herkunft und nicht vernachläßigter Erziehung. Sind denn die Leute von guter Herkunft etwa gewöhnlich vernachläßigter Erziehung, daß es dieser ausdrücklichen Bemerkung bedurfte? Ihr ironisches Vorhaben bringt die konstitutionelle Dame in der Aeußerung, daß sie sowohl in herrschaftlichen als bürgerlichen Häusern Gelegenheit gehabt, ihren Grundsätzen Festigkeit zu geben, noch offener an den Tag. Denn natürlich hat sie damit sagen wollen, daß sie Gelegenheit gehabt, die Festigkeit ihrer Grundsätze zu erproben. Das Frauenzimmer, wie man sieht, hat gute Laune und wäre eine vortreffliche Gesellschafterin auf Reisen — nur nicht nach Italien, wegen ihrer höchst wahrscheinlichen carbonarischen Verbindungen.

5.

Neid, hungriger Rabe! .. Doch still. Wer nicht hat Shakespeare's Aug', oder Buonarotti's Farben, oder Mozart's Töne — der kann den Neid nicht schildern. Ich hätte weinen mögen vor Schmerz und Zorn, als ich es las. Da liegt im Königreiche Sachsen ein Städtchen, Schirgiswalde genannt, und glückliche Menschen leben darin. Väter, Mütter, Kinder, Brüder und Schwestern scheinen sie alle zu seyn, denn so stark wie ein verwandtschaftliches hält sie das Band der Liebe und Freundschaft umschlungen. Dort theilt der Reiche mit dem Armen, Mangel hilft dem Mangel, Ueberfluß wird gegen Ueberfluß getauscht. Auch der fremde Bettler verläßt freundlich begabt das Städtchen, denn kein hartes Gesetz verbietet, hungrig und menschlich

zu seyn. Die Treue ist dort zu Hause, kein Notar unterzeichnet die Verträge. Streit um Recht und Besitz, Betrug, Uebervortheilung, Verweigerung des Schuldigen, das Alles ist ihnen unbekannt. Nur der Tod, nicht der rauhe Spruch des Richters scheidet Gatten. An Festtagen, wenn Tanz und Wein das Blut erhitzen, geschieht es nie, daß die Lust in Zank und blutigen Streit ausarte .... Ich weiß es nicht, ob die Bewohner von Schirgiswalde so glücklich leben, ich hörte es nicht erzählen, aber wie kann es anders sein? Wäre nicht Frieden unter ihnen, kennten sie Haß, Zank, Betrug, Rechtsstreit, blutige Händel, würden sie der Häscher, Gefängnisse, Richter und Amtleute nicht entbehren können. Aber sie haben das Alles nicht, sie leben schon dreizehn Jahre ohne Obrigkeit. Ja, so ist es! Im Jahre 1809 kam das Städtchen Schirgiswalde durch den Wiener Frieden von der böhmischen Krone an das Königreich Sachsen, und die sächsische Regierung vergaß, es in Besitz zu nehmen. Doch vergaß sie es wohl nicht, sie wollte vielleicht den verwöhnten Menschen zeigen, daß das Herz auch ein Gesetz, daß Liebe so stark sei wie ein Schwert, und Treue so richtig als die Wage der Gerechtigkeit. Wenn der Herr des Landes zur Freiheit von Schirgiswalde schwieg, wer hätte sonst noch das Recht, dagegen zu seyn? Wer dürfte jene Menschen in ihrem Glücke stören? Aber da tritt ein Ungenannter im Allgemeinen Anzeiger tückisch und giftig auf, der spricht ein Langes davon, „daß dieser Ort weit und breit der einzige ist, der keine Landesobrigkeit hat und keine Landesabgaben zahlt ....“ daß dieses auf die Umgegend nachtheilig wirke, und besonders die liebe Polizei gar sehr dadurch gekränkt werde. Er endigt seine Verrä-

therei mit den Worten: „es würde gewiß Vielen angenehm seyn, von Sachkundigen durch diese Blätter zu erfahren, was es mit dem politischen Verhältnisse des Städtchens Schirgiswalde für eine Bewandtniß habe?" — — Frauen sollen nicht hassen, aber diesen bösen Mann haßt nur. Kein Blick, kein Lächeln, kein freundliches Wort werde ihm zugewendet. Nicht zum Altare, nicht zum Tanze reiche ihm Eine ihre Hand. Verschmäht und vergessen werden, das sei sein Loos, bis er etwa erkrankt und hülflos wird. Dann wartet ihn schwesterlich, damit er beides erfahre: wie wehe Lieblosigkeit und wie wohl die Liebe thue.

6.

Gleich Taschenspielern, Seiltänzern und Kunstreitern producire ich mein schönstes Stück am Schlusse der Vorstellung, damit ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum mitten in der Verwunderung nach Hause gehen und das nächste Mal wiederkommen. Denn allerdings sollen diese Auszüge des Allgemeinen Anzeigers, wenn sie Beifall finden, fortgeführt werden. Die Sache, von der hier gesprochen werden soll, ist ernsthaft, doch heiter zugleich. Man höre: „Ein Edelmann, aus einem altadeligen Geschlechte, in einem der größern Staaten Deutschlands, fühlt sich in den Verhältnissen, in denen er gegenwärtig lebt, durch unverschuldete Zurücksetzung gekränkt und hegt daher den Wunsch, seine dermalige Lage mit einem andern, anständigen Geschäftskreise zu vertauschen. Die Verwaltung des Hofstaates und der Kammer eines fürstlichen oder andern vornehmen Hauses, wobei er auch die Stelle eines Kavaliers zu bekleiden sich vermögend fühlt,

die Intendantur und Aufsicht über Schlösser, Domainen und andere Besitzungen, die Begleitung hoher Personen auf Reisen würden seinen Wünschen, vor allen andern Anstellungen, entsprechen. Zeugnisse seines bisherigen Wohlverhaltens, seiner Pünktlichkeit und Ordnungsliebe und seines ganz arrangirten Etats dürften ihm nicht schwer fallen, von seinen zeitherigen Vorgesetzten beizubringen. Portofreie Briefe unter der Adresse: 6×7=42 nimmt die Expedition dieser Blätter zu weiterer Besorgung an.“ Schon oft habe ich gewünscht, acht Tage in jedem Jahre ein Hofmann zu seyn. Zu denken, zu fühlen, zu wollen, zu handeln — man wird es müde. Und warum sollten Geist und Herz nicht auch ihren Sabbath haben, an dem sie ausruhen? Warum soll der Mensch, um in der Unthätigkeit neue Thatkraft zu sammeln, nicht von Zeit zu Zeit hinabsteigen dürfen, in das Reich des Schlafes, zu Pflanzen und Steinen, die so glücklich sind, weil sie sorglos, und ohne Sorgen, weil sie keinen Willen haben? Ja ich schmeichelte mir, als Hofmann meine Sache vorzüglich gut zu machen. Ich lächelte wie eine Frühlingslandschaft von Claude Lorrain; möchte es schneien oder blitzen, Winter oder Sommer seyn, ich bliebe Mai und lächelte. Ich wäre noch geschmeidiger als ein Handschuh, denn ich paßte zu beiden Händen, und so schnell sollte mein lederner Daumen in einen Ohrfinger zusammenschrumpfen, daß es das schärfste Auge nicht wahrnehmen sollte. Ich rankte mich an den Nerven meines Gebieters hinauf, bis ich in sein Gehirn, und kröche durch die Höhlen seiner Adern, bis ich in sein Herz gelangte. Ich hätte nur ein Wort für Ja und Nein, und hundert Worte für jede Gleichgültigkeit. Ich wäre wie gutes Was-

ser, ohne Geschmack und Geruch, und hätte keine andere Gestalt und Farbe, als die mir mein Gefäß gäb'. Auf diese Weise würde ich mich acht Tage behaupten, und mein Gebieter würde früher seinen Günstling, als dieser die Gunst seines Gebieters verlieren. Ich wartete nicht, wie unser Edelmann, bis ich gekränkt und zurückgesetzt würde. Aber aus dessen klagender Bekanntmachung sieht man doch, wie Zeiten und Menschen sich gebessert haben. Die Hoflist schleicht nicht mehr im Verborgenen, sie spricht sich frei und offen im Allgemeinen Anzeiger aus. Welcher kühne Sprung aus einer Antichambre in eine Wirthsstube! Was mit der Stelle eines Cavaliers für Geschäfte verbunden sind, ist mir nicht bekannt, doch muß viel dazu erforderlich seyn, denn der Edelmann drückt sich mit fast ängstlicher Bescheidenheit aus, daß er sich dazu vermögend fühle. Aufsicht über fürstliche Schlösser, wenn sie in einer reizenden Gegend liegen und eine Gemäldesammlung besitzen, möchte ich wohl selbst haben. Was ein ganz arrangirter Etat heißt, weiß ich nicht; ich denke mir zehn verschiedene Dinge darunter, und vielleicht ist keines das rechte. Aber an der Feinheit der angegebenen Adresse: 6×7=42, wird jeder den gewandten Hofmann erkennen. Wegen der Leserinnen, die oft große Kenntnisse haben, aber selten kleine, ist es nöthig zu bemerken, daß jene Zahlen, aus der algebraischen Sprache in die arithmetische übersetzt, so viel heißen soll, als: 6 mal 7 ist 42. Nicht bloß zufällig wurde diese Adresse gewählt; der gekränkte Edelmann wollte vielmehr dadurch zu verstehen geben, daß er 42 Jahre alt sei. Sein Alter anzugeben, schien ihm nothwendig, weil er, wenn er keine Anstellung finden sollte, nicht abgeneigt wäre,

„eine Parthie einzugehen.“ Dieser Herr nämlich ist einer jener drei Heirathslustigen, von welchen oben die Rede war, seine angeführte Bekanntmachung hat noch einen andern Theil. Darin erklärt er, daß er im Genusse einer vollkommenen Gesundheit stehe, daß seine Persönlichkeit nicht unter die unangenehmen gezählt werden, und er überdieß auch von sich selbst überzeugt seyn dürfe, ohne den Grenzen der Bescheidenheit zu nahe zu treten, daß eine Frau, die keine überspannten Forderungen an einen Mann mache, durch ihn gewiß nicht unglücklich werden könnte. Briefe werden portofrei erbeten.

Nachträge zum Conversations-Lexicon.

1819.

Hogarth.

Er war so kunstgeübt, daß er die Lächerlichkeiten, die er in Gesellschaften wahrnahm, auf seinem Fingernagel unbemerkt scenirte, und mit nach Hause trug, um dort die entworfene Zeichnung zu vollenden. Wenn Hogarth zu unserer Zeit lebte, und in solchen satyrischen Absichten manche gesetzgebende Versammlung besuchte, so müßte er sich die Nägel unausstehlich wachsen lassen.

Inquisition.

Die sinnlose alphabetische Weltordnung hat den unschuldigen, liebenswürdigen Insekten im Wörterbuche den nächsten Platz nach der Inquisition angewiesen. Aber sie sind glücklich, denn sie fühlen ihre Schande nicht. Wir aber, wir dulden sie neben uns! Vater des Alls! Deine Kriege, deine Pesten, deine Gifte, deine Kindermorde begreife ich; aber deine Inquisition erfasse ich nicht. Auch die Fürsten und ihre Räthe, auch die Genossen des heiligen Bündnisses verstehe ich nicht. Wo liegen die Florida's? Wo liegt die Insel Cuba? Fraget Millionen Deutsche, Franzosen, Russen, und sie wissen es nicht. Und

dennoch kann es dahin kommen, daß sie Herd, Weib, Kind und Vaterland verlassen, und wegen jener ungekannten Dinge ihr Blut verspritzen müssen! Aber um die ruchlose Inquisition bleiben sie unbekümmert; es wird geduldet, daß sie die Menschheit schände und die Majestät des deutschen Volkes beleidige. Wir haben gelesen, daß sie so schamlos war, der badischen Regierung kund zu thun, sie habe den Hauptmann Rutschmann im Bilde verbrannt; und keine diplomatische Feder von Lissabon bis nach Stockholm, ob sie zwar noch alle naß und gerüstet sind, wegen der Mediatisirten und der Florida's, wird jenen Schimpf rächen! Noch einmal, ich begreife sie nicht, die Gewaltigen dieser Erde. Sie sehen, daß die Pulvermine Spanien sich täglich furchtbarer ladet, und sie bleiben ruhig. Aber wenn sie springt, dann bersten die Pyrenäen, dann wird verschüttet die Meerenge von Gibraltar und die ungeheuern Trümmer stürzen auf die Bewohner zweier Welttheile zermalmend herab.

Correggio.

Man erfährt doch mancherlei, wenn man mancherlei liest. Noch vor zwei Monaten wußte ich nicht, was ich jetzt weiß, nämlich Folgendes: Was hat ein kuhschnappler Censor Aehnliches mit dem Maler Correggio? — „Sie sind beide Meister in Verkürzungen."

Gerichtsverfassung.

„Vermummte Vehmschöffen," werden gewisse deutsche „Urtelsverfasser" genannt. Aber in diesem Ausdrucke ist mehr Bosheit als Wahrheit. Es giebt in

Deutschland mehrere Gerichte, bei welchen die Oeffentlichkeit durch Angabe der Entscheidungsgründe so weit getrieben wird, daß man nicht bloß diese, sondern auch die nichtentscheidenden Gründe mittheilt, und nicht allein das begangene Verbrechen genau angiebt, sondern sogar bemerkt, wenn ein Beklagter blos wegen Verdachts verurtheilt worden ist. Auch sind die Abschriften der Protokolle gegen die Bezahlung der Gebühren zu jeder Zeit bei ihnen zu haben. Ist das nicht Oeffentlichkeit genug, ja mehr als gut ist — für die Gerichte?

Kästner.

Es wird von ihm erzählt, daß, je größere Fortschritte er in der Mathematik gemacht, je schwerer sei ihm das Addiren und das Einmal Eins gefallen. Jetzt begreife ich, warum große politische Köpfe das kleine tägliche Regieren nicht verstehen; und wenn mir ferner ungerechte Richtersprüche vorkommen, werde ich schließen, daß deren Verfasser große Juristen waren.

Falsche Rechnung.

Ein Schreiben aus Paris, welches die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 29. Juni mittheilt, enthält den Satz: „Die Minister fühlen und wissen, daß sie die „königliche Gewalt auf's Spiel setzen, dächten sie daran, „die Nation um dreißig Jahre zurück führen zu wollen.“ Hierzu macht die genannte Zeitung folgende Note: „Zurück„führen? Was das Zurückführen betrifft, so getrauten wir „eine Wette einzugehen, daß wir, Umfrage von Haus zu „Haus, von Dorf zu Dorf haltend, immer unter zehn

„Stimmen wenigstens sieben für den Zustand vor dreißig „Jahren, im Vergleiche mit der Gegenwart, finden woll„ten.“ — Wie gut wäre es, wenn allen falschen Ansichten, so wie hier, ein mathematischer Ausdruck gegeben würde; deren Wiederlegung zum Frommen der Blödsinnigen wäre dann sehr leicht. Nun wohl, ich nehme die Wette an, und ersuche den Herrn Bemerker, die Umfrage in ganz Frankreich, sobald als möglich, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus anzustellen. Natürlich nehme ich dabei aus, daß die fünfzigjährigen Französinnen nicht über die Sache befragt werden, denn es läßt sich leicht denken, daß diese den Zustand vor dreißig Jahren, wo sie noch jung waren, dem jetzigen vorziehen müssen. Was aber die übrigen Einwohner betrifft, so will ich die Wette verloren haben, wenn sich unter Tausenden mehr als Einer findet, der die Bastille der Oeffentlichkeit der Gerichte, die Lettres de Cachets der Jury, ein Jesuitencollegium dem wechselseitigen Unterrichte, eine Maitressenregierung der Gesetzgebung der Kammern, und die Feudalität der Gleichheit vorziehe. Die Ultras und ihre Söldlinge, die Missionnäre machen gewiß nicht sieben Zehntheile der französischen Bevölkerung aus. Wäre dieses, dann müsse ja durch eine solche überwiegende Mehrzahl nothwendig der Zustand vor dreißig Jahren wieder herbeigeführt werden.

Klubbs.

Im vorigen Jahrhunderte gab es in London mehrere Klubbs von sehr sonderbarer Bestimmung. Da war einer, dessen Mitglieder nur aus dicken Personen bestanden. Das Zimmer, in welchem die Gesellschaft zusammenkam,

war sehr geräumig und hatte zwei Eingänge, von welchen der eine von mittelmäßiger Größe, der andere aber sehr breit war, und aus zwei Flügelthüren bestand. Konnte ein Candidat dieses korpulenten Klubbs durch die erstere Thüre hereinkommen, so ward er als untauglich verworfen; blieb er aber stecken, und konnte den Durchgang nicht erzwingen, dann öffneten sich ihm die Flügelthüren zu seinem Empfange, und er ward als Bruder begrüßt. — Ein anderer Klubb bestand blos aus mageren Personen. Unter der Regierung Karls II. ward der Klubb der Duellisten errichtet, deren Mitglieder Jemanden im Duell umgebracht haben mußten. Für die, welche nur erst Blut abgezapft hatten, war einstweilen ein Seitentisch bestimmt.

Herostratus.

Wollt Ihr Herostrate bilden, so fesselt nur die Kraft des Genius und verschließet ihm die Bahn des Ruhmes. Schnell trifft des Henkers Beil und die Nachwelt flucht keiner Asche. —

Komet.

Die abscheulichen Philosophen haben sogar die Sterne vom Himmel verführt, so daß man sie zu keinen guten Werken mehr gebrauchen kann. Die sonst so gottesfürchtigen Kometen sind von der Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts angesteckt worden. Früher waren sie wohlthätige Vorboten von Hungersnoth, Krieg und Pest, und ihr langer Schweif diente der Geistlichkeit und den Gewaltsherrschern zur Zuchtruthe, womit sie das kindische Volk wegen seiner Unarten abstraften und auf viele Jahre schreckten.

Jetzt aber sind die Kometen nichts schlimmeres als Festprogramme. Der gegenwärtig sichtbare verkündet der frohen Erde und den Millionen anderer Weltkörper, denen er sich zu erkennen giebt, die Geburt eines französischen Prinzen. Diese astronomische Belehrung giebt der Mémorial Bordelais vom 4. Juli des 19. Jahrs des 19. Jahrhunderts. Dort heißt es wörtlich: „Gestern und vorgestern zeigte sich ein hellstrahlender Komet am Himmel. Das Volk, gewohnt solche Erscheinungen als glückliche Vorbedeutungen anzusehen, sieht den Kometen als den Boten an, welcher ihm die Erfüllung seiner Wünsche für die Geburt eines Herzogs von Bordeaux verkündigt." Das sind doch wieder einmal ächte, legitime Kriechereien aus den schönen Zeiten Ludwigs XIV. Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob es dem Herzoge von Berry willkommen seyn möchte, daß ihm ein Sohn und künftiger König der Franzosen von Sternen verkündigt werde, die, wie das Conversations-Lexicon sagt, „gemeiniglich nur ein schwaches Licht haben und in eine Art von Nebel eingehüllt sind."

Lit de Justice.

Das Bett der Gerechtigkeit. Der schwierigste Philolog muß bekennen, daß diese, obzwar sklavische Uebersetzung, dennoch schöner sei, als das ehrsame, gepuderte und publicistische Original. Im alten Französischen bedeutete dasselbe Wort: Bett und Thron. Aber die Franzosen, diese Vandalen, haben ihre schönsten Alterthümer zerstört. Wir Deutsche sind antiquarischer gesinnt. Napoleon selbst hatte alle Eiderdunen aus den Thronpolstern geschüttet, („damit sich kein Weichlicher darauf setze"),

und gesagt: ein Thron sei nur ein Stückchen Holz mit rothem Sammt überzogen. Aber Wir? Im alten Frankreich war der Bett-Thron oder das Thron-Bett, im schlimmsten Falle, ein zweischläfriges Graham-Bett, und die Sache erträglich. Aber die 39 Krankenstuben des deutschen Hospitals sind voller Betten der Gerechtigkeit, wo das leidende Recht schläft und phantasirt. Wir haben 7schläfrige, 42schläfrige, ja 85schläfrige Betten solcher Art. Ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatte Ludwig XVI. das letzte Lit de Justice gehalten; aber jeder Tag des Menschen kann der letzte seines Lebens, jede Handlung seine letzte seyn. Daran sollten auch Fürsten denken.

Aix.

Im Departement der Rhône-Mündungen, ehemals Hauptstadt der Provence. Es macht mir herzlichen Verdruß, daß dieser Artikel gar nicht im Conversations-Lexicon steht. Stünde er darin, so könnte ich ohne Weiteres folgenden Nachtrag dazu machen; jetzt aber werden sie sagen, ich suche Händel und wäre ein böser Mensch.

Daß das Senkenbergische Hospital zu Frankfurt am Main, nach dem Willen seines Stifters, nur zur Aufnahme kranker Bürger bestimmt ist, kann freilich nicht gelobt werden. Aber der menschenfreundliche Trieb und die wohlthätigen Folgen des Vermächtnisses läßt uns das erwähnte Gebrechen leichter verzeihen. Auch hat diese Einrichtung wenigstens die gute Folge, daß, da die Zahl der Kranken auf eine kleinere Zahl beschränkt bleibt, die Pflege, die ihnen zu Theil wird, um so aufmerksamer und vollständiger seyn kann. Wenn aber auch das Spital für Dienst-

boten zu Frankfurt, eine Wohlthätigkeitsanstalt, welche von der Regierung verwaltet wird, die jüdischen Dienstboten ausschließt, was soll man alsdann sagen? Man soll sagen: bei den gigantischen Fortschritten, welche der kolossale Frankfurter Geist zur menschlichen Versittlichung macht, läßt sich erwarten, daß in der kurzen Zeit von fünf bis sechstausend Jahren diese Verhöhnung der kranken Judenmägde aufhören werde. Aber, wenn man nicht blos diesen letzteren, sondern den christlichen Mägden, wenn sie bei Juden dienen, in Fällen der Erkrankung die Aufnahme in das genannte Spital verweigern wollte, was soll man alsdann sagen? Dann soll man dulden, weinen, verzeihen, hoffen und — schweigen? — Nein, man soll nicht schweigen; man soll reden, laut, oft, bestimmt, zu aller Welt, und ohne Scheu, damit die öffentliche Meinung, die Königin der Welt, richte, urtheile, strafe und beschäme.

Aber meinen versprochenen Nachtrag zu Aix darf ich nicht vergessen. In dieser Stadt ist ein Krankenhaus, welches im Jahre 1515 von einem dortigen Einwohner, Namens La Roques, gestiftet worden. Der Stifter hatte in seinem Testamente verordnet, daß „jeder leidende Mensch, welchen Glauben er auch habe, etiam diabolus (der Teufel selbst) — das sind seine eigenen Ausdrücke — in das Hospital aufgenommen werden müsse." Er hat ferner erklärt, daß es sein Wille sei, daß man zu den Verwaltern des genannten Hospitals niemals „irgend einen Geistlichen, welchen Rang er auch in der Kirche habe, etiam Papa (und wäre er Pabst) nehme." — „Cet homme là connaissait son monde," sagt Jouy, der im Erémite en Province Vorstehendes erzählt.

Aber was thut ein ächter Frankfurter Judenhasser, nachdem er dieses gelesen, und sich zwei Viertelstunden auf einen derben Einfall besonnen? Was er thut? Ich sehe ihm in sein gutes Herz; er ist im Stillen witzig und denkt: „Und wenn auch; ein Jude ist ärger als der Teufel, und er kömmt doch nicht hinein!“

Der kleine Haman.

(1819.)

In dem vorigen Blatte der Zeitschwingen, stand ein an mich gerichtetes Schreiben, welches von kranken Juden und ungesunden Christen handelte. Ich hatte versprochen, darauf zu antworten, und will jetzt mein Wort lösen. Anfänglich gedachte ich, bei dieser Gelegenheit mein ganzes Herz auszugießen, das voller Spott und Trauer ist, wegen einiger verstockten Narren, welche die friedlichen Gassen meiner Vaterstadt beunruhigen. Aber bald fiel mir ein, daß man schwache Köpfe und Magen schonen müsse, und ihnen bittere Arzneien, auch wenn sie heilsam sind, nur in kleinen Gaben reichen dürfe. Darum will ich jetzt nur sagen, was für den Augenblick Noth thut.

Der Frankfurter Briefsteller beginnt sein Schreiben mit der Behauptung: in dem was ich über die Krankenanstalten gesagt, sei „viel Unwahres" enthalten; diese Behauptung ist unwahr. In einem einzigen Punkte habe ich mich geirrt, und ich bekenne es offen. Darin nämlich: Am Schlusse des Artikels „Aix" sagte ich: „Aber was thut „ein ächter Frankfurter Judenhasser, nachdem er dieses „gelesen, und sich zwei Viertelstunden auf einen der„ben Einfall besonnen? Was er thut? Ich sehe ihm in sein „gutes Herz; er ist im Stillen witzig und denkt:

...." Aber der kleine Haman, der mir gegenübersteht, hat sich acht Tage besonnen, war vorlaut unwitzig, und schrieb ohne zu denken. Was ich sonst behauptet, ist wahr, und wird ja von dem Briefsteller selbst eingestanden. Ich hatte gesagt: christliche Mägde, welche bei Juden dienten, würden in das Spital nicht aufgenommen, und mein Gegner läugnet dies nicht. Gegen Bezahlung werden sie vielleicht aufgenommen, doch die Dienstboten der christlichen Einwohner finden unentgeltliche Pflege, und das eben ist die Härte und Ungerechtigkeit, worüber ich Klage führte. Ich hatte ferner gesagt: jedes Spital würde von der Regierung verwaltet. Natürlich wollte ich nichts anderes damit ausdrücken, als daß, da es der Regierung frei stehe, diese Wohlthätigkeitsanstalt, nach den Regeln der Menschlichkeit, zum allgemeinen Besten zu leiten, dieses auch ihre Pflicht sei. Daß dieses Spital sein eignes Vermögen habe, war mir wohl bekannt, mein Gegner gesteht, der Staat habe die obervormundschaftliche Aufsicht. Hatte ich etwas Anderes behauptet, und ist der Staat dieser Aufsicht zu Folge nicht berechtigt, auch die unentgeltliche Heilung des kranken Gesindes der Juden zu fordern? Unter der großherzoglichen Regierung hatten die Juden auch hierin gleiche Rechte und erst nach der Schlacht von Hanau wurden die geflüchteten, und sieben Jahre lang verborgen gehaltenen politischen Reliquien wieder herbeigeholt, und der alte abergläubische Bilderdienst dem Volke von Frankfurt, das den wahren Gott der Milde kennen und anbeten gelernt hatte, von Neuem aufgedrungen.

Haman, der Kleine, findet etwas darin, daß die Juden mit den hohen Herrschaften und Postillonen gleiches Recht

hätten, ihr Gesinde gegen Vergütung in das Spital zu schicken. Er sagt: „doch das ist dem Judenfreunde in „Num. 56 der Zeitschwingen nicht genug, er möchte in „lebendiger Betriebsamkeit überall gern ärnten und mit= „theilen, auch da, wo er nicht säete, auch da, wo er nicht „mitgründen und erbauen half." — Zuvörderst bin ich kein Judenfreund, ich bin der Freund aller Menschen, ja sogar solcher, die dem Briefsteller gleichen. Denn nach meinem Systeme von der besten Welt weiß ich auch, wozu böse Narren darin dienen; doch rede ich nicht davon, damit mein Gegner nicht stolz werde über seine hohe Bestimmung. Ferner erscheint es mir nicht als etwas Besonderes, daß man in Frankfurt außer Verstand für Geld Alles haben könne. In einer Handelsstadt ist dieses ganz in der Ordnung. Die Juden in Frankfurt sollen und wollen nicht ärnten, wo sie nicht gesäet haben. Da sie aber so reichlich als die christlichen Einwohner, ihr jährliches Saatkorn in Abgaben und Steuern entrichten, so haben sie auch so viel als jene auf alle öffentlichen Einrichtungen Ansprüche zu machen, die im Staate zum allgemeinen Nutzen bestehen, und sie sollten nicht nöthig haben, den einzelnen Gebrauch derselben besonders vergüten zu müssen. Der ironische Briefsteller will mich ärgern und schreibt: „Rechte, bei denen eine Zahlung Statt findet, scheinen den wahren Judenfreunden keine Rechte zu seyn." Der kleine Haman, wie es scheint, ist ein großer Freund vom Bezahlen und Erkaufen; ich bin es nicht. Denn ich weiß aus Erfahrung, daß dort, wo das Recht bezahlt werden muß, auch das Unrecht erkauft werden kann.

In's Irrenhaus zu Frankfurt werden, wie der Brief=

steller versichert, die Juden aufgenommen, und dieses ist die einzige öffentliche Anstalt, von der sie nicht ausgeschlossen sind. Es ist doch sonderbar, daß die Juden erst wenn sie Narren geworden, gleiche Rechte mit den Christen genießen. Wenn ihnen keine andere, als eine solche Befähigung zum Genusse des Frankfurter Staatsbürgerrechtes mangelt, so liegt doch viel Tröstliches in ihrer Zurücksetzung.

Der kleine Haman kam erst nach großen Ausschweifungen (Digressionen) in die Krankenanstalten hinein, (solcher Weg führt oft zu solchem Ziele). Junge Leute verführen sich wechselseitig durch ihre Ausschweifungen; ich erfahre es jetzt, denn ich werde auch ausschweifen. Der Briefsteller vermuthet, daß dasjenige, was ich über den betreffenden Gegenstand gesagt, „den Herrn Redakteur nicht zum Verfasser habe, da ihm die Verhältnisse der Frankfurter christlichen und jüdischen Hospitäler bei mehrjährigem Functioniren auf der Polizei, wohl bekannt sein können." Der Briefsteller hat falsch vermuthet. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes und der Redakteur der Zeitschwingen sind eine und dieselbe Person. Aber es ist mir nicht gezeigt worden, daß mir die Verhältnisse der Frankfurter Spitäler unbekannt wären. Weil meine ehemalige Anstellung bei der Polizei zur Sprache gekommen, so will ich einer hierher gehörigen andern Erfahrung erwähnen, die ich während meiner Amtsführung gemacht habe. Nämlich, daß die Stimmung des Hasses, die gegen die Frankfurter Juden sich ausspricht, nur eine erkünstelte, scheinbare ist, welcher die eigentliche Gesinnung der dortigen christlichen Bürgerschaft gar nicht zusagt, und die nur

von einigen Regierlingen aus Herrschsucht, und von einigen Krämern aus Habgierde bauchrednerisch hervorgebracht, und als die Sprache Vieler ausgegeben wird. Man hat nirgends bessere Gelegenheit als bei Polizeistellen, die Gemüthsart eines Volkes, seine Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen kennen zu lernen; weil dort dieses alles in hundert Ausbrüchen, täglichen Zänkereien und Händeln sich offenbart, und zur gerichtlichen Untersuchung kömmt. Aber während meiner dreijährigen Amtsführung ist mir weder in meinem eigenen Geschäftskreise, noch in dem der übrigen Angestellten auch nicht ein einziges Beispiel vorgekommen, wo Juden und Christen als solche einander feindlich gesinnt sich gegenüber getreten wären. Der Frankfurter Bürger des Mittelstandes (und nur letzterer allein bildet den eigenthümlichen Geist einer Volksgemeinde; denn der ungeschliffene Pöbel und die abgeschliffenen Vornehmen sind überall sich gleich) erschien mir zwar rasch und auffahrend, aber auch gutmüthig, edelstolz, ohne Falsch und Gleisnerei, und rechtschaffen im strengsten Sinne des Wortes. Diese sind es nicht, welche die Juden verfolgen; aber man läßt sie nicht zu Worte kommen, und sucht sie über diesen Punkt, so wie über manchen noch wichtigern des Frankfurter Gemeinwesens zu täuschen.

Ich kehre zu meinem kleinen Haman zurück; er wird unterdessen gewachsen seyn. Er sagt, die Tendenz meiner, in dem betreffenden Gegenstande geführten Klage gehe offenbar dahin, „bei den Juden Haß, Anmaßung, Grimm zu reizen und zu schärfen — so wird den Juden nicht geholfen." Die Juden haben wohl das Recht, ihre Unterdrücker zu hassen, und man braucht sie nicht erst dazu auf-

zureizen. Sie maßen sich nichts an, sie fordern nur die Rechte, die jeder Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft hat, und die man weder zu verdienen braucht, noch verscherzen kann. Grimmig sind sie gar nicht; aber der kleine Haman ist grimmig, und das nimmt sich gar zu närrisch aus. Aber geholfen wird ihnen auf jeden Fall durch öffentliche Rede. Es kömmt nur darauf an, die Mehrzahl der christlichen Bürger zu enttäuschen, ihre Menschlichkeit aufzuregen, und wo dieses nicht gelänge, wenigstens zu zeigen, wie sie durch Unterdrückung der Juden und Einschränkung ihrer bürgerlichen Verhältnisse ihrem eigenen Vortheile in dem Wege stehen. Diesen Zweck zu erreichen ist leichter, als der kleine Haman denkt. Es haben mich mehrere sehr achtungswerthe Mitglieder des Senates und des gesetzgebenden Körpers versichert, daß diese beiden Staatskorporationen wohl fühlten, wie Unrecht sie den Juden thäten, und daß sie selbst nicht hofften, ihre Absichten mit ihnen durchzusetzen: daß sie sich schämten, die neue Judenordnung, die sie der Bundesversammlung vorgelegt, durch den Druck bekannt zu machen, und daß manche Mitglieder des gesetzgebenden Körpers jenem Regulative nur darum ihre Beistimmung gegeben, weil sie hofften, daß in solcher grellen Feindseligkeit abgefaßt die Bundesversammlung dasselbe ganz verwerfen werde. Und dieses sei ihr Wunsch, den sie aber, offen verfolgt, nicht erreicht haben würden.

Es ist nichts lächerlicher als das Schreckbild, welches der kleine Haman den Juden vorhält, indem er ihnen Verderben droht, wenn sie in ihrem Streben nach Freiheit glücklich wären. Er sagt: dieses führe „zu einem entschei-

denden Kampfe." Ferner: „jede neue Hingabe von Rechten ist nur ein neuer Sporn, die blutige Entzweiung in den Staaten früher herbeizuführen." Man möchte des Teufels werden und sich todt lachen (nämlich nach Umständen eins von beiden), wenn man diese Spießbürger sieht, wie sie ihre kleine brabanter Elle an die großen Verhältnisse der Zeit legen, und mit ihrem Lothgewichte Pfeffer und Weltereignisse abwägen. Sie sind so verrückt, daß sie ganz im Ernste glauben, es würde Europa in Flammen setzen und die Staaten zur blutigen Entzweiung führen, wenn die Juden Eckhäuser kaufen dürfen. Es giebt in Frankfurt Narren, die einen leiblichen Eid darauf schwören, Napoleon wäre von Gott aus keinem andern Zwecke vernichtet worden, als damit die Juden von der Schnurgasse der großen Stadt Frankfurt verjagt würden; und wenn ihnen ein billiger Mann sagte: „Meine Herren, Sie haben in der Hauptsache Recht, der Brand von Moskau und die Leipziger Schlacht mußten Statt finden, damit die Schnurgasse der großen Stadt Frankfurt von den darin wohnenden Juden gesäubert würde; aber vielleicht hat die Vorsehung noch ihre kleinen Nebenabsichten dabei gehabt", so würden sie ihn auslachen und sagen: Das müßten sie besser verstehen.

Der kleine Haman haßt die Juden vorzüglich darum, weil sie mit den Christen nicht essen und weil sie die Ehe mit den Christinnen verbieten. Ich will ihm hundert Juden in's Haus schicken, die täglich mit ihm essen und nach Tische seine Töchter zu Frauen fordern sollen (vorausgesetzt nämlich, daß sie hinreichende Aussteuer erhalten), und jetzt frage ich ihn: ob er diesen Juden Bürgerfreiheit will ge-

währen lassen? Ich frage ernstlich und erwarte ernste Antwort. Keine Ausflüchte, keine altherkömmlichen Redensarten! — Mein Gegner klagt: die Juden isolirten sich durch Gebräuche und Gesetze. Er sagt: „Wenn die Juden ihr isolirtes System verlassen, als Brüder zu uns treten, so wird die Gesammtheit die Aufnahme, die Rechte, die Auszeichnungen erhalten, die vielen Einzelnen, die sich zu uns gesellten, von allen Seiten zu Theil wurden." Er erkläre mir auf eine unzweideutige Art, was die Juden zu thun haben, um ihr isolirendes Wesen aufzugeben, auf welche Weise sie sich den Christen als Brüder zu erkennen geben sollen, und man ihnen, wenn sie es thäten, oder denjenigen unter ihnen, die es thun, Bürgerfreiheit geben wolle. Er erkläre mir ferner, ob es keine Juden in Frankfurt gäbe, welche jene Forderungen bereits erfüllten, und wenn es solche giebt, warum man sie vor den übrigen nicht auszeichne. Aber noch einmal, ich erwarte Antwort in bestimmten Ausdrücken, und wir wollen diese wichtige Sache vor dem Gerichtshofe der öffentlichen Meinung, als redliche Männer und im Vertrauen auf unser Recht, mit aller Kraft vertheidigen.

Aber ich weiß es vorher, daß sich der Gegner der Juden und der meinige zurückziehen, oder wenigstens hinter die Hüllen altherkömmlicher Redensarten, die wegen ihrer dunstigen Beschaffenheit gar nicht zu zerreißen sind, weil sie immer wieder zusammenfließen, verstecken wird. Und wer ist dieser Gegner? Etwa ein handelsneidischer Krämer? Oder ein bigotter Christ? Oder ein unerfahrener, im Aberglauben auferzogener Mensch, der nie Juden gesehen und glaubt, sie wären eine Art Teufel mit Hörnern und Bocks-

füßen? Nein; der Verfasser jenes Schreibens ist ein sogenannter gebildeter Mann, ein Mann, der recht gut weiß, daß den Juden Unrecht geschieht, ein Frankfurter Arzt. Wie, ein Arzt? Ein Mann, der da weiß, daß ein neu gebornes Judenkind weint und begehrt, wie und was die andern; ein Mann, der die Nieren kennt, und das Herz und die Sinne, und weiß, wie sie bei Juden und Christen gleich gebildet, und daß die Natur keinen Unterschied gemacht; ein Mann, der am Krankenbette sitzt und wahrnimmt die mannichfaltigen Schmerzen und Leiden des schwachen, leicht verletzlichen Menschen, und begreift, daß er des Beistandes bedarf und der Liebe seiner Mitgeschöpfe; ein Mann, der Sterben sieht und die Vergänglichkeit des Lebens, und wie es zu kurz sei selbst zur Liebe, geschweige zum Hassen, und sieht, wie der höhnische Tod des menschlichen Hochmuths spottet, und daß die Würmer den Leib des Bürgers so frech zernagen, als den des Schutzjuden und des Beisassen — ein solcher Mann sollte befangen seyn von den wahnsinnigen Begriffen besinnungsloser Menschen? Nimmermehr. — Doch ich will Großmuth üben, und lieber an seinem Kopfe zu zweifeln scheinen, als den Zweifel an seinem Herzen verkünden.

Nachtrag.

Herr Dr. Varrentrapp hat in einem, mir zugesendeten und mit seinem Namen unterzeichneten Schreiben dasjenige zu widerlegen gesucht, was ich in einem frühern Blatte der Zeitschwingen unter der Aufschrift: „Der kleine

Haman", gesagt habe, und er forderte, daß es abgedruckt werde. Das Verlangen war billig und es wäre meine Pflicht gewesen, es zu erfüllen. Aber der Verleger der Zeitschwingen weigerte sich standhaft, das Schreiben aufnehmen zu lassen, und zwar aus dem Grunde, weil es zu lang sei, und sich die auswärtigen Leser mit Recht darüber beschweren könnten, daß man ihnen einen Gegenstand, für den sie keine Theilnahme haben, wiederholt und breit aufdringe. Das Einzige, was ich daher thun kann, und welches wahrscheinlich dem Herrn Einsender genug ist, besteht darin, daß ich die in dem Briefe mir gemachten Vorwürfe ausziehe und mittheile. Das ganze Schreiben ist ein Wermuthaufguß; wenn ich nun das Wasser wegschütte und die Bitterkeiten trocken hinabschlucke, so zeige ich mich hinlänglich als ein tugendhafter Mann. — Folgendes wird mir eingegeben. . . . . Ich hätte mich gemeiner Schimpfreden bedient. — Unter deutsch verstünde ich, was der Pöbel darunter versteht, dem grob und deutsch synonym wären. — Ich sei nicht werth den Namen eines Deutschen zu führen. — Ich wäre kein Deutscher, sondern ein Fremdling, ohne Heimath, ohne Herd, von jedem patriotischen Gefühle entblößt und leer. — Ich hätte die Cardinal-Untugend der Juden, den Eigensinn. — Ich wäre ein falscher Freiheitsapostel. — Ich hätte mich in meiner Blöße und Nichtigkeit gezeigt. — Ich gebehrdete mich wie ein Gesetzgeber und wäre doch keiner. — Es wäre von mir am ersten zu erwarten, daß ich eine Christin heirathete, wenn sie Geld hätte. — Ich hätte, um den Christen meine Abstammung zu verbergen, meinen Namen Ludwig Baruch in Dr. Börne verwandelt. — Aber „nicht die

Aenderung des Namens, die aufrichtige, redliche Gesinnung sei es, die die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat. — Ich sollte mich unter eine freiwillige Censur setzen, denn so lange ich unter einem Censor gestanden, hätte ich einen blühenden Styl und Witz gehabt, jetzt aber sei es nicht mehr so" ... Aus diesem Allen geht klar hervor, daß ich Unrecht gehabt, zu behaupten, es sei hart, daß christliche Mägde, welche im Falle der Erkrankung im heil. Geist=Spitale unentgeltliche Pflege und Heilung finden, diese Ansprüche verlieren, sobald sie bei Juden in Dienst treten.

Freiheit und Gleichheit, ohne Revolution.

(1819.)

Das kurhessische Dorf Bockenheim, dessen Häuser eine halbe Stunde von Frankfurt entfernt liegen, und dessen Weichbild noch um die Hälfte näher reicht, ist zur Stadt erhoben worden. Dort sollen alle Einwohner sich gleicher Rechte erfreuen, und die Fremden, welche dahin ziehen, ohne Unterschied der Religion, auch die Israeliten, gleiche Freiheiten mit den alten Einwohnern genießen. So hat denn auch hier die gütige Natur neben der giftigen Wurzel das Heilkraut tröstend erstehen lassen. So ist dem verfolgten, geschändeten, mit Füßen getretenen Rechte eine Freistätte geöffnet, wohin es sich flüchten und wo es gedeihen kann. So können die Juden zu Frankfurt, die von ihren christlichen Mitbürgern mißhandelt werden, den Sitz ihrer Sklaverei ohne Zerstörung ihres Wohlstandes verlassen und in Bockenheim endlich ein Vaterland finden; sie müßten denn durch lange Knechtschaft so verknechtet worden seyn, daß sie um wenige Jahre etwa geringern Handelsgewinnstes ihre Freiheit nicht erkaufen wollen.

Es ist bekannt, daß die christliche Bürgerschaft zu Frankfurt (oder vielmehr diejenigen, welche sich das Wort für sie angemaßt; denn die Mehrzahl der Einwohner ist gut gesinnt und verabscheut den Geist der Verfolgung), gleich

nachdem sie das wiedererlangt, was sie die Freiheit ihrer Stadt nannte, diese Freiheit dadurch mißbrauchte, daß sie den Juden die bürgerlichen Freiheiten entzogen, welche diese unter der großherzoglichen Regierung genossen. Seitdem führen diese beiden Religionspartheien einen Rechtsstreit, der von der Bundesversammlung entschieden werden soll. Kürzlich hat der gesetzgebende Körper in Frankfurt ein Regulativ entworfen, enthaltend die Rechte, welche künftig den Juden eingeräumt werden sollen, und diesen Gesetzesentwurf der Commission der Bundesversammlung, welche mit diesem Gegenstande beschäftigt ist, überreicht. Ich werde darauf zurückkommen und das Regulativ den Lesern mittheilen. Bis dahin mögen sie mich einen Verläumder schelten, wenn ich sage, daß Alles darin zusammengehäuft ist, was nur der Uebermuth der Macht Grausames, und der spießbürgerliche Gewaltdünkel Lächerliches hat. Rechte der Natur und des Staates sind darin auf's Grausamste verhöhnt und verletzt. Die alte pharaonische Polizei, die Bevölkerung der Juden zu vermindern, wird von Christen nachgeahmt. Kein Jude soll vor dem fünf und zwanzigsten Jahre heirathen dürfen. Zu ihrem Handel sind ihnen einige der engsten, dunkelsten Gassen angewiesen. Der Handelsmann, dessen Haus zwei Seiten oder Ausgänge hat, der darf nur an der einen Thüre Verkehr treiben. In den Straßen, worin die Juden Läden besitzen, dürfen sie keine Eckhäuser haben; und dergleichen Narrheiten mehr. Ich bin ganz lustig geworden über diese Krähwinkelstreiche. Anfänglich war mir das Herz zusammengepreßt, da gedachte ich der lächerlichen Wuth, mit welcher Menschen sich verfolgen, die

dieses kurze Gasthausleben nur auf wenige Minuten zusammenführt.

Ziehet nach Bockenheim, Kinder Israels. Nehmet Euer Geld mit, aber Euern Eigensinn und manches Andere laßt in Frankfurt zurück. Und wenn Ihr zu Macht kommt, so mißbraucht sie nicht, und erinnert Euch, wie Unterdrückung schmerzt.

Wahrscheinlich ist es einer der getreuen Bornheimer Nachtarbeiter, (denn er spricht mit großer Sachkenntniß von Schmutz und Ekel,) der in der Aarauer Zeitung vom 18. August einen Bericht über die zu Frankfurt sich ereignete Judenverfolgung eingeschickt hat. Ich thue dessen Erwähnung, nicht um ihn zu widerlegen, sondern aus nationalökonomischen Gründen. Der Erzähler hat Tadel verdient, daß er für die Erzeugnisse seines Fleißes einen ausländischen Markt gesucht, und er verrieth hierdurch wenig vaterstädtische Gesinnung. Die Witz-Ausfuhr von Frankfurt sollte streng untersagt seyn, und jene schändlichen Wucherer, die aus der Noth ihrer Mitbürger einen Gewerbszweig machen, müssen gehängt oder gehenkt werden. Jener Bericht schließt mit den Worten: „Möge daher dieser Vorfall die hiesige Judenschaft belehren ... sonst würden sie besser thun, dem Rathe ihres Fürsprechers, Dr. Baruch, genannt Börne, recht bald zu folgen, und von hier nach der neuen Stadt Bockenheim in Frieden abzuziehen.“ ... Diesen närrischen Refrain habe ich schon einige Male in öffentlichen Blättern von den Ufern des Mains her singen hören. Meine Herren Feinde, denen das kritische Schießpulver ausgegangen, drehen ihr Gewehr um und gehen

mit dem Flintenkolben auf mich zu; aber ich weiche ihnen geschickt aus, denn solch' ein blaues Vergnügen ist meine Sache nicht. Diese bescheidenen Menschen bilden sich nämlich ein, ich hätte, um neutestamentarisch zu erscheinen und mit ihnen verwechselt werden zu können, meinen Namen verändert. Sie irren sich stark. Die Maskenfreiheit des Frankfurter Christenthums ist zwar nicht ohne Lust, da sie das Recht giebt, tausend Thorheiten zu sagen und zu begehen; aber für mich ist die dortige Fastnacht des Geistes zu lang und zu toll, und ich meide gern ihren Jubel. Weit entfernt, nach dem Scheine einer Aehnlichkeit mit ihnen zu streben, würde ich selbst diejenige, die ich wirklich mit ihnen haben könnte, sorgfältig zu verbergen suchen, weil ich mich der Gesellschaft schämen müßte.

Seid boshaft, Kinder! das schärft zuweilen den Stumpfsinn; aber seid nicht abgeschmackt!

Weibliche Beiträge zum Conversations-Lexicon in alphabetischer Unordnung.

(1818.)

Nicht wegen ihrer Unordnung, oder weil sie etwa für das weibliche Geschlecht allein bestimmt wären, nenne ich diese Beiträge weiblich, sondern, damit ich eingedenk bleibe, stets mild und lieblich zu schreiben. Die Erinnerung ist nicht zu entbehren. Als ehemaliger Zeitungs-Frühprediger führte ich eine männliche, von verzärtelten Philosophen hart genannte Sprache. Ich bediente mich ihrer, nicht aus Mangel an Erziehung, sondern aus Grundsätzen. Wenn das Saatkorn, dachte ich damals, zu feinen Zuckerbäckereien verbraucht wird, dann werden unsere Kinder Hunger sterben. Die Staats-Landwirthschaft wird mit groben Werkzeugen getrieben, mit Pflugscharen, Sensen, Dreschflegeln und Mühlengeklapper. Die schmucken brabanter Spitzen, die unter der Erde geklöppelt werden, damit kein Lüftchen die zarten Fäden auseinander hauche, kämen sie je zu Stande, wenn nicht zuvor der Flachs scharf gehechelt würde, und sind nicht die schönsten, feinsten Toilettenkünste alle bäurischer Abkunft? Aber der Mensch, besonders der philosophische, ändert seine Grundsätze nie lieber als ungern, nämlich wenn er muß. Ich und Andere mußten zu unserm Glücke. Unsere Feldgüter wurden in Erbpacht ge-

nommen, und wir leben von dem Pachtzinse gemächlich in der Stadt. Jetzt ist es Zeit, das Leben zu genießen und artig zu werden. Aber die Gewohnheit, diese strenge Gebieterin, giebt uns nur langsam frei, man muß sich ihr gewaltsam zu entreißen suchen, und welche Hände sind behülflicher darin, als schöne?

In den Zuckerplantagen der Almanache werden die Autoren leicht süß. Ich habe aber nie daran gearbeitet. Eine Artigkeit zu sagen fällt mir nur etwas weniger schwer, als eine zu denken. Die Aufsicht des schönen Geschlechts ist mir daher unentbehrlich; ich bitte darum, und um Vertrauen auf meine Dankbarkeit. — Mit letzterer fange ich sogleich an, indem ich höflich behaupte, daß es in dieser Stunde mehrere hundert schöne Mädchen giebt, die alle gelehrter sind, als ich. Die Leser werden sich wundern, sowohl über mein Geständniß, als über die Sache selbst. Aber es ist nicht anders. Jene besitzen die ältern vollendeten Ausgaben des Conversations-Lexicons, und alles, was zwischen den Polen des A und Z liegt, ist ihnen gehörig bekannt. Ich aber bediene mich der neuesten Auflage des Buches, dessen achter und jüngster Band mitten im S stehen bleibt; daher all' mein Wissen, ungleich den Engländern, nicht über das Seerecht hinausgeht. Diese gelehrten Beiträge können sich daher nicht weiter erstrecken, als über $\frac{4}{5}$ Theile des Gebietes menschlicher Erkenntniß, womit man sich einstweilen begnügen muß.

Die alphabetische Ordnung des Plauder-Lexicons werde ich aus zwei Gründen nicht befolgen. Erstens ist jene Rangordnung für die mich beschützende schönere Hälfte des lesenden Geschlechts ganz ohne Nutzen. Frauenzimmer haben

sehr oft große Kenntnisse, aber selten kleine. Die Wenigen unter ihnen, die sich auch in letztern auszeichnen, wissen zwar, wie die Buchstaben auf einander folgen, aber doch nur dann, wenn sie vom A zu zählen anfangen und die ganze Buchstabenleiter, Sprosse nach Sprosse, hinabsteigen. Von der Mitte des Alphabets ausgehend, etwa vom Q, findet keine den Weg, und es ist zu wetten, daß auch die Behendeste nicht zu antworten weiß, wenn man sie mit der Frage überrascht, auf welchen Buchstaben das X folgt. Ich kann es beschwören, was ich erzählen will, daß ich sah, wie ein Frauenzimmer zwölf Bände des Conversations-Lexicons, also zwei mehr, als es hat, in die Hand nahm, um ein Wort vergebens darin zu suchen, das sie erst im dreizehnten fand. Aber das Wort war auch erstaunlich schwer, ein stockfinsteres, orthographisches Räthsel und Casse-tête chinoise, nämlich: Czerny Georg, der Servier. Zweitens ist die alphabetische Ordnung der Conversations-Wissenschaften ungemein schädlich. Dinge, die getrennt gar nicht zu gebrauchen sind und so nothwendig zusammengehören, wie Suppe und Löffel, werden zu verschiedenen Zeiten dargeboten. Ein Mädchen lernt im Conversations-Lexicon die Ehe kennen, ehe sie noch weiß, was Liebe ist, und erst nach vielen Leipziger Ostermessen unterrichtet sie sich über die Treue. Bei den gelehrteren Männern, die ihre Kenntnisse aus der Quelle schöpfen, ist dieses ganz anders, und wenn sie zur Ehe schreiten, sind sie über Liebe und Treue schon längst hinaus. Letztere werden den gegebenen Wink verstehen, und keine Frau von der neuesten Conversation heirathen. Andere Gründe gegen die alphabetische Ordnung, wie der: daß Dinge,

die gar nicht zu einander gehören, neben einander zu stehen kommen, z. B. Canonen und Canonicus, Ananas und Anarchie, Biscuit und Bischof, übergehe ich, weil ich mich eile, diesen voralphabetischen Artikel zu schließen, da ich es gar nicht erwarten kann, mich bei den Weibern einzuschmeicheln.

Vertrauliche Briefe.

(1822.)

1.

Ich habe Ihnen Alles auf das schönste besorgt, und Sie werden Ihren Diener loben. Doch nein, nicht Alles, Oblaten von der Kleinheit, wie Sie sie wünschen, waren nicht zu haben. Vielleicht suchte ich auch nicht emsig genug, denn es war grade kein Geschäft, das mich erquickte. Zwanzigmale fragte ich mich auf dem Wege zum Papierladen: Für wen mögen sie wohl bestimmt seyn? Das sind ja die größten Geheimnisse, die man mit den kleinsten Oblaten versiegelt. Und da schwebte mir Ihr Onyx vor, der auch klein, und worauf, ich weiß nicht, welches Kind eingegraben ist; ich glaube, Ihr Brüderchen. Daß Sie mich zu Ihrem Literatur-Minister ernannt haben, machte mich sehr lachen. Sie sind doch immer neu! Welcher Mensch hat sich je an einem Kriminalrichter gewendet, daß er ihm einen treuen Bedienten verschaffe? Und ich soll Ihnen gute Bücher empfehlen? Ich, ein Buchrichter, ich, ein Blutmensch? Was kümmern mich die guten Werke der Leute! Nicht ihnen verdanke ich Amt und Brod. Alle Fehler Goethe's und Jean Paul's stehen in meinem Register verzeichnet, aber von dem, was sie Edles haben, erfährt nur mein Herz, in den seltenen Stunden der Rührung. Doch es soll geschehen. Ich will meine Gerichtsferien benutzen, Leseproben

für Sie zu halten. Seyn Sie aber dankbar, und wenn ich einschlafe, entschädigen Sie mich mit angenehmen Träumen.

Haben Sie den Freischütz gehört und gesehen? Ich glaube gelesen zu haben, daß man Euch diese Oper verkündigt. Hier wurde sie seit vierzehn Tagen dreimal aufgeführt. Die guten Leute waren entzückt davon, und das hat mich etwas ängstlich gemacht; denn wenn man berauschte Menschen vor sich sieht, bedenkt man sich, auch nur zum mäßigen Genusse, das Glas in die Hand zu nehmen. Ich habe aber doch getrunken, und den Wein feurig genug, lieblich, und ganz rein und zuträglich gefunden. Das ist ein ächt deutscher Rebensaft, wie ihn nur der alte Vater Rhein schenkt; das ist — doch ich kann es vor Lachen nicht vollenden; nachher mehr davon, wenn ich wieder vernünftig geworden bin.

Wenn etwas, so ist es die Musik, worin die Gemüthsart eines Volks sich ausdrückt, und behaupten, daß wir eine deutsche Musik gar nicht haben, das heißt behaupten, daß das deutsche Volk gar keinen Character habe. Und so ist es auch. Weber gab uns in seinem Freischützen die erste deutsche Oper, und weil sie so ist, haben wir durch sie noch mehr gewonnen als sie allein; ein schönes Zeichen einer schönern Sache. Ich bin eigentlich kein Musik-Kenner, ich vermag für die Wahrheit meiner Gefühle keine gerichtliche Beweise darzubringen, aber ich weiß, Sie vertrauen mir. Denken Sie sich einen deutschen Don Juan, aber Einen, der nicht Champagner trinkt und Donnas liebt, sondern Landwein und Landmädchen — so ist dieser Freischütz. Die Ouvertüre ist in einem sehr edlen Style gedichtet, und auch der Scherz darin, wie in allen Stücken der Oper, mit dem

feinsten Anstande durchgeführt. Das Schelmlied, welches der böse Jäger singt, wird Ihnen gefallen; die Pickelpfeifen schreien so frech heraus — ein sehr guter Einfall. Ach, und das Brautlied! Man möchte verschmelzen vor Lust. Unsere jungen Mädchen husten schon vierzehn Tage, und können die Kehle nicht frei bekommen von dem süßen Liede: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer Seide." Welch ein Zauber in diesem veilchenblauer Seide, man könnte einen Simson damit binden! Den Jägergesang im dritten Akte hört gewiß Jeder, vornehm oder gering, mit großem Vergnügen. Die genannten Musikstücke sind vielleicht nicht die besten der Oper, aber sie sind die liebenswürdigsten, die sich durch Einschmeicheln vordringen. Der Geisterchor vor der Erscheinung der wilden Jagd, und der diesen begleitende furchtbare Gesang, sind von großer Wirkung; doch ist mir dieser Theil der Musik noch nicht recht klar geworden, weil die Aufmerksamkeit durch die mannigfaltigen Scenerien, die das wilde Heer darbietet, abgelenkt und das Ohr betäubt wird. Liebe Freundin, welch' ein Tosen, welch' ein Grausen, welch' ein furchtbarer Anblick! In Kassel ist ein armer Mensch darüber verrückt geworden, so daß man ihn in's Tollhaus bringen und fesseln mußte. Hier aber ist so etwas nicht geschehen. —

Die Ritter schauten muthig d'rein,
Und in den Schooß die Schönen.

Aber nicht alle in den Schooß. Mehrere Schönen haben den Kopf abgewendet, und andere in der höchsten Angst und Verzweiflung recht starr in das Entsetzliche hineingesehen.

Einige Musikfreunde wollen bemerkt haben, daß Weber in seiner Oper sich manches ihm nicht Zugehörige angeeig-

net habe; aber vielleicht täuschten sie sich hierin. In jedem Werke deutschen Geistes muß sich Bekanntes finden; denn das ist ja eben die Art der Deutschen, daß sie die Farben der Kunst und Wissenschaft, worin das Völker-Prisma sich getheilt, wieder versammeln, um das reine Licht der Erkenntniß darzustellen. Doch das heißt nicht, sich Ungebührliches zuwenden, denn Farben sind ja die Töchter des Lichts. . . . Sie werden sich langweilen bei meinem Prisma, und wissen wollen, wie unsere Herren und Damen gespielt und gesungen, dann sind Sie auch eins von den neugierigen Kindern, die nicht einschlafen können, wenn sie nicht alle Tage erfahren, wie jede Mad. Müller in ganz Deutschland jeden Abend gesungen, und ob sie herausgerufen worden. Die Oper wurde trefflich aufgeführt. Die Intendanz, welcher die Leitung des Ganzen oblag, der Kapellmeister, der die Oper einstudirt, alle Sänger und Sängerinnen, verdienen wegen ihrer Leistungen großes Lob, unter den Sängerinnen vorzüglich diejenige, welche die Rolle der Agathe hatte. Auch der Maschinist, der sich bei dieser Gelegenheit sehr lächerlich hätte machen können, hat sich mit Ehre aus der Teufelsverwirrung gezogen. Nur um von der Hahnenfeder eines Kritikers das Spitzchen zu zeigen, bemerke ich, daß, wie mir schien, das Lachchor mit zu vieler Bosheit zu Werke gegangen, welches besonders bei den Lacherinnen auffiel. Max hat zwar schon eine Braut, aber er bleibt doch immer ein schmucker Mensch, und später erfährt man ja, daß ihn alle Welt geliebt. Warum ihn so giftig necken in seinem gerechten Verdrusse? Ferner glaube ich, daß das Tempo des Jägerliedes zu schnell genommen worden ist. Fragen Sie mich aber nicht, was ich von

dem poetischen Theile der Oper halte. Ich will meine Gerichtsferien genießen, und es mir so bequem als möglich machen. — —

Warum ich vorhin so gelacht habe? Wie sollte ich nicht! Bin ich ja recht in's Deutschen hineingekommen, wie die Andern. Hat es mich endlich auch erwischt! Aber bei mir ist es ein Fieber, das vorübergehen wird, bei den Andern ist es ein schleichendes Uebel. Die guten Leute sind zu bedauern und nicht zu tadeln. Voltaire hat gesagt: „wenn es keinen Gott gäbe, müßte man Einen erfinden.“ So könnte man sagen: wer kein Vaterland hat, erfinde sich Eins. Die Deutschen haben es versucht auf allerlei Weise, sie haben es mit deutschen Röcken, mit den Nibelungen, mit der deutschen Malerschule versucht, und seit dem Freischützen thun sie es auch mit der Musik. Sie wollen einen Hut haben, unter den man alle deutsche Köpfe bringe. Man mag es den Armen hingehen lassen, daß sie sich mit solchen Vaterlandssurrogaten gütlich thun. Nur sollten sie nicht vergessen, daß es nicht Tugenden, sondern Fehler sind, die jedem Volke diejenige Eigenthümlichkeit geben, die es von andern Völkern auszeichnet. Die Tugend ist das Gemeingut Aller. Sie sollten nicht von deutscher Treue, von deutscher Beharrlichkeit, von deutschem Fleiße sprechen; das ist höchst lächerlich und gottvergessen.

Welch' ein ohrenzerreißendes Jubelgeschrei haben sie nicht über diesen Freischützen erhoben, blos weil er ein deutsches Werk ist. Kann es Weber schmeicheln, wenn man ihn am meisten wegen seiner geographischen Verdienste lobt? Da haben sie geschrieben: von der Sehnsucht, „den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, dessen herrliches Talent

unserer in Nacht gehüllten Tonkunst eine neu aufgehende Sonne verspricht." Ein Anderer ließ sich vernehmen: „Zur Ehre Deutschlands ist es nun endlich einem Deutschen gelungen, die Parteien, die sich so lange leidenschaftlich befehdeten, unter dem Panier der einfachen Natur und Wahrheit zu vereinen." Ein Dritter schrieb; „Die Nation blickt auf ihn mit Stolz und Freude." Von Wien aus melden sie: der Freischütz habe „einen Enthusiasmus hervorgebracht, der bei jeder Wiederholung gleich der in's Thal rollenden Lawine sich vergrößert." (Das wäre also gefrornes Feuer!) Am lautesten aber hat die kleine Abendzeitung geschrieen, die, wie gewöhnlich, nicht im langsamen Wege der Natur, sondern auf egyptische Art im Backofen ihre Lobsprüche ausbrütet. Unter Anderm enthält sie folgendes Sonnett an Maria von Weber.

Der freie Schütze hat in's Ziel geschossen —
Es war sein rastlos, eifriges Bestreben,
Des Denkens Muth, was ihm das Ziel gegeben —
Ein Gott hat mächtig seinen Pfeil gegossen.

Er drang durch Wolkenschleier unverdrossen;
Ein Zauberschlag — erweckt' er neues Leben,
Zum Sinn der Töne Chaos zu erheben,
Das Joch zu brechen deutscher Kunstgenossen.

Es soll also ein musikalischer Befreiungskrieg geführt werden, um den Tyrannen Rossini zu stürzen. Daß es ihnen nur nicht ergehe wie mit Buonaparte — „den Bö-

sen sind sie los, die Bösen sind geblieben" ... Das Sonnett fährt fort:

Wohl uns, wir dürfen einen Meister loben,
Mit Stolz ein deutsches Kunstwerk nun betrachten,
Die Mutter preisen, ob des Hochgeboren!

Doch ist es Deutsch — den Edlen auserkoren,
Den Vater schweigend gleichsam zu verachten?
Ein Kind hat dich, Maria, hoch erhoben. —

An Brennholz hat es uns Deutschen nie gefehlt, aber an Feuer. Nun, da es flammt, werden die lieben Leute alle herbeigelaufen kommen, um ihren Reisbündel hinein zu werfen. Der Himmel sei uns gnädig! Doch genug vom Freischützen. — Lassen Sie sich nur noch erzählen, daß Weber mit der Komposition zweier neuen Opern beschäftigt ist, mit einer ernsten, Namens Euryanthe, von Frau von Chézy, die schon die Wiener Censur passirt hat, welches sehr schmeichelhaft ist, sowohl für die Dichterin, als für die ganze deutsche Nation; und mit einer komischen: „Die beiden Pinto's," von Th. Hell gedichtet. Man schrieb mir aus Dresden, der vielliebe Liederkreis dort habe sich in einen Opernkreis verwandelt, und die Mitglieder alle würden, Einer nach dem Andern, ächt deutsche Opern anfertigen, um „das Joch zu brechen deutscher Kunstgenossen."

Leben Sie wohl, schönes Frauenzimmer ... aber bald hätte ich es vergessen. Schon vor sieben Briefen haben Sie mich gefragt, für wie alt ich Sie hielte. Sie wollten wahrscheinlich meinen Witz auf die Probe stellen. Freilich, so schnell ist er nicht, wie der der indischen Gymnosophi-

sten, die dem großen Alexander Rede standen. Ich habe mir diese wichtige Sache drei Monate lang reiflich überlegt. Ich habe Chesterfield's Briefe, Knigge's Umgang mit Menschen und Wenzel's Mann von Welt zu Rath gezogen. Ich habe mehrere alchymistische Bücher gelesen, um daraus die gehörige Mischung von Grobheit, Feinheit und Wahrheit zu lernen — und ich habe endlich Folgendes zu Stande gebracht: „An Verstand, Orthographie und Blüthe der Schönheit gleichen Sie einem sechszehnjährigen Mädchen; Sie mögen aber schon fünf und zwanzig Jahre und mehr alt seyn, sonst wäre Ihnen eine solche Frage gar nicht in den Sinn gekommen." — Das für die kleinen Oblaten!

2.

Zwei Wochen und zwei Tage haben Sie mich auf Ihren Brief warten lassen; Sie haben ein gepflastertes Herz. Jetzt auf dem Lande, was machen Sie denn nur mit all' Ihrer eingewickelten Ewigkeit? . . . Sie wissen nicht, was eingewickelte Ewigkeit heißt? Sie wissen aber auch gar nichts. Eingewickelte Ewigkeit heißt: Zeit. „Die Zeit ist eine eingewickelte Ewigkeit, und die Ewigkeit eine ausgewickelte Zeit" — hat kürzlich ein Marodeur im Freimüthigen gesagt. Seyen Sie brav, prägen Sie sich das ein, lernen Sie es auswendig, damit es Ihnen wohl ergehe. Was ist die Zeit? — eine eingewickelte Ewigkeit. Was ist die Ewigkeit? — eine ausgewickelte Zeit. Gut geantwortet, Sie sind ein feiner Kopf, Sie könnten Professor werden. Weil Sie so gelehrig sind, will ich auch von Büchern mit Ihnen sprechen.

Ich habe wegen Ihrer ein neues Werk von Fouqué gelesen: Der Verfolgte, eine Rittersage. Aber darf ich auch davon sprechen? Man kann nicht lieben, was man nicht begreift, und ein redlicher Mensch mag nur seine Freunde tadeln. Wie könnte ich nun Fouqué's Werke lieben, wie könnte das ein geborner Bürger, oder sonst jeder andere, dem nur ein Herz schlägt für Freiheit und Recht, und der diebisch-falsches oder ungleiches Maaß weder giebt noch annimmt? Wie zwerghaft schrumpfen wir zusammen, neben Fouqué's Rittern; wie erbärmlich quieken unsere Stimmchen zu jener herrlich festen Stimme; wie plump erscheinen wir zur Seite zierlicher Rittersitte; wie mattherzig ist unsere Lust, während jene mit einem Zuge den Becher leeren; und wenn sie mit Schwungeskraft ihr gutes Schwert führen, wie ohnmächtig ist unser Arm dagegen! Sogar ein Ritterpferd hat mehr Verstand als Unser Einer, und man gäbe froh seine Menschlichkeit für ihr Pferdethum. Ja, Verstand haben sie! Fouqué sagt es in allen seinen Büchern, centaurisch sind seine sämmtlichen Romane. Dieser gegenwärtige ist es auch. Mit welcher Freundschaft und Hochachtung wird vom Grauroß gesprochen, vom Rothroß, vom Braunroß, vom Silberrößlein, von Karol's Schimmel und vom treuen Rossesherzen! Und weil sie Verstand haben, die Pferde, können sie ihn auch verlieren. Ein ganzes Kapitel handelt „von dem rasenden Pferd." Es kommt mit geflügelten Schritten den Berg herabgestürzt. Das gemeine Volk entsetzt sich und flieht. Stellt Euch nur hinter mich, Ihr widrig furchtsamen Leute, spricht der Ritter und zieht sein gutes Schwert. Das rasende Pferd, alsobald es ihn gewahrt, bleibt in

ehrfurchtsvoller Entfernung stehen, worauf der Ritter ruft mit herrlich fester Stimme: „Nun, Rothroß, so komm denn nur vollends heran. Was willst du denn eigentlich von mir?“ Und das Rothroß kam und erkannte seinen verlornen Herrn, und da kam ihm auch die Vernunft zurück, und es schmiegte sein treues Rossesherz an die edle Brust des Gebieters.

„Die heilige Ehre“ — Fouqué's Göttin. Wie kann heilig seyn, was geboren, was nicht immer war? Curtius, Leonidas, Brutus, Cäsar auch, waren so ehrenwerthe Männer als Bayard, Guesclin und der Vendéer Jaquelin; aber die heilige Ehre war ihnen fremd. Sie starben für das Vaterland und streckten nicht den geduldigen Hals auf die Schlachtbank der Laune und der Herrschsucht nieder. Schön und groß war der Tod des Einen, welcher starb für Alle, und weil er starb für Alle, wird er ewig leben. Klein aber und häßlich ist der Tod Aller für Einen, und sie werden vergessen werden, die, welche ihn starben.

Wie uns der Himmel nur blau erscheint, weil wir tief unter ihm stehen, so erscheint uns die Zeit des Mittelalters romantisch, nur weil sie vergangen und entfernt ist. Sie war es nicht für die, welche darin lebten. Das ist der lächerliche Irrthum Fouqué's und Aller, welche dichten wie er, daß sie ihre Wehmuth und ihre Sehnsucht in das Herz jener kräftigen Menschen hineinlügen, die stark waren, klar, lebensfroh, und weder rückwärts noch vorwärts sahen, gleich den Griechen und Kindern. Selbst die Frommheit jener Tage war nur im Volke, welches trost-

bedürftig, und in den Weibern, welche einsam waren; in den Rittern war sie nicht.

Wollen Sie den geschichtlichen Inhalt der Rittersage wissen? Siegaminne, ein Rittertöchterlein, wird in ihrem sechsten Jahre vom Sassenritter Engelschall aus räuberischen Händen befreit und dem Vater zurückgebracht. Das Kind hat herrlich blaue Augen und kann schon reiten. Der Ritter zieht auf Thaten aus. Unterdessen wächst das Mädchen zu achtzehn Jahren, das Buch zu drei Bänden heran, und endlich heirathen sich die Liebenden, wie wir gemeine Bürgersleute es auch machen. Nur daß sich vor der Kapelle, worin getraut wird, die lieben Untersassen versammeln, und froh durch die geöffneten Thüren hineinschauen. Später bekommen sie Wein und Kuchen. —

Ein junges Frauenzimmer aus Karlsruhe, „welches Caroline Schleicher geheißen ist" (so würde Fouqué schreiben), hat sich vor einigen Tagen auf der Klarinette und der Violine hören lassen. Ich war sehr begierig, zu sehen, wie solche Instrumente als Kunkel-Lehen verwaltet werden. Aber die Künstlerin hat sich gut aus der Sache gezogen; den männlichen Theil der Klarinette ließ sie liegen und hielt sich blos an den weiblichen. Mit der Violine machte sie es ebenso, doch war ihr Bogenstrich muthig und kräftig genug.

Morgen werden wir den ersten Maitag ganz herrlich feiern. Der Brunnen der Lust soll aus hundert Röhren springen. Wenn Sie mir recht bald schreiben und mich artig bitten, erzähle ich Ihnen auch ganz genau, wie es wird hergegangen seyn; die Farbe keines Bandes soll mir entgehen. Dafür quälen Sie mich auch nicht mehr mit

dem Andern. Schelten Sie mich nicht leichtsinnig. Schel-ten! Ach, daß ich es noch wäre! So schön ist die Jugend, daß, hat man sie verloren, es noch ein Trost ist, wenn uns eine ihrer Schwächen bleibt. Aber ich bin es nicht mehr. Ich habe alles bis auf den kleinsten Bruch berechnet. Reden Sie mir nicht von Glück. Frei seyn, nur das allein heißt glücklich leben. Der Tod ist unser Aller König, ich brauche keinen anderen. Thoren, welche zweimal sterben!

Der Mitarbeiter wider Willen.

1.

Schreiben an den Herausgeber der Wage.

Ew. Wohlgeb.

Ihr zweites Heft der Wage enthält in der Kritik der Elise von Valberg eine Bemerkung über mich als Hofjunker v. Kälen, die bei einer genauen und strengen Zergliederung eine offenbare Injurie ist. Die Worte: Im Leben wird ein ehrlicher Mann leichter zum Spitzbuben umgeschaffen als auf der Bühne," lassen sich auch bei jeder andern Meinung leicht so deuten, als ob der Einsender einer Verläumdung Glauben beigemessen, nach welcher ich schlecht genug gewesen, durch irgend eine Verführung der Rechtschaffenheit entsagt zu haben. Diese beleidigende Bemerkung ist mir und vielen andern rechtschaffenen Menschen dergestalt aufgefallen, daß ich Sie oder den Einsender des pasquillähnlichen Ausdrucks um die wahre Meinung fragen muß; denn entweder hat sie das Ansehen einer vorsätzlichen Beleidigung, oder sie ist gelinde ausgedrückt unüberlegt zu nennen. In beiden Fällen verlange ich von ihrer Wage, die ich so gerne die gerechte nennen möchte, im ersten Falle Widerruf, im zweiten Anerkennung Ihrer Uebereilung. Wer Anderer Fehler rügen will, die so oft nur Fehler seiner Ansichten sind, wie hier wirklich

der Fall ist, weil ein feiner Hofmann seine Intrigue mit höfischer Anständigkeit und kalter Besonnenheit, ohne sich bei seinen Umgebungen höhern Ranges als ein wirklicher Bösewicht zu zeigen, was ein jeder eingestehen muß, der den Hof kennt, muß sich auch nicht schämen, zu gestehen, daß er auch gefehlt habe, wenn er nicht als ein boshafter Mensch will angesehen, und im wiederholten Falle das erwarten will, was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat.

Mein ehrlicher Name ist mein Stolz, den ich mir, ich kann es sagen, durch mein tadelloses Betragen von jeher erhalten, den ich mir von Niemand ungestraft antasten lasse. Die allgemeine Achtung, in der ich stehe, spricht für mich, aber ich könnte doch, was mir eben so wenig gleichgültig ist, Gefahr laufen, durch solche Bemerkungen das unschätzbare Gut, die Achtung der Leichtgläubigen, dadurch sich vermindern sehen, wenn ich schwiege.

Das empfindlichste von Allem ist, daß Ihr Blatt nicht allein hier gelesen wird, weshalb ich meine Forderung wiederhole, und Ihnen den Rath gebe, überhaupt mit Ihrem Urtheil vorsichtiger zu verfahren, wenn Sie sich für die Folge keine Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Frankfurt, den 21. August 1818. Urspruch.

2.

An Herrn Urspruch, Schauspieler dahier.

Ew. Wohlgeb.

Können darauf rechnen, daß ich in dem nächsten Hefte der Wage meinen Aeßerungen über Ihr Spiel jede Zwei=

deutigkeit benehmen werde. Wenn Sie es erlauben, werde ich Ihren Brief wörtlich abdrucken lassen; dies ist der beste Weg, der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen.

Ihr ergebenster
Dr. Börne.

3.

An den Herausgeber.

Ich erwarte also Ihrem Versprechen gemäß, daß Sie in Ihrem nächsten Hefte den bewußten Aeußerungen jede Zweideutigkeit benehmen werden, jedoch nicht mit beleidigendem Witze, den Jeder ebenfalls anwenden könnte, wenn er ihn nicht unter seiner Würde hielte; in diesem Falle müßte ich, so ungern ich's thäte, öffentlich gegen Sie auftreten. Wenn Sie an meiner Frau und mir, die wir nun schon 23 Jahre der hiesigen Bühne mit Ehre dienen, nichts loben können, noch wollen, so ersuche ich Sie, unserer lieber gänzlich zu vergessen. Eine belehrende, unpartheiische, in den Gränzen der Anständigkeit bleibenden Kritik wird jeder, der seine Kunst liebt, mit Vergnügen lesen und mit Dank erkennen. Direktion, Künstler und Publikum, jedes mag nach seiner Art einer Zurechtweisung bedürfen, aber auf eine geziemende Weise, wenn die Saat des vernünftigen Kritikers reife Frucht bringen soll. Wenn Ihre Kritik nach den Wünschen der gerechten Kunstrichter, die mit allen Verhältnissen unserer Bühne bekannt sind, wie es höchst nöthig ist, abgefaßt wäre und wir uns dann beklagen wollten, so könnten Lichtenberg's gute Bemerkungen in dem Oppositions-Blatt Nr. 195 die Antwort für uns alle sein; aber Ihre Bemerkungen sind subtiler Mord,

die man auch, ohne Eigenliebe zu haben, nicht länger ertragen kann, und die, wie ich schon einmal gesagt, Ihnen nur unangenehme Auftritte bereiten. Sie gehen mit Ihren Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie Ihre schüchternen Bemerkungen über Oestreich und Preußen beweisen. Ein Mann, der von einem Volke abstammt, das in gegenwärtigem Augenblick bei dem Bundestage die ihm gebührenden Rechte der Menschheit in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Wenn das Ihre schüchternen Bemerkungen sind, dann möchte ich erst Ihre freimüthigen kennen lernen.

Ich erlaube Ihnen, meine zwei Briefe Wort für Wort Ihrer Wage einzuschalten; fehlt aber ein Wort an diesen zwei Briefen, so seien Sie versichert, daß ich das Fehlende bekannt zu machen nicht unterlassen werde.

Urspruch.

4.

Das Ende vom Liede.

Herr Urspruch sieht nun, daß ich ihm die Einrückungsgebühren habe ersparen wollen, und die verschiedenen Grobheiten, die er mir gesagt hat, in meine Zeitschrift aufgenommen habe. Diese Briefe sind seinem Wunsche gemäß wörtlich abgedruckt worden, doch hoffe ich, daß er für die darin fehlenden Fehler und manchen hinzugefügten schönen Buchstaben mir danken wird. Noch eine andere Veränderung habe ich mir zu machen erlaubt. Herr Urspruch hatte nämlich, aus Geringschätzung, alle Stellvertreter und Lohnwächter meines, zum Schildwachestehen berufenen Namens (in der Sprachlehre Fürwörter genannt) mit kleinen An-

fangsbuchstaben, sie, ihr, ihnen geschrieben; ich habe sie jedesmal groß gemacht, weil nicht einmal ein Mensch, geschweige ein Schriftsteller, sich selbst zu verachten braucht. Ich will Herrn Urspruch, so viel es mir möglich ist, zufrieden stellen; aber wer die schlaflosen und sorgenvollen Nächte kennt, die ein armer Journalist darüber hat, wie er zur gehörigen Zeit die versprochene Bogenzahl Gedrucktes abliefere, wenn es ihm nicht gegeben ist, sein bischen Wissen und Fühlen breitzuschlagen, und wenn ihm die zugesagten Beiträge meistentheils ausbleiben: wer dieses zu fühlen weiß, der kann sich denken, wie vergnügt ich bin, daß mir ein vernünftiger Mann und guter Kopf gratis in die Falle gegangen ist. Solcher Mitarbeiter wider Willen werden sich gewiß noch mehrere einfinden, da die gegenwärtige Veranlassung hierzu sich nothwendig wiederholen muß. Doch zur Sache, nämlich zur Ehrenerklärung.

Einer Erklärung bedarf, was unverständlich ist, wie kann aber Herr Urspruch so unbillig seyn, zu verlangen, daß seine Ehre ich erklären soll? das ist seine eigne Sache. Ich habe es nur mit dem Schauspieler zu thun, der Mensch in ihm interessirt mich gar nicht. Ich erkläre dennoch, um zu zeigen, welch' eine gute Seele ich bin, feierlich vor aller Welt, daß ich nicht habe sagen wollen, daß Hr. Urspruch im Leben ein Spitzbube, sondern nur, daß er auf der Bühne keiner sei. Dieser Vorwurf gereicht ihm zum höchsten Ruhme, indem dadurch zu verstehen gegeben wird, daß es ihm unmöglich falle, seine tugendhafte Natur zu verläugnen. Uebrigens werde ich mich durch nichts abhalten lassen, die schauspielerischen Darstellungen noch ferner nach meiner Einsicht zu beurtheilen, auch wenn ich mir die Unan-

nehmlichkeiten, die mir im Hintergrunde gezeigt werden, wirklich zuziehen sollte: es hat jeder Stand seine Plagen, und die größte Unannehmlichkeit habe ich gewöhnlich schon überstanden, sobald ich das Schauspielhaus verlasse. Die Drohung, daß ich im wiederholten Falle zu erwarten habe, „was man von einem beleidigten Ehrenmanne zu erwarten hat," macht mich durchaus nicht bange, und zwar aus zwei Gründen nicht, von welchen ich einstweilen nur einen sagen will: nämlich weil Hr. Urspruch wird einsehen lernen, daß er gar nicht Ursache hat, sich beleidigt zu fühlen. Er sagt, sein ehrlicher Name sei sein Stolz, und hat sehr Unrecht darin; einen ehrlichen Namen muß jeder haben, es ist dabei nichts, worauf man stolz seyn könnte.

Ich habe mit Vergnügen aus den Briefen des Herrn Urspruch erfahren, daß er und seine Gattin schon in zwei Jahren die silberne Hochzeit ihrer Kunstehe feiern werden, und ich bleibe gewiß nicht zurück, an der Freude dieses Tages einst Theil zu nehmen. Damit aber keine unangenehme Rückerinnerung jenes Fest stören möge, so rathe ich Herrn Urspruch, behutsamer zu seyn in seinen Aeußerungen, damit er nicht zu Schaden komme. Er geht in seinen Bemerkungen überhaupt sehr unvorsichtig zu Werke, wie seine Bemerkung beweist: daß wer den Hof kenne, wisse, wie man einen Spitzbuben zu spielen habe. Wer zu einem Volke gehört, das in gegenwärtigem Augenblicke an den meisten Orten von Hofbeamten seine ihm gebührende Besoldung in Anspruch nimmt, sollte nach meiner Meinung aus Liebe zu seinem Volke anders verfahren. Herr Urspruch spricht immer von Bemerkungen, die „in den Grän-

zen der Anständigkeit" bleiben sollen, wenn aber das seine anständigen Bemerkungen sind, so möchte ich erst seine unanständigen kennen lernen.

Herr Urspruch hat sich wirklich als ein Mann gezeigt, der den Hof kennt, da er so staatsklug war, mit Oestreich und Preußen ein Bündniß gegen mich zu schließen. Er würde mich sehr verbinden, wenn er mir sagen wollte, wovon er gewiß sehr genau unterrichtet ist, was seine guten Freunde eigentlich in Aachen zu thun haben; ich möchte gar zu gern etwas Mehreres darüber drucken lassen, als in andren Zeitschriften steht, um ein Sternchen davor setzen zu können, nach welcher ehrenvollen Auszeichnung ich schon längst vergebens gestrebt habe. Dieses enge Freundschaftsband, in welchem Herr Urspruch mit den ersten Fürsten Europens steht, würde mir wirklich Angst machen, wenn ich mich nicht damit tröstete, daß, da seit dreißig Jahren sich so vieles Wunderbare ereignet hat, es auch nicht unmöglich ist, daß der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen gar niemals erfahren möchten, was in dem zweiten Hefte der Wage von ihnen abgehandelt worden ist. Endlich bitte ich Herrn Urspruch, daß, sollte er mich mit seinem Briefwechsel ferner beehren, er die Anwendung einigen Witzes nicht unter seiner Würde halten möge. Den Lesern ist es sehr gleichgültig, ob Hr. Urspruch seinen Spitzbuben auf der Bühne gut oder schlecht gemacht, ob er oder ich recht habe, sie wollen aber nicht, daß man sie gähnen mache.

An den Herrn Redakteur des ächten Schwarzwälders.

St. Blasien, den 16. Juli 1832.

Vorgestern, Samstag, übernachtete ich in einem Gasthause des Schwarzwaldes, wo zwar sonst alles gut, das Bett aber so lakonisch war, daß es für mich, einen der kleinsten aller Deutschen, nicht hinreichte. Dieses nöthigte mich, beim Schlafen die Lage eines Kindes im Schooße seiner Mutter anzunehmen — eine Lage, die für einen alten Mann zwar viel Rührendes hat, weil sie ihn in die ersten dunkeln Zeiten seines Daseyns zurückführt, die aber ungemein anstrengend ist. Hier in St. Blasien aber fand ich ein ganz vortreffliches Bett von angemessener Länge und ich konnte mich von der Ruhe der vorigen Nacht ausruhen. Dieses wohlbehagliche Gefühl stimmte mich heute Morgen sehr heiter, so daß ich beim Frühstücke guter Dinge war. Da trat der Wirth in mein Zimmer, hielt mir ein Zeitungsblatt — es war der ächte Schwarzwälder vom 11. Juli — unter die Augen, und sprach mit Hohn und Erbitterung: Sehen Sie, mein Herr, das sind die schmackhaften Früchte unserer Preßfreiheit! Ich ward roth; denn seit funfzehn Jahren kämpfe ich mit für die Freiheit der Presse, und ich hoffte, wir würden endlich die süßen Aepfel der

Hesperiden, und kein bitteres Obst gewinnen. In der erwähnten Nummer Ihres Blattes heißt es von dem Gasthause, indem ich dieses schreibe: es sei „das Schlechteste in einem Umfang, welchen ein Haas in sieben Tagen kaum durchspringen kann.“ Ihr Correspondent hatte gewiß keine üble Absicht, als er dieses schrieb, ließ sich aber von einem Gerüchte irre führen, das böser Wille geschickt zu verbreiten wußte. Ich bin etwas verwöhnt und auf Reisen anspruchsvoller als löblich ist, und Sie dürfen daher meiner Versicherung glauben, daß ich in dem Gasthause von St. Blasien alles ohne Ausnahme, Zimmer, Bett, Essen, Bedienung sehr gut, sogar besser als in manchen Städten gefunden. Ja selbst den einzigen Fehler, den oft die besten deutschen Gasthöfe haben, und der mich immer in die größte Wuth versetzte: der nämlich, daß die gedankenlosen Stubenmädchen den Stiefelknecht so weit unter das Bett schieben, daß man ein Dachshund seyn müßte, ihn hervorzuholen — selbst von diesem ist das hiesige Gasthaus frei. Der Stiefelknecht war zu sehen und dem kürzesten Arme erreichbar.

Indessen ich Sie nun bitte, mein Herr, zur Genugthuung eines in seinem Rufe gekränkten Mannes meine Erklärung in Ihrem Blatte aufzunehmen, erlauben Sie mir noch eine Bemerkung, die wichtiger ist, als der Gegenstand, der sie herbeigeführt. Ich glaube, daß ein Journalist weder die Pflicht noch das Recht hat, selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen, oder die Ungebührlichkeiten, die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten, vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle, wo man den Menschen nicht von dem Bürger

trennen kann, wie es bei Regierungs-Beamten eintritt, nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Nothwendigkeit kommen, wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Mißbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gebracht, die sie mit all' ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen, die sie ihnen schenken. Glauben Sie es meinem Beobachten und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse, wie jeder Volksfreiheit, benutzen nicht blos solche Ausschweifungen, in welche oft selbst die gutmeinendsten Journalisten verfallen, sondern sie wissen auch auf heimlichen Wegen listig dazu aufzuregen, um dem Gegenstande ihres düstern Hasses auch eine Verachtung zuzuwenden, die ihm gefährlicher ist, als alle Gewalt, und verderblicher als die Feindschaft der Mächtigsten.

Die Kunst, alt zu werden.

(1822.)

—

Was ist der Tod? Ein sanfter Schlummer — wird in verschiedenen Opern gesungen. Aber ach, dieser Schlummer ist nur gar zu sanft: von einigen Träumen ließ man sich im Grabe wohl gern beunruhigen! Der Tod wäre das größte Uebel, wenn die Todesfurcht nicht wäre. Die Männer sprechen vom Tode, aber nur die Frauen verstehen ihn. Sterben ist viel, aber gestorben seyn, das ist mehr. Von dem Leben nur die Erinnerung übrig behalten, seinen eignen Tod überleben, das ist schrecklich. Nicht mehr lieben, heißt krank seyn bei den Weibern, nicht mehr geliebt werden, heißt sterben. Die Sonne der Jugend von ihrer Mittagshöhe sinken zu sehen, unaufhaltsam, immer tiefer und tiefer hinab, einen langen schwülen Nachmittag; und dann von einer schleichenden Abendröthe der Schönheit noch grausam hingehalten zu werden; und dann in das Alter langsam hineinzudämmern — ahnet ein Mann diesen Schmerz? Glücklich, daß er kein Weib ist, glücklich das Weib, das sich ermannt. Die Kunst, alt zu werden, ist die schönste und schwerste, die eine Frau erlernen kann; auch besitzen sie wenige. Selten giebt es eine Cäsaria, die vorzieht, die Jüngste unter den Alten, als die Ael-

teste unter den Jungen ihres Geschlechts zu seyn. Das ist das ganze Geheimniß! Man höre, wie die berühmte Schauspielerin Clairon davon spricht.

„Meine liebe Pauline, Sie stehen von der betrübten Zeit, wo wir uns nicht länger verhehlen können, daß alles vergänglich ist, noch weit entfernt, aber Ihre Tochter wird, indem sie heranwächst und die Blicke auf sich zieht, Ihren Ansprüchen eine Grenze setzen und das Taufregister werden, wo man Ihr Alter nachschlägt. Aus dem, was Sie über andere Weiber sprechen hören, lernen Sie, was man einst von Ihnen sagen wird. Damit Sie sich auf diese entscheidende Stunde so besser vorbereiten können, will ich Ihnen erzählen, wie ich selbst mit ihr zusammentraf.“

„Ich hatte mein vierzigstes Jahr erreicht, ohne die geringste Veränderung in meinem Aeußern bemerkt zu haben. Sei es, daß der ungewöhnliche Putz, den meine Rollen erforderten, oder die Verschiedenheit der Personen, die ich darstellte, die Täuschung bei Andern begünstigte, sei es, daß die Leidenschaften, die ich treffend zu malen mich bemühte, oder die Lichttäuschungen der Bühne ihren Zauber übten — alle meine Freunde fanden mich reizend, und mein Liebhaber war in mich vernarrt; kurz ich dachte an nichts. Eines Tages wollte ich, von dem Wunsche zu gefallen, mehr als je beseelt, zu meinen Reizen die Hülfe jener zierlichen Putzwerke herbeirufen, die wir immer im Hinterhalte haben, und die, wenn wir erscheinen, ein schmeichelndes Ach hervorziehen. Indem ich mich unaufhörlich im Spiegel betrachtete, um zu sehen, ob mir meine Haare gut ständen, schien es mir, daß meine Kammerfrau sich nachlässig gezeigt, daß sie die Tonart meines Gesichtes

nicht beachtet, oder gar die Absicht gehabt, mich diesen Tag minder schön als gewöhnlich erscheinen zu lassen. Indessen verlangte ich mit Zuversicht die herrliche Haube, die alles überbieten sollte, aber wie ich sie auch setzen mochte, ich blieb unzufrieden, warf sie weg, ließ mir zwanzig andere geben, und, höchst verwirrt keine zu finden, die mich nach Wunsche kleidete, stellte ich gewissenhafte Untersuchungen mit mir selbst an. Die Nase auf dem Spiegel, von dem hellsten Tag beschienen, entdeckte ich mehrere Runzeln auf meiner Stirne, in den Winkeln meiner Augen, in den Beugungen meines Halses! Meine Zähne waren nicht mehr so glänzend weiß als sonst! Meine Lippen weniger frisch, meine Augen minder lebhaft, und zu meinem Jammer fühlte ich mich so gesund an diesem Tage!... Genöthigt, einzugestehen, daß der Fehler nicht an meiner Kammerfrau, noch an meinen Hauben liege, sondern daß ich selbst nicht mehr die nämliche sei, zerfloß ich in Thränen! Welche Schwachheit! werden Sie sagen. Ach, ich liebte! Um glücklich zu seyn mußte ich gefallen, und meine Vernunft gebot mir, nicht länger daran zu denken. Dieser Augenblick war fürchterlich; mein Schmerz dauerte fast sechs Monate, und war um so peinlicher, da ich ihn verhehlen mußte, um dessen Grund nicht einzugestehen. Aber von dem ersten Augenblicke dieser traurigen Entdeckungen ergab ich mich der größten Einfachheit. Ich schmeichelte mir, den zergliedernden Blicken zu entgehen, wenn mein Putz nicht mehr die Augen auf sich zöge, da Neid und Tadel wenigstens von solchen schweigen, die sich selbst gerichtet. Ich verlangte nichts mehr, und indem ich die Bemühungen der Liebe verdoppelte,

redete ich ihre Sprache nicht länger, bald unterdrückte ich auch ihre Begehrungen. Mein Betragen fiel auf, man bat mich um Erklärung, und war gerührt von der, die ich gab. Auf diese Weise gelang es mir, noch fünf Jahre ein Herz zu fesseln, das viele Frauen mir abzustreiten suchten, und das mir nur erst durch Verführungen großer Glücksgüter unwiederbringlich verloren ging."

Ein Brief aus Frankfurt.

Im August 1821.

Ein Fremder, der am 13. August nach Frankfurt gekommen wäre und gesehen hätte die wogende Menschenmenge auf einem der größten und schönsten Plätze der Stadt, das lebendige Mienenspiel der Gruppen, alle Fenster mit vergnügten und neugierigen Gesichtern umstellt, die hundertfüßige Polizei ungemein beschäftigt, und was sonst bei großen Volksversammlungen erscheint — Er hätte vielleicht gedacht: „Sollte ich etwa im Tage irren? Wäre heute der 15. August und man feierte hier immer noch, wie vormals ganz Europa, den Geburtstag des großen Mannes, der kürzlich und nach dem Ausspruche der englischen Rechtsgelehrten am Fideikommiß-Uebel seiner Familie, am Magenkrebse gestorben ist? Wahrlich, Liebe und Ehrfurcht, als Zeichen eines empfänglichen Gemüths, rühren immer, und das Frankfurter Volk ist so gut als erhaben."

Aber das ist es nicht — ich meine, das ist der Anlaß der allgemeinen Bewegung nicht. Der Fremde befand sich auf dem Platze des Komödienhauses, das heute eine Stunde früher geöffnet und zwei Stunden früher angefüllt war als gewöhnlich. Denn Jeder, der ein vaterstädtisches Herz im Busen trug, drängte sich herbei, um den alten Bürger-

Capitain zu sehen, „ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in zwei Aufzügen," das zum ersten Male gegeben wurde. In Paris, Wien, und wahrscheinlich auch in andern großen Städten, geschieht es oft, daß Scenen aus dem öffentlichen und Familien-Leben dieser oder jener Klasse der Ortsbewohner an einander gereiht und auf die Bühne gebracht werden. Bei uns hat das noch kein Dichter gewagt, ob wir zwar Spaß verstehen und an Stoff zu Lustspielen gar keinen Mangel haben. Herr Malß, einer der hiesigen Theater-Directoren, ist Verfasser des genannten Stückes. Das, worauf hier am meisten ankömmt, die Portrait-Aehnlichkeit, ist ihm in hohem Grade gelungen. In einem ganzen Jahre mag vielleicht in Frankfurt nicht so viel gelacht werden, als während der Aufführung des Bürger-Capitains geschah, und das war nicht blos das Verdienst der Neuheit und der Ueberraschung, denn das Stück ist schon längst gedruckt und bekannt — es war das Verdienst der naturgetreuen Darstellung desjenigen, was in Sprache, Gesinnung und in den gesellschaftlichen Verhältnissen des Frankfurter Klein-Bürgers Launiges enthalten ist.

Was unser Schauspiel im Allgemeinen betrifft, so ist es immer noch, wie es war, doch haben sich einige leichte Anwandelungen von Reue und Besserung von Zeit zu Zeit bemerklich gemacht. Der Stillstand eines Uebels ist oft ein gutes Zeichen. Aber die Oper hat eine ganz neue Richtung genommen, seitdem sie von Herrn Kapellmeister Guhr geleitet wird. Herr Guhr besitzt alle Gaben, die zu einer solchen Stelle erforderlich sind, Kunstsinn und Kunstfertigkeit, Ausdauer, Ernst und Gewandtheit, und bei dem

Allem auch jenen Schein, womit man die unkundige, ungelehrige und launische Menge leitet, blendet und verführt, jenen Schein, der nur von solchen Menschen nicht geachtet wird, die es nicht wissen, daß selbst die größten Männer der Geschichte ihn bedurften, um ihre Zwecke zu erreichen.

Aus öffentlichen Blättern ist bekannt, daß in dem uns nahen Offenbach deutsche Männer sich versammeln, um nach Griechenland zu ziehen. Wir besuchen täglich dieses angenehm gelegene Städtchen, aber nur um Pfeffernüsse zu kaufen; es hat sich noch keiner von uns anwerben lassen. Man glaube darum nicht, daß wir keiner Begeisterung fähig wären; wir haben nur unsere eigenen Waffen, mit denen wir für die gute Sache streiten. Die türkische Regierung wird gewiß bald eine Anleihe suchen, und dann wollen wir ihr solche Bedingungen machen, daß das osmannische Reich unausbleiblich dabei zu Grunde gehen soll. Bis dahin verhalten wir uns ruhig.

Kritiken.

—

I.

Die Spanische Johanna. Ein Original-Roman, als Gegenstück zum Deutschen Don Juan; von Adolph v. Schaden. Berlin, 1820.

Eine spanische Jungfrau von Orleans! Das Buch ist wohl mehr als ein Roman, es mag ihm eine wahre Geschichte zu Grunde liegen; denn im Befreiungskriege gegen die Franzosen mochte manches spanische Weib es der gallischen Heldin gleich gethan haben. Ihr irrt, Leserinnen. Die spanische Johanna nimmt zwar eine kurze Zeit an den Zügen der Guerillas Theil, aber ohne Ansprüche auf Heldenmuth, es ist nur Nebensache. Ihre Schicksale, acht an der Zahl, sind folgende: Da sie ihre Laufbahn begann, hatte Isabella (so heißt die Original-Roman-Heldin) erst vierzehn „Lenze" mit den dazu gehörigen Wintern. „Allein — früher reift die üppige, tropische Pflanze, denn der karge, nordische Kohl" — (die Landsmänninnen des Hrn. v. Schaden, die Berlinerinnen, mögen mit ihm rechten, daß er sie karger, nordischer Kohl gescholten). 1stes Schicksal. Die schöne Isabella verliert unter Donner und Blitz das Herz an ihren Stallmeister Karlos in einer Felsenhöhle. 2tes Schicksal. Karlos steigt Nachts

auf einer Leiter in ihr Fenster. 3tes Schicksal. Sie schießt aus Eifersucht den Stallmeister todt, nebst dem Mädchen, in dessen Armen sie ihn findet. 4tes Schicksal. Sie stößt einem ihrer Anbeter, der sie muthwillig im Bade überrascht, ein Schwert in die Brust. 5tes Schicksal. Sie verliebt sich in einen schweizerischen Offizier, wird von ihm verlassen, und stürzt sich bei Straßburg in den Rhein. Doch wird sie gerettet. 6tes Schicksal. Sie reist nach der Schweiz, um den Hrn. v. Aspern aufzusuchen, dem sie als ihren natürlichen Vater das Daseyn verdankt; sie will die Verführung ihrer Mutter blutig an ihm rächen. Sie findet ihren Vater als General im Feldlager, dringt sich ihm als Maitresse auf, und da er, ein lustiger Mann, sich in seinem Zelte mit ihr zu wohl seyn ließ und eben warm werden wollte, stößt sie ihm den Dolch in's Herz. 7tes Schicksal. Nach der Schlacht von Aspern geht sie weiter, um auch den schweizerischen Offizier, der sie treulos verlassen, aufzusuchen und ihm den Garaus zu machen. Sie trifft ihn, an die Tochter des Generals v. Aspern, ihre Halbschwester, verheirathet, und sticht ihn todt. 8tes und letztes Schicksal. Die spanische Johanna stirbt durch Selbstmord.

Hr. v. Schaden erzählt umständlich die „Veranlassung, welche das Schauergemälde in's Daseyn rief", denn er durfte vermuthen, daß die Leser des Romans begierig seyn werden, die Ursache ihrer Gänsehaut zu erfahren. Da ist sie: „Auf einer meiner einsamen Wanderungen durch die herrlichen Hochgebirge und die lachenden Thäler Helvetiens zur Zeit des Lenzes, im Jahre 1814, hatte ich das kleine Unglück, die schmale Bahn zu verlieren und mich zu verirren."

Das Unglück war wohl nur für den Verfasser klein, denn seiner Verirrung haben wir die spanische Johanna zu verdanken. Er tritt nämlich in einen Schloßgarten, wo er ein Grabmal sieht, das höchst poetischer Weise den griechischen Rachegöttinnen geweiht ist, wie die Inschrift zeigt. Darauf sieht er ein junges Frauenzimmer herbeiwanken, die weiß wie eine Nonne gekleidet ist. Diese spricht allerlei wahnsinniges Zeug: Blutige Rächerin .... peinige .... quäle .... ewig .... ewig .... ewig .... Besonders schrecklich tönte dem Hrn. v. Schaden „das gellende, mit gesteigerter Stimme gerufene dreimalige ewig.“ Jetzt kommt ein alter brummiger Kastellan in den Garten, schnauzt den Hrn. v. Schaden an und fragt ihn: was er hier zu suchen habe? Allein bald ergiebt sich, daß die beiden Herren leibliche Vettern sind. An Fortgehen war jetzt nicht mehr zu denken. Der Vetter erzählt dem Vetter: er befinde sich auf Eberstein, dem Stammschlosse einer alten deutschen reichsgräflichen Familie gleichen Namens. Das wahnsinnige Frauenzimmer sei Mathilde, die Wittwe jenes von der spanischen Johanna gemordeten schweizerischen Offiziers. Hr. v. Schaden reist nach Berlin zurück und läßt in der Schüppelschen Buchhandlung Alles drucken, was er gehört. Dem Werke schickt er ein „Poetisches Stimmhämmerlein in Sonnettenform“ voraus, denn, sagt er: „Bevor der Künstler kühn in seine güldene Saiten greift, des Hörers Ohr durch herrliche Accorde und süße Harmonien zu entzücken, erprobt er klug mit seinem Stimmhämmerlein: ob auch der Ton der Saiten rein? Wohl nöthig ist es oft, des Lesers innerstes Gemüth zu stimmen und zu proben — o möchte doch das Mittel diesmal seinen

Zweck verfehlen nicht!" — verfehlen nicht — wie gemüthlich! ein roher Mensch hätte gesagt: nicht verfehlen. Aber diesmal ach, Mittel, das verfehlet hat, Zweck seinen.

Hr. v. Schaden erzählt allerlei von sich selbst, was eben so merkwürdig ist, als das Uebrige: er habe den Ovid zum Vorbilde gewählt, was er nicht läugnen wolle; er habe vor einem Jahrzehend aus dem kleinen, niedlichen Schuh eines geliebten Mädchens gar manchmal getrunken; Gall habe seinen Schädel befühlt und den Ortssinn daran gefunden, weswegen er, der „Schriftner", auch überall zu Hause sei. Wie der Verfasser in der guten Schreibart zu Hause sei, zeige folgende Stelle: „die ungebändigte Laune des Weibes gleicht einer fabelhaften Riesin, deren Höhe mit jedem Augenblicke in einem gesteigerten Verhältnisse zunimmt, bis sie, nicht mehr im Stande das Gleichgewicht ihrer eigenen unnatürlichen Gestalt zu halten, endlich in sich selbst zusammenstürzt; und wehe dem Armen, den sein Schicksal in den Dunstkreis des Monstrums nur bannt, dessen Stolz auch ihn nothwendiger Weise vernichten muß, wie dem Erdenball geschehen würde, wenn einer seiner Pole sich vom Schweife eines in ungeregelter Bahn wild dahin eilenden Kometen geküßt sähe." O ihr Mächte des Himmels, dieser Unsinn gleicht einem fabelhaften Riesen, dessen Höhe mit jedem Worte in gesteigertem Verhältnisse zunimmt! Doch sei dieser Unsinn dem Verfasser verziehen. Es sei ihm vergeben, daß er die siebzehn unschmackhaften Kapitel-Schüsseln seines Romans noch mit der Petersilie seiner Poesie umrändert hat. Es sei ihm nachgesehen, daß er statt: solcher, solche, solches, immer sothaner, sothane, sothanes sagt — als Edelmann mag er in

Ermangelung anderer Lehnsherrlichkeiten sich an der Benutzung eines alten Feudal-Styls erfreuen! Aber daß er mit so vieler Schamlosigkeit eine deutsche Schriftstellerin unter dem durchsichtigen Namen: Frau Helmina Aetherschein, geborne v. Güldenblut, in ihrem Privatleben angreift, daß er die schändlichsten Handlungen von ihr erzählt oder ihr andichtet, daß er ein wehrloses Weib verlästert und beschimpft, und dieses Alles aus keinem andern Grunde, als weil sie wohl einmal eine seiner Schriften öffentlich getadelt haben mag, wie man auf Seite 226 deutlich merken kann — das ist unverzeihlich, denn es ist niedrig und gemein.

Liebe Mädchen, und Ihr, o Handlungsbeflissene! Wenn Ihr Samstags Abend in die Leihbibliothek geht, Euch auf den Sonntag zu versehen, nehmt ja das schlechte Buch: die spanische Johanna, nicht mit. Laßt Euch Romane von Walter Scott geben, die sind ganz herrlich.

II.

Etwas über den deutschen Adel, über Ritter-Sinn und Militair-Ehre; in Briefen von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Friedrich Perthes. Hamburg, 1819.

‚Der Ertrag dem Armen-Arbeitshause des Herrn Baron von Kottwitz in Berlin" steht auf dem Titelblatte. Also wieder ein schöner Beitrag zur Teleologie, und ein starker Beweis, daß die Vorsehung Alles zum Guten lenkt. Sitzen etwa Rezensenten im Berliner Arbeitshause und leben von ihren Händen kümmerlich, so werden sie das Werk gewiß loben, damit es gekauft werde; ich aber kann es nicht.

Es werden darin etwas langweilige Schriften gewechselt. Fouqué schreibt an Perthes für den Adel; Perthes replicirt; ein Dritter, und Beider Freund, kömmt und legt sein Rechtsgutachten ab; Fouqué duplicirt; Auszüge aus Moser's, von Haller's und Rehberg's Schriften liegen als Aktenstücke bei. Der herzinnigen, fettgesalbten, demüthigen und wehmüthigen Sprache Fouqué's, düsternd wie das Licht, das durch gemalte Kirchenfenster fällt, aller Lebensfrische entbehrend und Grabessehnsucht erweckend, solcher Sprache begegnet man auch hier wieder, ungern, ja ärgerlich. Er schreibt an Perthes:

„Lieber Perthes!

Als wir einander im Jahre 1815 die brüderliche Hand darreichten zum festen Bunde für's Bestehen in allem Guten

und Schönen, vor jedem andern Dinge, aber zum Bestehen in Gott, — da kam natürlich auch die Zeit, wie sie in unsrer großen, allgemeinen Errettung sich gestaltet habe und auch fürderhin sich gestalten werde, oftmalen zur Sprache, und wir Beide hegten ausnehmend verschiedene Ansichten darüber. Du nämlich meintest, nun der äußere Kampf gegen den Unterdrücker beseitigt sei, hebe der innere Kampf der Geister erst an, und man werde gar tüchtige, — auch wohl mitunter gar saure Arbeit haben, um sich zu dem ersehnten Ziele durchzuringen im seltsamlichen Gedränge zwischen Freund und Feind. Ich hingegen sahe das Ding ganz anders." Nämlich, da nun das ausländische Joch ruhmvoll gebrochen sei, so könne es keinem ächtdeutschen Herzen „an dankbarer, gottverherrlichender Freude fehlen." Die Hauptsache sei schon gethan „durch Wiederherstellung des ersehnten, von den Ausländern als altmodisch verspotteten Rechtsstandes." Fände ja hier und da noch einige wenige Unzufriedenheit Statt, so hätte das nichts zu sagen; „jede augenblickliche Irrung könne nur fester schürzen das liebe, heilige Band einer von Thron zu Burg, Haus und Hütte (man sieht, Hr. Ritter v. Fouqué liebt die vierstöckigen Gebäude,) und so auch wieder hinaufreichenden unaussprechlichen, ja — so weit sich das für unsre arme Erde nur irgend denken läßt, — seligen Liebe" —

Der Leser kann schon vermuthen, daß diese Liebespredigt Alles eher, als den 13. Artikel der Bundesakte zum Texte haben werde. Hr. v. Fouqué fordert seinen Freund Perthes zu einer Disputation heraus; er wirft, „der Ritter dem Bürger", den Handschuh hin zum Ernst-

kampfe. Den Adelstand vertheidigt er als das Nothwendigste und Herrlichste in der Welt. Ihm in allen seinen Behauptungen Schritt vor Schritt nachzugehen und sie zu bekämpfen, ist unmöglich und unnöthig. Unmöglich: denn der Verfasser spricht selbst von seiner Unfähigkeit für klar wissenschaftliches Aussprechen innerer Gesichte. Unnöthig: denn Perthes hat es gethan, recht verständig und oft mit feiner, doch, weil er ihm befreundet, gutmüthiger Ironie. Mein Freiherr! nennt er ihn, welches neben dem Du, dessen sie sich wechselseitig bedienen, sich gut ausnimmt. Den Hochmuth der Aristokratie muß man in diesem Werke studieren; er zeigt sich darin nackter als irgendwo. Denn dessen Verfasser kämpft nicht, gleich Andern, mit Scheingrundsätzen für seine Neigung (diese verbergend), sondern spricht seine Empfindung und seinen festen Glauben an die Göttlichkeit des Adelsrechts unverholen aus. Ein Rittergeist, schauerlich für Furchtsame, lächerlich für muthige Menschen, spukt herum und bittet, nicht um Erlösung (was verzeihlich wäre), sondern um Wiederauferweckung von den Todten.

Nur die Klangnoten auf dieser zerbrechlichen Glastafel Fouqué's will ich bezeichnen, das dazwischen Liegende nicht beachtend. Deutschheit ist ihm „das folgerechte, unter göttlichem Schutze naturgemäß aus der Wurzel hervorwachsende Leben," Franzthum aber „das überhinfahrende, aus Worten in Worte übergehende, von Sprüngen zu Sprüngen forthüpfende Experimentiren mit den wichtigsten Angelegenheiten dieser Welt." (Das heißt: die Deutschen werden von Gottes Gnaden, die Franzosen aber durch eine Charte regiert.) Doch glaube er nicht, „Gott habe ein

Volk verworfen, das er noch bestehen läßt." Wehmuth ergreife ihn bei dem Andenken an das unglückliche Land, weil es das Land seiner Väter sei. Doch verstehe es sich von selbst, daß er die Helden der Vendée nicht verkenne.... Es gäbe nichts Glückseligeres auf der Welt, als ein brandenburgischer Bauer, der von einem Gutsherrn ritterlich regiert werde, und Spann- und Handdienste wären die natürlichste und leichteste Art von Abgabe, die sich für den Ackermann ersinnen läßt. „Ich denke, lieber Perthes, du lässest mir diese Bauern für freie Männer gelten, und erkennst die Schutzherrschaft, welche der Edelmann über sie auszuüben hat, nicht nur vom ersten Besitzstande als Recht, sondern auch, wie freilich jedes Recht es an der Art hat, als etwas den Untergebenen selbst Heilsames und Förderliches, willig an." (Was Herr Perthes etwa aus Freundschaft bewilligen möchte, wird hoffentlich in der künftigen preußischen Constitution nicht als Regel aufgenommen werden.).... Das Wort Volk käme von Gefolg, welches die Menschenmasse andeutet, die sich um einen Edeling versammelt. (Wahr ist's, es gab eine Zeit, wo das Volk nicht mehr als ein Schleppkleid der Großen war und ihnen im Staube nachzog.).... Der Bauernstand sei dem Adel viel mehr verwandt als der Bürgerstand. (Ueber diesen Satz mögen die schönen Bäuerinnen mit ihren gnädigen Junkern rechten.)..... Der Bürgerstand wäre das Anregende im Staate, die Unruhe in der Uhr (der Adel betrachtet sich wahrscheinlich als die Kette der Uhr, daher die Adelskette in Klüber's Aktenstücken des Congresses).

Herr Ritter v. Fouqué giebt eine bescheidene Schilde-

rung von dem Wesen des gerühmten Rittergeistes. Er sei etwas „Schönes und Erhabenes", ein zartes Wesen, „fast eben so zart, als die jungfräuliche Unschuld;" deren Reinheit zu bewahren, bestrebe er sich nach Kräften, sowohl im Leben, als in seinem schriftstellerischen Berufe.... Ueber den Werth des Adels zu sprechen, komme ihm zwar nicht zu — „Ich stehe zu sehr in dem zu untersuchenden Felde mit drinnen, selbst eine Aehre des Saatfeldes, über dessen Körnergehalt ein Urtheil gefällt werden soll, als daß ich zur Abschätzung mein Wort eingeben dürfte." — Aber so viel könne er versichern, daß in ganz Deutschland seine Wünschelruthe nur selten regungslos blieb, wenn er nach dem echten Golderze ritterlicher Gesinnung forschte.

Nachdem Fouqué so gesprochen, antwortet ihm Perthes, und das manchmal tüchtig. Manchmal, nicht immer. „Die Liebe zur Verfassung eines Staates, einer Gemeinde, ist alt und abstrakt im Vergleich zu der für den Fürsten, und besonders für die Fürsten-Kinder. (Nicht ich habe diese Worte herausgehoben, sie standen so.) — Dieses zarte Band des Herzens war immer unter uns Deutschen, und wir werden nie es entbehren wollen..... Fouqué's hoher Beruf ist, auf die edlere deutsche Jugend zu wirken zur Erregung frommer, tiefer Lebensansicht und Nationalität. Dieser Beruf muß ihm nicht verkümmert werden durch oberflächliche Beurtheilung von Menschen, die das Echt-christliche und Historisch-deutsche nicht leiden mögen." So urtheilte ein Freund Fouqué's, und Perthes fährt in seinem Schreiben folgendermaßen fort: „Wird denn aber dieser Beruf dir verkümmert? Durch öffentliche

Kritiken nicht, man ist sogar galant gegen dich. Zwei Ausnahmen sind mir bekannt: einmal wirst du, wahrscheinlich böswillig, mit einem unserer Schriftsteller verglichen, dessen Quelle unerschöpflich fortfließt, dessen Dichtungen höchster Gipfel die Hochzeit ist. (Lafontaine?) ..... Wahr ist's, deine Schriften werden jetzt weniger, wie vor einigen Jahren, gelesen; sie waren eine Zeit lang in der Mode — diese aber dauert nie lange. Selbst Klopstock erfuhr Aehnliches, und Jean Paul auch; welchen Eintrag thut dies aber dem hohen, dem reichen Geiste? Im Gefühl deines Berufs wolltest du Viel wirken, schriebst daher Vieles — dies allein schon ist hinreichend, um nicht in Mode zu bleiben. Das deutsche Publikum verlangt, daß man sich rar mache .... Fasse dich in Geduld!" (Das nenne ich mir einen freundschaftlichen Rezensenten!)

Aus dem der Schrift beigegebenen Stücke aus Justus Möser's patriotischen Phantasieen erfährt man unter Andern, wie der Babelsthurm des menschlichen Hochmuths immer höher und höher hinaufgebaut worden, wie man mit freigeborn den Grund gelegt, und nach und nach Edelgeborn, Wohlgeborn, Hochwohlgeborn, Reichsfrei, Hochwohlgeborn, und zuletzt Hochgeborn angesetzt habe. Die Stufen der Menschheit stehen nach Möser wie folgt: a) Rittereigen, b) Hörige nach Hausgenossenrechte, c) freie Hausgenossen, d) Freie unter Amtsschutze, e) Freie unter Bürgerschutze, f) Freie Kanzleisässige. (Das ist eine bequeme Treppe, auf der man gewiß nicht den Hals bricht.) Wenn ein Edelgeborner — sagt Möser — Handlung und Gewerbe treibt, und sich solchergestalt in das Meer der Menschheit her-

abstürzt, solle man ihn ganz darin untergehen lassen (er verdient das Leben nicht). Ferner ist ein Landes-Heroldsamt, unter der Aufsicht des Adels, das mit einem allgemeinen Reichs-Heroldsamte korrespondire, und vor dem jedes Kind des Adels, sobald es das väterliche Haus verläßt und einen andern Stand erwählt, seinen Namen und Wappen eintragen lassen müsse, um ihm die Rechte seiner Geburt unter allen Vermischungen zu erhalten, die allernöthigste Sache von der Welt. „Ich sehe nicht ein," sagt unser Publizist hitzig, „ich sehe nicht ein, warum wir nicht eben wie in Rußland mehrere Klassen von Menschen haben, und dabei festsetzen könnten, wie weit sich Einer aus den höhern in die niedrigen vertiefen könnte, ohne den Rückweg zu verlieren!" (Die Herren Perthes und Besser haben sich um die liebe deutsche constitutionelle Jugend sehr verdient gemacht, indem sie die soliden Wissenschaften des vorigen Jahrhunderts wieder haben abdrukken lassen.)

Auch mit einer Schüssel aus der berühmten Restauration des Hrn. v. Haller ist dieser reiche Adelstisch versehen. Da offene Tafel gehalten wird, so wollen wir etwas davon kosten. „Der Adel ist ein Produkt der Natur. Es giebt verschiedene Arten des Adels. 1) Land- oder gutsherrlicher Adel, 2) hoher oder Dynasten-Adel, 3) Dienst- oder Ministerial-Adel, 4) militairischer Adel, 5) Kirchen-Adel, 6) patriotischer Adel, 7) Kaufmanns-Adel, 8) Gelehrten-Adel, 9) Dorf- und Hirten-Adel, 10) Geld-Adel, 11) Brief-Adel." (War das Dutzend nicht voll zu machen?) „Die heutigen Philosophen wollen einen, wie sie sich gnädigst ausdrücken, noch persönlichen Adel gelten

lassen, aber der Erb-Adel soll nach ihrer Meinung wegfallen;" das entspringe aber nur aus Neid. „Man begünstige ansehnliches und fortdauerndes Grundeigenthum, statt daß der Zeitgeist Alles zersplittern, Alles gleich arm und schwach machen will."

Der Auszug von Rehberg's vortrefflicher Schrift über den deutschen Adel steht hier in so schlechter Gesellschaft, daß ich aus Achtung mich anstellen will, als bemerkte ich ihn nicht.

III.

Mosely-Hall, oder die Wahl des Gatten. Roman von Cooper, dem Amerikaner. Bearbeitet von Richter. 6 Theile. Leipzig, 1826.

Die „Wahl des Gatten," die doch sonst nur junge Mädchen und ihre Mütter in Gedanken versetzt, hat diesesmal sogar einen Rezensenten stutzig gemacht. Wie! dachte er — nämlich ich — wie konnte Cooper einen solchen Fehler begehen? Wie mochte er so muthwillig alle Perspective zerstören, so unbesonnen alle Erwartung abspannen, wie mochte er den Roman in seiner Wiege tödten, indem er sein Leben schon auf dem Titelblatte beschreibt? Zwar werden Fürstenkinder, deren Bestimmung ist, Liebe oder eine Krone zu erwerben, manchmal Dieudonné oder Constantin getauft; aber solche biographischen Namen ziemen Bürgerkindern nicht, und Büchern noch weniger. Ich dachte ferner: Wie! Cooper, in dem Lande unermeßlicher Wälder, ungeheurer Seen und Ströme geboren, wie mochte er sich dazu verstehen, Sandgärten mit geraden Baumgängen, Treibhäusern und künstlichen Hecken zu malen? Der Roman soll uns zeigen der Menschheit Anhöhen, des Lebens große, oder steile, oder verworrene, oder verborgene Wege — und Cooper führt uns nur den bekannten schmalen Weg, der zur Vermählung führt!

Nachdem ich mich über den Titel satt gewundert, las ich die Vorrede des Uebersetzers und schüttelte den Kopf

von Neuem. Der Uebersetzer sagt in Beziehung auf Cooper: „Die Kritiker finden an ihm die Breite der Erzählung auszusetzen, insofern er sich durch allgemeines Reflectiren unterbricht, dem er sich nur allzugern ergiebt. Dem Ausspruche der Kritik zufolge glaubte ich dieses üppige Sprudeln des Geistes mäßigen zu dürfen. Versteht sich von selbst, daß ich nur allgemeine Reflexionen auszulassen mich unterfing, und mich sorgfältig hütete, einen Character zu verletzen, wo ein solcher sich reflectirend darstellen soll. So wird der Leser keine Schönheit des Dichters vermissen, wie ich hoffe, indem ich den Forderungen der Kritik ebenfalls nachkam. Auch dem Käufer gereicht es zum Vortheil, einen guten Roman, trotz der mindern Bogenzahl, dennoch vollständig für einen geringen Preis zu empfangen." Cooper's Darstellung ist nun allerdings etwas umständlich. Cooper hat einen breiten, holländischen Mund — vielleicht daß holländisches Blut in den Adern des Amerikaners fließt; aber er ist tüchtig und solid, und steht fest auf den Füßen, und dieses ist auch eine Art zu seyn, die man achten sollte. Der Schriftsteller ist ja selbst ein Theil seines Werkes, und zwar ein sehr wichtiger, und mit diesem wichtigen Theile sollte man nicht so nach Belieben verfahren. Mag man immerhin aus einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke in der Uebersetzung Alles weglassen, das, weil es falsch oder unbedeutend, oder überflüssig ist, oder weil es als bekannt vorausgesetzt werden darf, nicht zur Belehrung dient. Aber bei dem eines Dichters darf dieses nicht geschehen. An einem Kunstwerke ist die Form nicht von dem Wesen zu trennen, und es kann die eine nicht ohne die andere verletzt werden. Zumal mit Romanen muß man

schonend umgehen. In einem Roman ist nicht, wie im Drama, die Handlung Zweck, sondern das Handeln; darum soll die Gesinnung hervortreten, sich zeigen, sich ausbreiten, und der langsame Gang allmähliger Entwicklung ist hier oft dem Witze vorzuziehen, welcher springt. Es ist nicht jedem mit der Destillation der Gesinnung, mit Sentenzen — es ist uns nicht immer mit Rosenöl gedient; wir wollen die Rosen selbst haben, mit ihren Stengeln, ihren grünen Blättern, ihrer Frische, wenn auch mit ihren Dornen. Zwar sagt der Uebersetzer: er habe sich sorgfältig gehütet, einen Charakter zu verletzen, wo sich ein solcher reflectirend darstellt, er habe nur allgemeine Reflexionen ausgelassen. Er versteht darunter: Reflexionen des Verfassers. Wenn aber ein Romandichter es für gut findet, sich selbst unbekannt unter die Personen seines Romans zu mischen, wenn er sich als Zuschauer mitten hineinstellt, und über Personen und Verhältnisse seine eigene Meinung sagt — darf man ihn schweigen heißen? Darf man dem Herrn des Hauses die Thüre zeigen? Auch entschuldigt es den Uebersetzer gar nicht, daß durch seine Abkürzungen das Buch wohlfeiler geworden. Es ist nur eine täuschende Wohlfeilheit, wenn mit dem Preise zugleich Maaß und Gewicht der Waare verringert wird. Uebrigens hat der Uebersetzer nicht immer mit Geschicklichkeit verkürzt; er hat einigemal vergessen, die Spuren der Entwendung zu verbergen, und hat die Gabel zum gestohlnen Messer zurückgelassen. So kömmt gleich im Anfange des Romans ein Gastmahl vor, und es wird bemerkt: „Diese Stimmung, solche Gespräche würzten das Mahl. Man ging endlich auseinander." Die Gesellschaft saß keine sechs Zeilen lang bei Tische, und der Ueber-

setzer hatte wahrscheinlich nicht mehr daran gedacht, daß er die Stimmung und alle Gewürze bei Seite geschafft hatte. Ueberhaupt nehmen sich die Herren Uebersetzer oft Freiheiten, die gar nicht zu verzeihen sind; so erinnern wir uns, das Leben der englischen Romandichter von Walter Scott in der Uebersetzung des Herrn Döring gelesen zu haben, in welcher Alles ausgelassen ist, was sich auf die Charakterisirung und Beurtheilung der Werke jener Dichter bezog, und was doch aus Walter Scott's Munde gar nicht zu verschmähen gewesen wäre. Auch gesteht Herr Döring mit der kindlichsten Unbefangenheit ein, daß er es gethan, und daß es ihn sein Verleger so geheißen. Aber, guter Gott, wenn man aus der Lebensbeschreibung eines Schriftstellers dessen Werke ausläßt, was bleibt dann noch übrig? Essen, trinken, schlafen, heirathen, Geld oder nicht Geld, nichts als Dinge, die tausend andern Menschen auch begegnen, und hätten sie nie schreiben und lesen gelernt.

Nachdem ich mit der Vorrede endlich fertig geworden, fing ich das Buch zu lesen an. Ich war sehr begierig auf die „Schönheit" des Dichters und auf das „üppige Sprudeln des Geistes," welches so stark gewesen, daß es der Uebersetzer glaubte mäßigen zu müssen. Aber, wie erstaunte ich! An dem Roman fand ich nichts schön als sein Ende, und nichts sah ich sprudeln, als die kühlste Langweiligkeit. Eine solche schlechte Schreiberei hätte man gar nicht nöthig gehabt, erst von England herüberzuführen, unser eignes Land bringt Erzeugnisse solcher Art genug hervor. Der Roman hat keine Haltung und keine Farbe, keinen Vorgrund, keinen Hintergrund und keinen Mittelpunkt, er hat keinen andern Helden als seinen Leser. Die Personen sind aneinan-

der gereiht wie geröstete Kastanien, die nichts Gemeinschaftliches haben, als den Faden und den Käufer. Sie liegen in den wunderlichsten Stellungen übereinander geworfen, als wären sie vom Dache gefallen. Die Genealogie der Verhältnisse ist gar nicht zu entwirren. Meistentheils sind es Mütter und ihre Töchter, und die Mütter suchen die Töchter an den Mann zu bringen, welches ihnen, früher oder später, mehr oder weniger gelingt. Man glaubt einen Hof voll Kälber zu sehen, die alle, eines nach dem andern, weggeführt und abgethan werden. Sehr komisch ist es, daß die Personen selten zu Hause, daß sie immer auf Reisen sind, aneinander vorbeifahren und sich im dicken Staube der Landstraße mit Mühe erkennen. Es ist wahr, sie reisen prächtig in den schönsten Wagen, und von vier, oft von sechs herrlichen Pferden gezogen! Man möchte sie lieber begleiten als lesen. Das also ist der Cooper, den wir und Andere so sehr gepriesen! Oder sollten wir uns getäuscht haben? Sollten Cooper's frühere Romane den Beifall, den sie uns abgewonnen, ihrem Schauplatze allein zu verdanken haben? Sollten die Werke des Amerikaners nur die Vorzüge angenehmer Reisebeschreibungen besitzen? . . Ich wußte mir nicht zu helfen. — Da hatte ich einen kühnen Gedanken, der mich und Cooper aus unserer schlimmen Lage zog: — Der Roman Mosely-Hall ist nicht von Cooper!

IV.

Drei Romane von Cooper.

Der Lootse. — Schauplatz: Englands nördliche Küste. Zeit: die des amerikanischen Freiheitskrieges. Held: Paul Jones, eine geschichtliche Person, unter dem Namen Gray auftretend; es ist der Lootse. Handlung: eine amerikanische Fregatte kreuzt an der englischen Küste, um, Wiedervergeltung übend, einige angesehene Einwohner als Geißeln wegzuführen. Der Zweck wird erreicht. Ein Oberst Howard wird mit den Seinigen gefangen. Es konnte nicht fehlen; denn seine Töchter und Nichten waren mit den Offizieren der Fregatte, ihren transatlantischen Liebhabern aus früherer Zeit, da sie mit dem Vater und Onkel in Amerika gewohnt — sie waren mit ihnen einverstanden; sie gaben ihnen telegraphische Zeichen, ließen sich holen und heirathen, und des Obersten Loyalismus wich in der Todesstunde, wo alle Täuschungen schwinden, dem Vaterherzen, und ließ sich Rebellen als Schwiegersöhne gefallen. Der Lootse, geheimnißvollen Treibens in England geboren und wohnend, doch die Freiheit mehr liebend als sein Vaterland, führt mit geübtem Blick und kühner Hand das Schiff durch Sturm und Klippen aus und ein. Der Roman endet, wie jeder endigen sollte, sich, gleich einem englischen Garten, unmerklich in's Freie verlierend. Die Schilderungen des Seelebens sind höchst anziehend. Man lernt es lieben,

fürchten und bewundern. — Lieben wegen der Freiheit, fürchten wegen der Gefahr, bewundern wegen des ordnenden Verstandes. Tod und Leben, Liebe und Haß, Freiheit und Knechtschaft, alles in dem engen Raume eines Schiffes, und darunter und umher das alle verspottende, alle bedrohende Meer. Es fehlt an nichts. Seegefechte, Untergang eines Schiffes, Wallfischfang, Sturm und Windstille, Klippen und Sandbänke. Man wird seekrank vom Lesen. Doch wie auch die Brandung tobe, das Geschütz donnere und der Wind heule, es geht dabei sehr bürgerlich her. Es sind nicht, wie in Fouqué's Romanen, hochadelig schäumende Wogen, über welche, auf gespenstigem Kiel, nordische Seeritter und Meerfräulein dahin brausen, nebelumgürtet, nebelumschleiert; man weiß nicht, woher sie gekommen, man weiß nicht, wohin sie gehen; wie die höhern Götter fröhnen sie nur der Kampfeslust, nicht Beute, nicht den Hafen suchend, Freiheit nicht bringend, nur holend, und die Delphinen des Meers, als gehorsame Knappen, umlagern das Schiff, und staunen hinauf, bis es die Wolken dichter und dichter umhüllen: jetzt sieht man nichts mehr, man fällt am Strande nieder und betet an .... so ist es hier nicht. Es geschieht Alles hinüber und herüber mit der baaren Münze brauchbarer Wirklichkeit, und in den Friedensverträgen ist es schwarz auf weiß zu lesen, was dabei herausgekommen. —

Die Ansiedler. — Man könnte diesen einen geographischen Roman nennen. Die Natur des Familienlebens, die häuslichen Einrichtungen, die geselligen Sitten, der Gottesdienst, die Gesetze und deren Ausübung in jenem

Lande werden hier geschildert. Menschen aller Völker, die das enge Europa ausgestoßen, oder die sich aus der erstickenden Luft der alten Welt gerettet, finden sich in jener Freistätte des Unglücks und oft des reuigen Verbrechens zusammen. Ein französischer Emigrant, ein deutscher Major, ein irländischer Handelsmann, ein alter Indianerhäuptling mit seinem Ossian'schen Trauergesange und Andere — sie kamen alle mit den Tugenden, Eigenheiten und Schwächen ihres Geburtslandes, aber sie leben verträglich; denn überall übt der Mensch Duldung, wo er sie findet. Die Handlung beginnt mit Liebe und endigt mit einer Heirath; denn im Lande der Freiheit erkennt man außer der Herrschaft des Gesetzes auch, aber nur noch, die der Liebe an.

Der Spion. — Es ist ein Kriegsspion, der die Gefahr sucht, kein Friedensspion, der sie nur bringt. Die Handlung spielt in den Vereinigten Staaten, zur Zeit des Freiheitskrieges. Birch, ein herumziehender Krämer, späht umher zum Vortheile der Engländer. Mit seinem Waarenballen auf dem Rücken, wandert er keuchend durch das Land, durch das Heer der Amerikaner, Kundschaft holend und bringend. Er wird oft gefangen, steht einige Male am Fuße des Galgens; aber immer weiß er sich zu retten, nicht selten auf eine räthselhafte Weise. Der Krieg und der Roman endigen, der Krämer verschwindet. Drei und dreißig Jahre später, als der Baum der Freiheit schon dichtere Schatten warf, stirbt an der Gränze Canada's ein armer, alter Mann, indem er sich edelmüthig aufopferte, das Leben eines Andern zu vertheidigen. Es war der Krämer Birch. Auf seiner Brust, in einer blechernen Büchse,

fand man eine Schrift von Washington, worin dieser bezeugt: Birch sei ein edler Mensch gewesen, ein Freund seines Vaterlandes, ein Verächter des Goldes, und er habe, um der Freiheit besser zu dienen, den Kundschafter Englands gespielt. Auch nach dem Frieden habe das Geheimniß der List verschwiegen werden müssen, um diejenigen nicht aufzuschrecken, welche Birch unter den Landeseinwohnern als ächte Kundschafter der Engländer kennen gelernt. — Der Roman, gut erzählt, ist anziehend; der Stoff freilich war zu gut, als daß ihm die Behandlung hätte gleich kommen können. Der ältere Brutus trug für die Freiheit den Schein des Blödsinns, den er endlich abwarf; der Krämer Birch trug für das Vaterland den Schein der Verworfenheit, und nahm ihn mit in's Grab .... Weil wir von Spionen sprechen, sagt mir: warum hängt Ihr im Kriege die Spione, die Ihr erwischt? Sie sind doch nützlich, denn indem sie der List den Vortheil über die Gewalt verschaffen, vermindern sie das Blutvergießen. Ihr antwortet vielleicht: man muß ein abschreckendes Beispiel geben; denn ließe man den Spionen das Leben, dann würde der Feind deren eine größere Zahl zu seinem Dienste nehmen. Allein Ihr hättet den nämlichen Vortheil, das Gleichgewicht bliebe, und das Völkerrecht könnte immer, unbeschadet des Vortheils der Herrscher, ein Gebot der Menschlichkeit mehr erfüllen.

V.

Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde, auf das Jahr 1821. Herausgegeben von Lembert. Wien.

Ja, wenn unter dem Eingange der Bude ein schönes Mädchen steht, dann tretet Ihr wohl gern hinein, und schaut Euch um, und kauft; aber Ihr möget den ganzen Weihnachtsmarkt der Almanache auf- und abwandern, es lockt Euch keiner so lächelnd als — Grillparzer, der mit „Expositions-Scenen aus der dramatischen Dichtung: des Lebens Schattenbild" das genannte Taschenbuch beginnt. Zwar kann man aus diesen ersten Schritten das ganze Leben der Dichtung und ihren Weg noch nicht sehen, aber die Lebenskraft darin quillt reich hervor, und verspricht, daß eine so schöne Quelle in einen schönern Strom sich ausbreiten werde. Grillparzer's Dichtungen gleichen weder tauben Blüthen, die spurlos vorüber welken, noch dem ungeschmückten Herbste deutschen Obstes. Sie sind, wie die Gewächse des südlichen Himmels, die Blüthe und Frucht auf einem Zweige tragen. Das Herz spricht verständig und der Verstand herzlich. Dort ist keine Dichtkunst, sondern ein Dicht-Handwerk, wo Kraft von Kraft, und Arbeit von Arbeit getheilt erscheinen, und Ueberlegung und Empfindung getrennte Zünfte bilden. Da giebt der Geist kaltes Licht, gleich faulem Holze, und das Gefühl

dunkle Gluth wie heißes Wasser. Eines möchte ich in der Anlage dieser dramatischen Dichtung tadeln; es ist ihr Name: Des Lebens Schattenbild. Ein Drama ist keine Fabel, die gebraten aus der Pfanne kömmt, und als Nutzanwendung verspeist wird, es ist ein Schaugericht, nicht bestimmt, von den Kinnbacken zermalmt zu werden. Und wäre es auch eine Fabel, so dürfte die Nutzanwendung nicht vorausgehen, sie müßte folgen. Diesen Fehler, eine Lehre der Weisheit sinnbildlich auszudrücken, und das Gemälde als Schild über der Thüre der dramatischen Dichtung zu hängen, haben auch Andere begangen; wie Müllner in der Schuld, (aber nicht Calderon im: Leben ein Traum, denn dort ist die Lehre nicht geistig abgezogen, sondern personifizirt). Es ist dies Verfahren nicht blos unkünstlerisch, sondern auch unwissenschaftlich; denn es wird von der abweichenden Philosophie des Hörers oder Lesers abhängen, welche Lehre er sich aus einem Drama entnehmen wolle. Dem Einen beweist das Leben und Handeln einer dramatischen Person, das Leben sei ein Schattenbild, dem Andern (wie mir) das Gegentheil. — —

Da wir nun einmal in den Kramladen eingetreten sind, so wollen wir uns auch das Uebrige ansehen, auch wenn wir nichts davon kaufen. Nach Grillparzer folgt West, mit dem ersten Akte des Trauerspiels Adosinda. Das ist nun freilich eine gefährliche Nachbarschaft, aber in einer Stadt können nicht alle Häuser Paläste seyn. Glänzt in Adosinda nicht lauter Gold und Edelstein, so täuscht auch keine falsche Vergoldung und kein Schimmer geschliffenen Glases, und das Silber ist echt. Den duftenden Blumen-

flor Grillparzer's findet man nicht darin, aber noch weniger, die mit künstlichen Wohlgerüchen besprengten Papierblumen, die wir jetzt besser machen als die Franzosen, und die, weil sie wohlfeil zu haben sind, so sehr gepriesen werden. — Ueber die Ausdrücke, Methode und Kunst, angewendet auf die Leistungen dramatischer Sänger, stellt J. F. von Mosel eine lehrreiche Betrachtung an. Dieser Schriftsteller besitzt, wie anerkannt, die vollgültigste Stimme in musikalischen Dingen. — Der Herausgeber des Taschenbuchs erzählt das Leben des Schauspiel-Direktors von Holbein in Prag, des Regisseurs des Hoftheaters, Koch, und des Hofopernsängers Vogl in Wien. Aus diesen Lebensbeschreibungen wird man mit Verdruß daran erinnert, daß kein Schauspieler zu seiner Kunst erzogen wird. Es ist jeder sein eigner Lehrling. Sie waren alle verlorne Söhne, Robinsone, die bei ihrer ersten Fahrt auf dem Meere des Lebens Schiffbruch gelitten, und auf die Bühnen-Insel ausgeworfen worden. Die Verunglückten von Geist, Muth und Stärke wußten die ihnen mangelnde Erfahrung zu ersetzen, sie machten sich heimisch auf ihrer Insel, und beherrschten sie. Die Uebrigen gingen unter, oder führten ein schwaches, ängstliches, entbehrungsvolles Leben. Von Holbein, ehe er sich der Schauspielkunst ergab, war Lotto-Beamter, dann erwarb er sich seinen Unterhalt durch Musik- und Sprach-Unterricht, Koch studirte Kameral-Wissenschaften und war im Preußischen bei der Bergwerks-Administration angestellt. Vogl studirte die Rechte und praktizirte beim Wiener Stadt-Magistrat. Männer solcher Art konnten nun freilich frühere Bildung zu ihrer spätern Kunst mitbringen; aber wie viele Haarkräusler, Schneiderge-

sellen und Studenten mögen sich zu Helden und Königen hinaufgeschwungen haben! — Der Soldat, ganz allein, komisches Zwischenspiel in einer Scene von Castelli. Herbei, eilig herbei, ihr armen, verlegenen Theater-Direktionen! Das ist ein prächtiges Stück, das viel einbringt und gar nichts kostet, es ist sowohl komisch als ökonomisch. Nicht etwa ein langweiliges Monodrama, welches eine Hölle ist für das Paradies; nein, ein ganzes Regiment spielt mit — Schlachtfeld — Kanonen — Flintenschüsse — Trompeten — Belagerung — Kriegslieder — Trommeln — Parlementäre — Hurrah-Rufen — Siegesgeschrei — Patrouille — Te Deum — und doch gehört nur eine Person dazu. Keine theuern Statisten, keine neue Garderobe, keine vielen Proben, keine Rollen-Vertheilung, und kein Coulissen-Krieg darüber. Das Stück kann vortrefflich besetzt werden, das Zusammenspiel wird nichts zu wünschen übrig lassen. Gebet uns dieses artige Stück recht bald! — — Die Bemerkungen eines Schauspielfreundes über den Verfall der dramatischen Kunst, enthalten vortreffliche Gedanken, die, wenn auch schon früher gedacht, doch noch immer nicht beherzigt worden sind. Aber auf eine falsche Ansicht des Verfassers, unter den übrigen wahren, auf einen verderblichen Wunsch unter den guten, muß ich noch aufmerksam machen. Er sagt: „Iffland, besonders aber Kotzebue ließ sich, um den Beifall der Menge zu erringen, verleiten, dem frivolen Zeitgeschmack zu huldigen und ihm die gute Sache aufzuopfern." Diese Behauptung ist in sofern falsch, als sie jenen dramatischen Dichtern ein vorsätzliches Bestreben zuschreibt. Iffland und Kotzebue haben nicht dem Zeitgeschmack gehuldigt, man

hat ihnen gehuldigt, weil ihr Geschmack mit dem der Zeit übereinstimmend war. Sie redeten die Sprache ihres Geistes, sie heuchelten nicht aus Gefälligkeit. Tadelt der Verfasser jenes Gleichgefühl zwischen Volk (es ist die Zeit) und Dichter, so wird um so befremdender, was er fortfahrend sagt:

„. . . unsere wenigen vorzüglichen Schauspieldichter verschmähen es dagegen, dem Geschmack und der Fassungsgabe der Menge nachzugeben, und bieten das Höchste, was sie zu bieten vermögen, unbekümmert, ob das Publikum im Stande sei, dem Fluge ihres Geistes zu folgen. — Wäre es nicht wohlgethan, wenn Jeder, dem die Musen huldreich gelächelt, sich entschlösse, von der Höhe, worauf ihn Geist und Bildung stellten, herabzusteigen, in die Absichten der Menge, ohne die gute Sache aus den Augen zu verlieren, einzugehen, um sie so unvermerkt von Stufe zu Stufe zu sich zu erheben; statt jetzt auf der steilen Höhe, von Wenigen bewundert, von den Meisten nicht verstanden und deshalb auch nicht erkannt, allein zu stehen?" —

Nein, wahrlich, das wäre nicht wohlgethan. Wer sich dazu verstehen kann, hinabzusteigen, der braucht nicht erst hinabzusteigen. Der schöpferische Geist stellt seine Werke hin, wie die Natur die ihrigen, — genieße, wer da mag und kann, nicht Alles ist für Alle geschaffen. Nicht die Behandlung, die Art des Stoffes macht ein dramatisches Kunstwerk, auch für Menschen auf einer niedrigern Bildungs=Stufe brauchbar. Aber nicht der Stoff, dessen Bildung macht den Meister. Man kann als Lustspiel=Dichter so groß seyn wie als Tragödien=Dichter, und wer es in beiden ist, der mag der Menge zu gefallen die Gestalten, aber nicht die Farben wählen. Den übrigen

Behauptungen des Schauspielfreundes wird Jeder beistimmen. —

Weiter folgt: Die Geheimnisse, Lustspiel in einem Akt, nach Melesville, von Lembert. Nicht übel! man muß ja jetzt zufrieden seyn, wenn der Witz nach der Pharmacologie des Dr. Hahnemann eingegeben wird, $\frac{1}{20}$ Gran in vielem Wasser. — Das Verzeichniß der lebenden dramatischen Schriftsteller, enthält — rathet, wie viele? Hundert drei und neunzig Mann, richtig gezählt. Wenn diese Unsterblichen einst sterben, hat denn der Olymp Platz genug für sie? Unter diesen 193 sind 6 weibliche und 50 adeliche Dichter, welches letztere ich mit dem größten Vergnügen bemerke und mittheile. Denn beweis't dieses nicht, daß in Deutschland entweder der Adel Verdienst habe, oder das Verdienst geadelt werde, oder beides zugleich? — Ein Verzeichniß der deutschen Theater und ihrer Mitglieder, füllt die zweite und größere Hälfte des Taschenbuchs aus. Fünf und vierzig deutsche Bühnen, eigentlich 46; denn der Frankfurter Bühne wird nicht gedacht. Warum nicht? Das ist eine unverzeihliche Geringschätzung, die meinem vaterstädtischen Herzen wehe thut. Ich fordere den Herrn Herausgeber edictaliter auf, sich darüber zu erklären.

VI.
Materia medica.

In einer bessern Absicht als Sprache setze ich diese Ueberschrift. Der Fahne dürfen Alle folgen, sowohl die Anbeter als die Verläugner des Fürsten von Hohenlohe; denn Materia medica kann beides ausdrücken: Mittel und Gegenstand der Heilung, wenn auch letzteres nicht im besten Latein. Vorsichtige deutsche Schriftsteller aber sind mäßig, und verderben es lieber mit der Wahrheit, als mit einer Parthei. Darum sage ich: das größte aller Wunder ist, in unserer Zeit für Wunder Glauben zu finden, und da dieses größte aller Wunder vor ganz Deutschland geschah, so sind es nur kindische, eigensinnige Menschen, welche die übrigen weit kleinern Wunder abläugnen, die der Herr Fürst zu Würzburg von dem 20. Juni bis zu den Hundstagen verübt hat, und worüber nachfolgende Schriften treuen Bericht erstatten — — ich sage, sie sind dumm.

1. Wahre und kurze Beschreibung der merkwürdigen Ereignisse und wohlthätigen heiligen Handlungen Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Alexander's von Hohenlohe u. s. w. während seiner 24tägigen Anwesenheit in der Kreishauptstadt Würzburg. Dargestellt in XII vertrauten Briefen u. s. w. von Franz Nikolaus Bauer, des ehemaligen hohen Domstifts zu Würzburg Vikar und Dominicalis major. 1821.

Der Herr ehemalige Domvikar beginnt entschuldigend: „Wenn diese vertrauten Briefe in keiner Dichtersprache erscheinen, so liegt es" .... an der Schnelle, mit welcher die Würzburger Wunder auf einander folgten, und wodurch daher die geschichtschreibende Feder zu gleicher Eile genöthigt ward. Aber Herr Bauer ist zu bescheiden. Sein Büchelchen liest sich wie ein Gedicht, da das Gereimtseyn durchaus kein nothwendiges Erforderniß poetischer Werke ist. Der Briefe sind zwölf, um von der apostolischen Natur sogar die Zahl zu entlehnen. Daß Herr Bauer den Herrn Fürsten von Hohenlohe einen „Göttermann" nennt, muß christliche Leser überraschen; man hat doch früher nie gehört, daß Dominicales majores im Würzburgischen eine griechische Erziehung genossen. Der Herr Fürst trat zuerst mit zwei rührenden Predigten auf: „Wie sehr ein Mann von solcher Würde und (solchem) Stande auf Menschen wirken kann, davon hatte man den augenscheinlichsten Beweis; denn sehr viele Stellen in seinen heiligen Reden entlockten vielen Zuhörern Thränen." Wen wird dieses wundern? Schon viele andere Fürsten haben verstanden, die Menschen weinen zu machen, Thränen zu trocknen nur Wenige. Jetzt wurden Wunder gemacht bis zum 17. Juli, ungefähr fünf Dutzend. Blinde, Taube und sonstige sinnlose Menschen wurden geheilt. Die Fürstin von Schwarzenberg war, wie bekannt, die Erste, welche durch „unmittelbares Einwirken" der Gottheit von ihrer Lähmung befreiet wurde, in der reinen und einzigen Absicht, damit „der in unsern Tagen so sehr gesunkene Glaube an die Gottheit Jesu wieder neu belebt werde." Neun Jahre, seit dem achten ihres Alters, war die Fürstin lahm. Die

geschicktesten Aerzte Frankreichs, Italiens und Deutschlands hatten sich an ihr versucht, 80,000 Thaler wurden verwendet. Vergebens. Am 20. Juni, zwischen 10 und 11 Uhr, präcis, sprang sie auf das Geheiß des Fürsten von Hohenlohe aus dem Bette, ging die Treppe auf und ab, und war gesund. Eine Stunde später brachte der geschickte Herr Maschinist und berühmte Instrumentenmacher Heine der Fürstin, welche er seit zwei Jahren behandelte, „eine stählerne Schraubmaschine, an Werth von 200 fl., die sie aber, als geheilt, nicht mehr brauchen konnte. Unsern lieben Herrn Heine überraschte diese unerwartete Erscheinung und göttliches Einwirken dergestalten, daß er mit stummem Staunen und Todtenblässe die Prinzessin verließ. Doch scheint er sich wieder in etwas erholt zu haben, denn nun spricht er: Gott und Ich haben die Prinzessin gesund gemacht. Dixi et salvavi animam meam." Die milde Weise des Herrn Domvikars tritt in dieser Erzählung deutlich hervor. Auch erinnert er wohlmeinend, „es könnte in dieser Sache ein Dritter als Columbus auftreten, wie er sich vor Ferdinands Hofe mit der Aufgabe, ein Ei auf einen Teller zu stellen, rechtfertigte." Nicht ganz richtig wird hier der Fürst von Hohenlohe mit Columbus verglichen. Der Letztere entdeckte ein ganz unbekanntes Land; der Erstere aber hat nur ein verlorenes Potosi wieder aufgefunden.

Um zu zeigen, daß die 1821ger Würzburger nicht die ersten klugen Menschen sind, sondern daß es früher schon Leute gegeben, die Verstand gehabt, zieht Herr Domvikar Bauer viele Wundergeschichten an, die der heilige Augustinus in seinem Buche de civitate dei erzählt. Dieser hei-

lige Scribent sagt sehr treffend am Schlusse seiner Wunder-Erzählungen: „Wer die Wunder noch untersucht, ist selbst ein Wunder, welcher nicht glaubt, was die ganze Welt glaubt.“

Sollten sich aber Ungläubige finden, die Herrn Bauer zu bekriegen gesonnen sind, so wird ihnen das freundschaftlich abgerathen. Alle ihre Tapferkeit würde fruchtlos seyn, denn der Domvikar hat sich mit einer Bibelfestung umgeben, die auch ein Vauban nicht erobern könnte.

II. Briefe aus Würzburg über die dortigen wichtigen Ereignisse im Monate Junius 1821. Erste und zweite Lieferung. 3te verbesserte Auflage. Würzburg, 1821.

Dieser Herr Lieferant ist sehr gemüthlich; auf jeder Seite seiner Briefe ruft er einigemal o Freund aus. Dabei ist er uneigennützig, was Lieferanten selten sind; denn hätte er sich auf seinen Vortheil verstanden, würde er nicht haben drucken lassen: verbesserte Auflage, da seine Wunder-Erzählungen hierdurch an ihrer Glaubwürdigkeit verlieren müssen.

Aus diesen Briefen erfährt man zu dem, was Herr Bauer in den seinigen berichtet, noch Folgendes: Der Herr Fürst von Hohenlohe stieg nach seiner Ankunft in Würzburg beim Stadtpfarrer Herrn Deppisch ab. „Mit diesem Biedermanne befreundet ihn ein gleicher löblicher Eifer für die Emporhebung der leider! in unsern Tagen so tief gesunkenen und so gewaltiglich angefeindeten christkatholischen Religion“ .... Der Herr Fürst hat am Sitze des katholischen Kirchenober-

hauptes — in Rom — acht Monate hindurch mit Eifer die Lehren der katholischen Kirche und die Pflichten des geistlichen Standes studirt" .... Ferner: Man erzählt, „daß die Fürstin von Schwarzenberg des Nachts, wenn sie zufällig vom Schlaf erwacht, oft freudig aus dem Bette zu springen pflege, um zu versuchen, ob sie noch gehen könne, und also die Heilung Bestand halte." (Wenn ihr nur der Unglaube nicht die Strafe eines Rückfalles in ihre Krankheit zuzieht!) Im Juliusspitale hat der Herr Fürst an 18 Individuen seine Hülfe versucht, jedoch „aus unbekannten Gründen" ohne günstigen Erfolg.

Den letzten Brief, worin die Abreise des Herrn Fürsten von Hohenlohe nach Bamberg berichtet wird, beginnt der Herr Lieferant mit den Worten: „der Vorhang ist gefallen," welches keineswegs gleichbedeutend ist mit: „die Komödie ist aus," wie Spötter etwa glauben können.

Erschütternd ist ein Nachtrag zu diesen Briefen, worin der Verleger derselben sich beschwert, daß sein Verlagswerk von Mehreren nachgedruckt worden sei. Er nennt diese Nachdrucker vorläufig „Scheusale". Eine Bittschrift an die hohe Bundesversammlung gegen den Nachdruck, in solchen Ausdrücken abgefaßt, könnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Herren Gesandten würden zurückfahren, was sehr zu wünschen wäre.

VII.

Zeitgeschichte.

An authentic narrative of the extraordinary cure, performed by prince Alexander Hohenlohe, on Miss Barbara O'Connor, a nun, in the convent of New-Hall etc. etc.

Authentischer Bericht von der wunderbaren Heilung, welche der Prinz Alexander Hohenlohe an der Miß Barbara O'Connor, Nonne des Klosters New-Hall bei Chelmsford, bewirkt hat; nebst einer vollständigen Widerlegung der vielen Unwahrheiten und irrigen Gerüchte, die in dieser Stadt im Umlauf waren. Von Dr. Badeley, Protestant, Arzt im genannten Kloster. London 1823. (Ein Band in 8. in englischer Sprache.)

Das muß ein höchst vortreffliches Werk seyn, das schon auf dem Titelblatte belehrend ist! Aus diesem Titel aber ist Einiges zu lernen. Erstens ersieht man daraus, daß das Wasser ein Wunderleiter ist, da der Fürst von Hohenlohe, ohne sich einer gefährlichen See-Reise auszusetzen, vermochte, seine Wunderthätigkeit nach Irland hinüber wirken zu lassen. Dieses führt zu dem Schlusse, daß die Wunderheilkraft mit der Electricität eine große Aehnlichkeit hat, eine Aehnlichkeit, die zu der angenehmen Hoffnung

berechtigt, daß, so wie es Electrisir=Maschinen giebt, man auch einst noch Wunder=Maschinen erfinden werde, die in Spitälern große Dienste leisten müssen. Zweitens zeigt der Titel, daß in Irland ein Protestant Arzt eines Nonnenklosters ist, welches auf Eintracht zwischen beiden Religionspartheien hindeutet. Was nun das Werk selbst betrifft, so werde ich es nicht beurtheilen. Nicht darum enthalte ich mich dessen, weil mir das Buch gar nicht vor Augen gekommen, ich es also nicht habe lesen können — ein geübter Recensent muß auch Werke zu kritisiren verstehen, die er nicht gelesen — sondern ich unterlasse es, weil es überflüssig wäre, da sich eine Kritik des Buches schon in einer französischen Zeitschrift findet, die ich also blos zu übersetzen brauche. Was könnte auch ein Deutscher Besseres sagen? In Sachen des Unglaubens muß man sich mit keinem Franzosen messen: darin sind sie Meister. Meister Franzose sagt was folgt:

„Zu dieser Zeit lebte nahe bei der Stadt Chelmsford eine Nonne, die einen bösen Finger hatte. Nichts konnte den Zeigefinger der Nonne vor jeglicher menschlichen Verderbniß bewahren. Miß Barbara O'Connor (dieses war auf Erden der Name der Heiligen) versuchte, vom 7. des Monats Dezember 1820 bis zum Monate Januar des folgenden Jahres vergebens, aus ihrem Finger das Uebel zu vertreiben, das sich dort unversehens eingeschlichen hatte; Reibungen, Bähungen, Einschnitte, Salben, Balsame, Elixire, Aufschläge, Einspritzungen — nichts schlug an. Der Daumen (ich irre mich, es war der Zeigefinger), der Zeigefinger der Miß Barbara blieb lange Zeit in dieser traurigen Lage. Alle Apotheker des Shyre's (des Cantons) unter=

suchten und behandelten ihn, ohne ihn heilen zu können. Herr Barlow setzte Blutigel an; die Blutigel wollten nicht anbeißen. Herr Carpue machte Einschnitte, um etwas eiterige Materie ausfließen zu lassen, aber die eiterige Materie floß nicht. Man trieb es bis zu Merkurial-Einreibungen; dieses so wirksame Mittel blieb ohne Erfolg. Ein Jahr verstrich. Der Finger Gottes ruhte schwer auf dem Daumen oder Zeigefinger der Miß Barbara. Endlich (o himmlische Eingebung!) kam es in die Seele der Hochwürdigen Madame Gerard, Superiorin des Klosters, den guten Fürsten Hohenlohe, dessen Wort schon so viele Gelähmte geheilt, und so vielen Blinden das Gesicht wieder gegeben hatte, um die Heilung des unheilbaren Zeigefingers anzuflehen. Man schreibt, man giebt genaue Auskunft über das schreckliche Uebel des Fingers, und man erhält folgende Antwort:

Daß der Fürst am 3. Mai, um 8 Uhr, ihrem Verlangen gemäß, für ihre Heilung beten werde. Um dieselbe Stunde soll denn auch sie ihre Gebete verrichten.

Am dritten des bestimmten Monats, nachdem Miß Barbara eine andächtige Stunde betend zugebracht und wohl auch zu Bamberg für ihren Finger gebetet worden war, bekömmt dieser Daumen oder Zeigefinger seine natürliche Gesundheit wieder. Kein Uebel mehr am Finger; auch nicht eine Spur mehr. O Wunder!

Das ist das wichtigste von den wunderbaren Begebenheiten, die von dem Herrn Dr. Badeley in dem Buche, das vor mir liegt, sehr umständlich und ernsthaft berichtet werden. Das Buch ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten, die in unserer Zeit erschienen sind; nicht daß es

mit Geist und Anmuth geschrieben wäre, sondern wegen des Interesses des Schauspieles, und wegen der seltenen Naivetät, mit welcher der Doktor den Daumen oder Zeigefinger, Madame Gerard, Miß Barbara, die sechs Apotheker des Cantons, sich selbst, und den Daumenheiler auftreten läßt. Es ist jetzt noch eines kleinen Neben-Umstandes zu gedenken; daß nämlich der gute Doktor, der jene merkwürdige Begebenheit bezeugt, darauf bedacht ist, uns selbst zu unterrichten, daß die Wahrheit der Thatsache ihm ganz unbekannt ist. Dieser treue, einfache und naive Schriftsteller (Schriftsteller wie man keinen mehr sieht) gesteht S. 19 und 20, daß der Daumen oder Zeigefinger ihm erst gegen die Mitte des Mai gezeigt worden ist. Nun muß aber der gute und treuherzige Herr Badeley bedenken, daß die plötzliche Heilung am 3. Mai, worauf das ganze Wunder beruht, keinen andern Zeugen als Miß Barbara selbst, und kein anderes Zeugniß als ihr Wort hat, welches übrigens in Zweifel zu ziehen die Heilige keine Veranlassung giebt. Der geneigte Leser kann also, ohne sich um das Zeugniß des Herrn Badeley zu bekümmern, an den Daumen der Miß Barbara glauben oder nicht glauben. Herr Badeley hat sich selbst aus der Sache gezogen, indem er gesagt; Meine Herren, ich bezeuge es, aber ich weiß nichts davon." —

Die menschliche Leichtgläubigkeit ist eine reiche Mine, welche den geschickten Leuten, die sie bearbeiten wollen, immer offen steht. Von den ägyptischen Priestern bis Meßmer, von Apollonius von Thyans bis zu den hochseligen Leiden der Nonne, die, während das Blut von ihr herabrieselte und die Wolken des Todes ihre Augen bedeckten,

schrie: Herz=Papa, ich will Dodo machen, hat der Mensch immer das Unmögliche geliebt, und immer hatte man die Geschicklichkeit jene Neigung durch Wunder zu befriedigen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Geschichte von dem Daumen der Miß Barbara künstlich verfertigt worden sei; aber indem wir ihr Glück wünschen, den Gebrauch ihrer drei kostbaren Fingergelenke wieder erlangt zu haben, laden wir sie ein, wenn ihr das nämliche Unglück an der linken Hand begegnete, nach Paris zu reisen, und Seine Durchlaucht ja durch den Doktor Dübas zu ersetzen.

VIII.

Sendschreiben des Deutschen Michels an S. T. Herrn John Bull in London. Burtehude, 1819.

Ich liebe sehr solche leicht-fertige Drucke, weil sie nicht, gleich den Linientruppen der Tagesblätter, von dem Censorenheere geschlagen werden können, sondern als Plänkler überall und nirgends sind, und der guten Sache gute Dienste leisten. Darum habe ich dieses Schriftchen von 16 kleinen Seiten, früher gelobt, als gelesen. Ich thue es auch später. „An Salvo Titulo Herrn John Bull," ist gut gesagt und redlich gemeint. Dieses herrliche S. T., als das wohlbekannte deutsche Apothekermittel gegen die Gedächtnißschwäche der Höflichkeit, das wir schon so häufig gegen Einzelne gebrauchen, deren Titel wir doch auswendig wissen, sollte man, wenn man mit John Bull spricht, dessen Würden ja gar nicht zu erschöpfen sind, um so weniger anzuwenden versäumen. Dem S. T. englischen Volke wird nun in diesem Werkchen kurzer Bericht erstattet über Verschwörungen, die man durch den Kaiserschnitt an Tages Licht gebracht, über Zeitungs-Rekrutenmaaß, (wobei, entgegengesetzt dem soldatischen, die Hohen ausgesondert werden) u. dergl. m. Ich sage: und dergleichen mehr; denn wenn ich bedenke, wie lange sich schon die Bundesversammlung mit einem Gesetze gegen den Nachdruck beschäftigt, ohne mit dieser Arbeit wegen ihrer Verwicklung fertig werden zu können, so mag ich die dabei obwaltende Mühseligkeit nicht durch den neuen Fall vermehren, daß ein Spitzbube, unter dem Vorwande, ein Werk zu recensiren, es ganz abdruckt.

IX.

Romane, keine Romane, mehr als Romane.

Wem sollte nicht schaudern, wenn er gewahrt, wie die finstern Wolken der negativen Literatur immer drohender, immer näher heranziehen? Eine Gefahr, ein Schrecken giebt es, der auch das kühnste Herz erbeben macht — es ist jenes furchtbare unbekannte X; Grab und Wiege aller Dinge, die da sind und seyn werden. Die Lichtverdunkelnden Heuschreckenzüge der Romane hat nach kein Sterblicher ermessen; aber der Herr der Heerschaaren kennt ihre Zahl und läßt sie nicht überwachsen. Doch die Keine-Romane und die Mehr-als-Romane, die man jetzt schreibt, wo endigen sie, im Raume oder in der Zeit? Da alles in Nichts zurückkehrt, so entspringt alles aus Nichts, über das Nichts aber hat selbst Gott keine Gewalt. Uns eiteln Thoren dünkte, die Romanschreiberei habe die höchste Vollkommenheit erreicht, und jetzt kommen kühne Schiffer, die sich hinauswagen in das grenzenlose Meer der Keine-Romane und Mehr-als-Romane, und zeigen uns, daß wir bisher nur feige Küstenfahrt getrieben. Niemand ist mehr zu bemitleiden bei dieser destillirten Pest, als die hinkenden Ergänzungsblätter der Hallischen Literatur-Zeitung, diese löschpapiernen Todtengräber der Bücher. Sie konnten ohnedies kaum fertig werden mit dem Einscharren der verstorbenen Romane; die Keine-Romane und Mehr-als-Romane werden um so gewisser kein kritisches Grab erlangen, und

auf Leipzigs Rosen= und Lerchengefilden den Raben zur Beute werden. Eine Hoffnung bleibt uns noch. Der heiße ausbrütende Sommer der Keine=Romane ist noch fern, wir müssen die junge Brut zerstören, wir müssen die Raupennester und Ameisen=Eier verbrennen, ehe es warm wird. Aber wie unterscheidet man die Keine=Romane und Mehr-als=Romane von den eigentlichen Romanen? Ja, das eben ist der Jammer! Da es auch Romane giebt, die keine Romane sind, so haben die Keine=Romane eine große verwirrende Aehnlichkeit. Es bleibt mir nichts anders übrig, als daß ich positive Romane mit Plus= und Minus=Romanen zusammenstelle; der Leser mag dann zusehen, wie er durch Hülfe der Regel de Tri das Facit finde.

1. Positive Romane.

Wintergrün von Georg Lotz. Hamburg bei Hoffmann und Campe, 1821.

Die drei Erzählungen, welche dieses Buch enthält, sind mit so vieler Kunst als Natur vorgetragen. Sie erheitern und belehren zugleich. Man darf sie der Schuld wie der Unschuld in die Hände geben — jener, um Reue zu befördern, dieser, um Reue zu verhindern. — Der Schwur. Die Wiederbelebung eines scheintodten Glückes überrascht froh. Der Erzähler verbirgt das Erröthen der gefallenen Unschuld barmherzig hinter einen Schleier, und giebt es nicht gleich Andern, unter dem betrüglichen Vorwande heilsamer Warnung, nackt dem Auge preis. — Elisens Prüfungen. Endlich bezahlte Tugend, nach langer Zögerung des saumseligsten aller Schuldner, des Schicksals. Die

Handlung rasch; nicht jener langweilige Minutenzeiger jedes Seufzers und jedes Kusses, nur auf die Stunden der Empfindungen wird hingewiesen. — Die Abentheuer einer Nacht. Gut erzählt; aber auch die längste Nacht ist zu kurz, um eine so große Reihe von Begebenheiten auszumessen. Diese Geschichte ist nicht blos unmöglich, sie ist mehr als das, sie ist unwahrscheinlich. Einem Schriftsteller, der auf das Herz zu wirken sucht, muß die Empfindung des Lesers, welche zweifelt, unwillkommner seyn, als selbst die Empfindung, welche verneint.

Bilder aus dem Leben, gezeichnet von einem Blinden. Altona, bei J. F. Hammerich, 1820.

Der Verfasser dieses Buches ist Einer mit dem des Vorigen. Er hat das Licht der Augen verloren, welches den Schein der Dinge beleuchtet. Beschäftigung giebt ihm Trost gegen sein Mißgeschick, und Muth, das untröstbare zu ertragen. Möge seine Kunst ihm selbst die Heiterkeit gewähren, die sie den Lesern seiner Schriften gewährt! Die acht Erzählungen, welche hier mitgetheilt werden, verdienen gleiches Lob mit dem vorigen Werke. — Geschichten, worin Scherz mit Ernst wechselt, sittlich belehrend, überraschender Entscheidung, gut, oft rührend, immer Naturtreu erzählt.

Iduna, Schriften deuscher Frauen, gewidmet den Frauen. Herausgegeben von einem Verein deutscher Schriftstellerinnen. Ersten Bandes erstes Heft (und alle noch ungeschriebenen und ungelesenen Hefte). Chemnitz, 1821. Kretschmar.

Für Frauen, das lasse ich mir gefallen; aber von Frauen, das kann ich unmöglich zugeben. Doch, daß ich es nicht vergesse! Ich rechne aus keinem andern Grunde diese Schriften deutscher Frauen zu den Romanen, als weil der weibliche Geist der Roman des männlichen ist. „Der Frauen himmlischer Antheil ist die Liebe, ihr höchstes Glück erblüht aus Entsagung, Aufopferung und Schmerzen." Nicht ein Mann, ein Weib hat dieses gesagt. Aber sie sollen auch thun nach ihren Reden, sie sollen entsagen der Lust zu glänzen, sie sollen aufopfern die Kraft zu glänzen, und sie sollen diese Lehre willkommen heißen, auch wenn sie schmerzt. „Wenn Gott, als etwas Persönliches gedacht, in dem männlichen Geschlecht seinen Verstand abdrücken wollte, so hat Er ohne Zweifel das weibliche als Sinnbild seines Herzens erwählt." Auch dieses sind Worte einer Frau, und sie sind wahr oder falsch, je nachdem sie gedeutet werden. Der Geist ist Sonne, das Herz Erde des Erkennens; der Strahl leuchtet, aber nur der Rückstrahl erwärmt. Die Sonne erzeugt, die Erde empfängt, und so wurde dem weiblichen Herzen die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute gegeben, aber mit dem Geiste wurde den Frauen auch jede Zeugungskraft versagt. Sie sind die Monde des Himmels, in der dunkeln und stillen Nacht ist ihre Zeit und ihre Herrschaft. Sie sollen lesen, aber niemals schreiben, und wenn sie glauben, im Lande des Gefühls kennen sie alle Wege besser als Männer, so ist dieses nur ein Wahn mehr. Frauen haben niemals gerührt in ihren Schriften, weil sie über das Herz, aus dem Herzen reden. Wer bewegen will, muß seine eigene Empfindung handhaben, wer seine Empfindung hand-

haben will, muß außer ihr stehen, aber dieser Punkt außer dem Gefühle ist der Verstand, und der Verstand mangelt den Frauen, wie sie selbst gestehen. Und wenn eine Staël selbst diese „Schriften deutscher Frauen" sammelte, ich würde ihr so keck entgegentreten als dem ärmsten Mädchen, das um Tagelohn Sonette näht. Wie wollte die große Frau selbst mit dem kleinsten aller Lateiner fertig werden, wie wollte sie sich retten, wenn ich so grausam wäre, nachfolgende catilinarische Rede nicht übersetzt, sondern, wie es mit den ersten Zeilen geschah, in der Ursprache vorzutragen?

Matres conscriptae! *)

Quousque tandem abutere, matrona, patientia nostra? **) In zehn Gleichnissen werde ich nur dunkel sagen können, was ich einem Manne in zwei Worten verständlich gemacht hätte — so sehr hindert mich die pflichtmäßige Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht. Seit zwanzig Jahren, schöne Frauen, küsse ich Ihnen bei jeder Gelegenheit auf's Zärtlichste die Hand, sie mag stricken oder spinnen, oder süße Kinderlippen tränken, oder wie eine Biene die Blüthen eines Buchs durchblättern; aber schon meiner Wärterin habe ich nach dem Finger geschnappt, weil ein garstiger Dintenfleck daran mich ungemein verdroß. Und doch war die gute Anna so mannigfaltig beschäftigt, mit der Wirthschaft und mir! Um wie viel schwärzer mögen daher die schwarzen Blutflecken der Feder auf einer Lilienhand erscheinen! Penelope hatte große Langeweile und duldete keine Anbeter, aber dennoch schrieb sie nicht, sondern webte.

*) Ich will großmüthig seyn, d. h. auf deutsch: Zusammengeschriebene Weiber!

**) Wie lange noch, edle Frau, willst du unsere Geduld mißbrauchen?

Sie aber, Holde, haben weniger Grausamkeit und mehr Kurzweile, und dennoch schreiben Sie Bücher. Ihr literarischer Frauenverein hätte nicht Chemnitz zum Sammelplatze wählen sollen; denn dieser Fabrikort ist berühmt wegen seiner Bleichen und Strumpfwirkereien, und erinnert daher an Ihre Pflicht und deren Uebertretung. Männer brauchen nicht gut zu schreiben, um schreiben zu dürfen; die Schriftstellerei hat eine ganz andere Bedeutung, als man gewöhnlich glaubt. Das Schreiben ersetzt die Stelle des öffentlichen Redens, das in den Staaten des Alterthums gefordert und bewilligt ward. Jeder Bürger darf und soll seine Meinung sagen, wie sie auch beschaffen sei. Frauen aber haben weder Bürgerpflichten, noch Bürgerrechte; sie werden erst auf dem Markte geduldet, seitdem wir Männer Marktweiber geworden sind. Sie müssen sich ändern, wie wir uns. Auch als Gewerbe dürfen Männer schreiben, Weiber aber nicht; sie haben den Reichthum nur zu erhalten, nicht zu vermehren. Jason schiffte auf dem schwarzen Meere, um das goldne Vließ zu gewinnen; aber der Frauen goldnes Vließ ist das natürliche Schaffell, und nicht in Kolchis dürfen sie es holen; denn voller Klippen, Stürme und anderer Gefahren ist das schwarze Dintenmeer. Wissen sie durch ihre Reize, gleich den Frauen aus Lemnos, uns Argonauten zu fesseln — das mögen sie! Iduna reichte den Helden in Walhalla die Aepfel der Unsterblichkeit, aber sie selbst durfte nicht davon naschen. Die Idunesinnen mögen zürnen und weinen, wir kritischen Hussiten sind nicht so leicht gerührt, wie jene vor Naumburg; kommen uns Weiber mit ihren Geisteskindern entgegen und betteln um Barmherzigkeit, so drücken wir die Augen zu und gebrauchen die

Lanze. Die Amazonen verbrannten sich die Brust, bei den literarischen Amazonen findet sich auch oft das Herz ausgebrannt. Uebrigens kann ich diese Schriften deutscher Frauen nicht tadeln — ich kann es nicht, sonst thät' ich es recht herzlich gern. Das Bessere und minder Gute darunter auszuzeichnen, davor hüte ich mich. Ich theile den Apfel in neun Theile, lege die Stücke auf den Teller und eile davon. Die neun Idunesinnen mögen zugreifen.

2. Plus-Romane.

Der Selbstmörder. Mehr als Roman. Nach dem Französischen. Leipzig, 1820.

Leihbibliothekare, die auf meine Waage Gewicht legen, werden verdrießlich seyn, daß ich den Verleger dieses Werkes nicht genannt; denn jetzt wissen sie nicht, wo sie es zu bestellen haben, wenn ich es loben sollte. Sie verlieren aber nichts dabei; denn ich werde es nicht loben. Darum verschwieg ich aber auch den Namen des Verlegers. Die Erfahrung hat mir hierüber eine strenge Lehre gegeben. Ein Buch, das ich vor einiger Zeit getadelt, hat mir die Feindschaft dessen Verlegers, des Herrn Ernst Klein, zugezogen, der gespreizter als der Koloß zu Rhodus, mit einem Fuße in Leipzig und mit dem andern in Merseburg steht. Dieser Feind verfolgt mich von Morgen bis Abend, nämlich von dem Morgenblatte durch alle Tagesblätter, bis zur Abendzeitung. Noch nie hat ein Verschwender einen solchen Luxus der Rache getrieben, als Herr Klein; die Inserat-Gebühren sind gar nicht zu berechnen. Hierbei wieder einmal hat mich die Güte der waltenden Vorsehung gerührt,

die wir kindische Menschen so oft verkennen. Wie thörigt habe ich über die Beschränkung der Preßfreiheit gemurrt der ich doch allein mein Leben verdanke. Wenn der Rheinische Merkur, die deutschen Blätter, der hanseatische Beobachter, die Nemesis, das Oppositions-Blatt, die Zeitschwingen, die Rheinischen Blätter noch bestünden, und durch so viele Trompeten mehr mein Feind gegen mich bliese, dann wären die Jericho-Mauern meines guten Namens schon längst eingestürzt. Durch diese meine Leiden gewarnt, habe ich mir vorgenommen, künftig die Verleger ungünstig beurtheilter Werke zu verschweigen. Auch setzt mich dieses in den Stand, die kürzesten und bündigsten Rezensionen zu schreiben; ich brauche von allen Werken nur die Titel hinzusetzen, da die Bemerkung oder Auslassung des Verlegers Lob oder Tadel gehörig bezeichnet. Nur mit diesem Selbstmörder will ich eine Ausnahme machen, und einige Worte darüber sagen, weil es der erste Hyper-Roman ist, der mir unter die Augen kömmt. Es ist sehr traurig, daß der Mensch erst in den Jahren der Vernunft unvernünftig wird und sich todt schießt. Wenn schon Säuglinge sich entleibten, so würden die wenigen Tage solcher Selbstmörderchen nur niedlichen Stoff zu kleinen Romanen geben, der aber zu großen und langweiligen nicht hinreichte. Doch jetzt muß man zwanzig Jahre warten, bis der Narr Feuer giebt, so daß ein Lamm darüber die Geduld verlöre. Von diesem Selbstmörder nach dem Französischen gedenke ich den Leib nur wenig zu berühren, mehr aber Kopf und Schwanz, welche Theile, ungleich an Heringen, an schlechten Romanen die besten sind. Kopf — Ich meine das antititularische und antidiluvianische Kupfer. Ein junger Mann und ein

junges Frauenzimmer halten sich Pistolen entgegen. Er zielt nach ihrem Herzen, sie nach seinem Kopfe, beide wechselseitig dahin, wo bei Mann und Weib das Leben sitzt. Es kömmt aber nicht zum Bluten. Ueber der Scene sitzt eine Nachteule auf einer Sanduhr und hält eine Sense in den Krallen. Aus einem länglichen Gefäße, das aussieht wie ein hohler Scepter, kömmt Rauch hervor. Unter der Scene ist eine ganze mystische Teufelei: Grabstein, Spaten, Lilie, Rose, Todtenkopf, Urne, Eidechse, Kette — man kann nicht recht klug daraus werden. Leib — wie versprochen, nur ein Bischen. Ich mache aufmerksam auf Seite 157 und flg., wo auf fünf Seiten von den Gesängen Philomelen's die Rede ist, und der Generalbaß der Nachtigall-Musik gründlich gelehrt wird. Schwanz — delikat. Gewöhnlich schreiben die Selbstmörder ihre letzten Briefe bei gesundem Leibe, und erst wenn sie damit fertig sind, machen sie die Anstalten zum Tode. Unser Selbstmörder aber will, wie ein Held, mit der Feder in der Hand sterben. Er nimmt Opium, setzt sich in ein warmes Bad, läßt ein schwimmendes Pult aus Korkholz in die Wanne legen und schreibt dann mit nassen Fingern, bis ihm der Athem ausgeht. Natürlich mußte durch das unvermeidliche Plätschern der Brief etwas wässerig werden. Der Philopiat endet sein Leben und Schreiben mit folgenden Worten: „Freund, ich fühle, es geht zu Ende. Mein Kopf wird schwerer, meine Arme, meine Füße erstarren; der Schlaf überwältigt mich. Noch einige Worte will meine kraftlose Hand niederzeichnen. Delive .... ich liebe dich unaufhörlich .... Gott ist gnädig .... Meine Mutter .... mein Vater .... Elise, Eduard .... De-

live! .... O die Wonne ....“ Das heißt wahrlich mit Geistesgegenwart den Geist aufgeben! — — Man muß sich zum täglichen Umgange nur gute Bücher und gute Menschen wählen. Wer aber die schlechten Bücher und schlechte Menschen durchaus meidet, der bleibt so fremd in der wissenschaftlichen, wie in der gesellschaftlichen Welt.

3. Minus-Romane.

Erna. Kein Roman. Herausgegeben von C. Altona, bei Hammerich. 1820.

Hätte ich es auch nicht aus einer andern Rezension erfahren, so würde ich doch bald gemerkt haben, daß dieser Kein-Roman von einer Frau geschrieben ist. Die Sorgfalt, mit welcher das C. sich über Männerschönheit und Weiberputz verbreitet, verrieth mir sein Geschlecht. Es macht mir vielen Kummer, daß ich weder Stoff noch Bildung dieses Kein-Romans loben kann. Die Hand Erna's, eines funfzehnjährigen Mädchens, ist für Alexander, einen zwanzigjährigen Jüngling, bestimmt; beide Familien sind darüber einverstanden. Sie lernen sich kennen. Er gefällt ihr und flößt ihr heftige Liebe ein, aber sie gefällt ihm nicht, er findet sie zu blaß, zu schmächtig, zu fromm. Doch ist er leichtsinnig genug und schmeichelt ihrer Neigung. Nachdem er seine Eitelkeit gesättigt, sucht er von ihr loszukommen, indem er sich selbst als einen Taugenichts schildert, mit dem keine Frau glücklich leben könne. Er verläßt sie und stürzt sich in den Strudel der Welt. Um Erna's Gram zu heilen, macht ihre Mutter eine Reise mit ihr durch verschiedene Länder. Nach fünf Jahren wird

Alexander eines Tages zu einem Balle eingeladen. Im Saale gewahrt er ein Frauenzimmer, schön wie Venus, hochblühend, königlicher Gestalt, alle Blicke, alle Bewunderung, alle Herzen auf sich ziehend — es ist Erna, die einst Verschmähte, die er aus dem Gesichte und ganz aus dem Sinne verloren hatte. Die Reihe zu lieben kömmt jetzt an ihn, die Reihe zu verschmähen an sie, nun verzweifelt er und durchreist Europa, um vor seinem Schmerze zu flüchten. Nach abermals fünf Jahren kehrt er zurück und findet abermals Erna, zwar etwas blaß geworden, doch um so reizender, da sie ganz für ihn verloren ist; denn er findet sie verheirathet und schon im Kreise holder Kinder. Dieses Mal erneuert sich in Beiden zugleich alte Liebe und alter Schmerz. Erna's Ehe war lau, und ward kalt, als der Freund schönerer Tage den Winter des Herzens fühlbar machte. Zwar hielt sie den Freund und sich in den Schranken der Pflicht zurück, doch unterlag sie dem Kampfe und starb .... Dieser Liebe, die durch funfzehn Jahre fließt, und wie gewisse Ströme sich bald in den Sand verliert, bald wieder zum Vorschein kömmt, fehlt es an Einheit, um guter romantischer Art zu seyn. Sie ist eine Drei-Liebe: Erna das Kind, Erna die blühende Jungfrau und Erna die Gattin, sind verschiedene Gegenstände wandelbarer Neigung, und nur der Zufall hat Alexander's dürstendem Herzen abgewechselte Tränke in dem nämlichen Becher gereicht. Die Behandlung wie die Wahl des Stoffes ist mißlungen, und sie konnte nicht gelingen, weil eine Frauenhand den Pinsel führte. Frauen malen mit Pastellfarben; der leiseste Athemzug verhaucht die Farben und das nackte Papier tritt hervor. Ueberhaupt haben Männer auch einen

Vorzug vor Weibern, daß ihre Schriften, wenn sie schlecht sind, doch nie gewöhnlich sind. Ein schlechter Roman ist die Parodie seines bessern Vorbilds, so daß ein verständiger Geist wohl seine Lust dabei finden mag. Frauen aber sind zu zart, um possierlich zu seyn, und da ihre Schriften mit Anstand langweilig sind, werden sie um so lästiger. — Das ist es.

X.

Deutsches Kochbuch für Leckermäuler und Guipées, von den Brüdern Freiherren von Hallberg. 3. Auflage. Düsseldorf 1819.

Die zwei früheren Auflagen waren am Rhein verbraucht, ja verschlungen, ehe diese dritte weiter und auch nach Frankfurt kam. Wieder einmal sieht man mit Freude, daß die geistreichen Deutschen ihrer garstigen Knickerei entsagen, und ihr Vermögen unter die Leute bringen, um den armen Leuten aufzuhelfen. Gewechselter Verstand, bequem zum Verkaufe, neben Gold auch Silber- und Kupfermünze, bis zum kleinsten Deut herab, findet man in diesem Werke. Es besteht aus kleinen und größern Sätzen, worin Sittensprüche, Betrachtungen, sinnreiche Einfälle und Anekdoten mit einander abwechseln; es ist das anmuthigste Gemengsel von der Welt. Um kostbare aber verbotene Waaren leichter einzuschmugglen, hat sie der Verfasser zuweilen mit groben Stoffen umwickelt. Vorzüglich gegen die Verwaltung am Rhein, gegen Finanzdruck, das Beamten-Heuschreckenheer, das Nichterfüllen aller, in Zeiten der Noth gegebenen Versprechungen sind viele, mit statistischen Notizen gewaffnete Bemerkungen gerichtet. Dabei vermochte der Verfasser seine persönliche Unzufriedenheit freilich nicht zu verbergen, auch schien er es nicht zu wollen. Der Staatskanzler hatte ihn offiziel einen exzentrischen Kopf ge-

nannt. Die gemachte Vorwürfe werden dadurch erhärtet, daß das Buch innerhalb weniger Monate drei Auflagen erhielt, und dadurch geschwächt, daß es mit Censur gedruckt werden durfte. Der Verfasser zeigt sich als ein rücksichtsloser Feind aller französischen Einrichtungen. Er eifert gegen das öffentliche gerichtliche Verfahren, das bei schlechten Gesetzen nichts fruchte, aber wird eben eine schlechte Gesetzgebung, und werden verderbte Richter durch Heimlichkeit nicht noch gefährlicher gemacht? Der unbekannten Geschichten eine große Menge, besonders aus dem spanischen Kriege (von der Hochherzigkeit des spanischen Volkes und Heeres spricht der Verfasser mit Ehrfurcht und Liebe) enthält das Buch. Wehe ihm, wenn der Anekdoten-Räuber Müchler dahinter kömmt!

Spashaft war, daß man das Werk, als es unter seinem Namen angekündigt ward, wirklich für ein Kochbuch hielt, und daß die bürgerlichen Gelehrten darüber satyrisch sprachen, wie doch der deutsche Adel sich herausmache und auch einmal eine Feder-Lanze breche.

XI.

Moyse, poème en quatre chants, par L. Lemercier, de lA'cadémie française. Paris 1823.

Der Verfasser — so muß er genannt werden, denn zwischen Verfasser und Dichter ist ganz so zu unterscheiden, wie zwischen Handwerker und Künstler — hat seinem Werke viele und blätterreiche Beilagen gegeben: Zeugenaussagen, Protokolle, Berichte der Kunstverständigen und andere ehrwürdige Aktenstücke, die alle beweisen sollen, daß er, so wie er gedichtet, hat dichten müssen, und daß das Gedicht recht gedichtet. Das alles war aber vergebene oder überflüssige Mühe. Es giebt für das Thun jedes Dichters nur eine Rechtfertigung; aber diese reicht hin. Er muß beweisen, daß er zum Dichten gezwungen worden ist; das Nothrecht muß ihn entschuldigen. Doch Hr. Lemercier war offenbar der angreifende Theil, und die schuldlose Muse hat sich nur gewehrt, so gut sie konnte.

In der Vorrede sagt der Verfasser: Die Gesetzgebung, die Kriegskunst, die Poesie, der schönen Künste Quelle, und die Naturwissenschaften sind die vier unterschiedenen Hauptbestandtheile alles dessen, was wir die Größen des menschlichen Geistes nennen. Von ihrem gleich starken, doch verschiedenartigen Glanze schon in meiner Jugend getroffen, unternahm ich, sie in vier abgesonderten Gedichten darzustellen, und Moses, Alexander, Homer und Newton zu schildern, die,

unstreitiger Ueberlegenheit, Jeder auf seiner Geistesbahn voranschreiten. Es scheint mir, daß sich an die Person jener Gründer der Dinge leicht die Typen der idealen Vollkommenheit knüpfen ließen, deren erste Musterbilder sie waren, und ich wollte unter ihren Zügen ein vollständiges Gemälde der Fähigkeiten des menschlichen Geistes aufstellen .... Es ist nicht überflüssig, meine Richter zu versichern, daß ich mir viele Mühe gegeben, mich ihrer Kritik würdig zu machen. Ich habe die vier Theile, aus welchen mein Werk besteht, den Gelehrten, den Gesetzkundigen und den bedeutendsten Philosophen vorgelegt, in so weit darin die Theorien der Gesetze und der Literatur in Betracht kamen; dem größten Krieger (Buonaparte), so viel die Kriegskunst und den ausgezeichnetsten Naturforschern, so viel die Newton'sche Philosophie und die Naturwissenschaften unserer Zeit angeht." Das war Allen Recht gethan. Doch hätte der Verfasser seine Werke auch dem Apollo vorlegen sollen, der in solchen Prozessen Referent ist. Von den andern Gedichten nicht zu spechen, ist doch wenigstens der Moses ein episches und kein didaktisches Gedicht, und der Marmor ist es nicht, auch der beste, der das Bildwerk, das Bildwerk ist es, das den Marmor, auch den geringsten, adelt.

Unter den Gesetzgebern, die sich zur Behandlung dargeboten, wurde Moses gewählt, weil ihn der Verfasser, nach den Ausdrücken Machiavelli's, „für den größten aller Gesetzgeber erklären würde, hätte er nicht Gott selbst zum Lehrer gehabt." Machiavelli und Lemercier haben Recht, und es wäre gut, wenn die deutschen Freistädter, in deren Waaren-Lexikon der Artikel Ontologie nicht steht,

sich dieses merken wollten. Sie wundern sich schon tausend Jahre lang, daß sie ihre Juden, die den Handel so schrecklich verderben, nicht los werden können, ungeachtet diese in ungesunden Gassen wohnen, erst im 25sten Jahre und nur periodisch in gewisser Anzahl heirathen dürfen, und ungeachtet vieler andern pharaonischen Diminutive. Jetzt erfahren die Freistädter, woher die Unvertilgbarkeit der Juden kömmt. Moses hat sein Volk so in die Erde gekittet, daß es nur mit dieser selbst zerstört werden kann. „En outre — sagt Lemercier — j'ai pensé, qu'il serait utile d'offrir le simulacre le plus frappant de la conservation constante d'une loi jurée, au peuple français, de qui le naturel n'est que trop inconstante à tout ce qu'il veut fonder.“ (Den Sack schlägt man, den Esel meint man!)

Ferner sagt der Verfasser, er habe sich bemüht, in seinem Gedichte der französischen Sprache „le tour elliptique et figuré dont les hardiesses caractérisent les écrits bibliques et la concision orientale“ — zu geben. Denn: „Tout dans la bonne poèsie est circonscrit par des limites marquées.“ Inspiration ist ihm nichts anders, als „la sublimité de la raison même, et malheur à tout écrivain qui prend l'extravagance pour l'inspiration. Herr Lemercier spricht zu vernünftig für einen berauschten Menschen, und berauscht muß doch ein Dichter seyn, sonst ist er Keiner. In diesem Zustande mag er sich wohl von einer besonnenen Freundin führen lassen, von irgend einer Regel, daß er nicht falle; aber gerade gehen darf er nicht, und allen Gassen-Regeln ausweichen darf er auch nicht; diese müssen ihm ausweichen — spottend, immerhin. Weil aber Lemercier spricht wie ein vernünftiger Mensch, ist auch

sein Gedicht nicht gut geworden. Nur einen einzigen schönen Vers fand ich darin. Es ist folgender, der die Zwangsarbeiten der Hebräer in Egypten schildert:

A fonder des tombeaux ils consumaient leur vie.

Doch haben die Verse alle etwas Rauhes und Barsches, das, lernte man sie nicht näher kennen, Zutrauen einflößen würde. Denn man sieht es ihnen mit Wohlgefallen an, daß sie nicht in der poetischen Residenz der Franzosen, die jede Kraft bis zur Flachheit abschleift, aufgezogen worden.

Das Gedicht beginnt mit der Rückkehr der zwölf Spione, die Moses in das gelobte Land geschickt. Die Kunst war damals noch in den Jahren jungfräulicher Schüchternheit, und die naiven Spione, statt in Canaan zu sehen, was man ihnen zu berichten aufgetragen, berichten nur, was sie wirklich gesehen, und erzählen: das Land wäre herrlich, aber mit dessen Bewohnern wäre nicht zu scherzen, sie würden sich hartnäckig vertheidigen. Die Israeliten, als sie dieses hören, erschrecken und empören sich gegen Moses, der sie ihrem gewissen Verderben zuführen wolle. Moses tritt unter die Meuterer:

Il présente, au mépris du tumulte orageux,
De ses traits de lion le calme courageux.
S o n v i s a g e n ' a p o i n t c e t t e m a i g r e u r l i v i d e
Qui, d'un fiel dévorant, est une empreinte aride ;
La force, en tout lustre y portant sa couleur
De son généreux sang fait briller la chaleur.

Der herausgehobene Vers zeigt, was auch noch mehrere Stellen darthun, daß sich der Verfasser vor anachronistischen Bildern und Gefühlen nicht zu bewahren verstand.

Wen wollte er mit maigreur livide bezeichnen? Einen christlichen Missionair? Oder wohl gar Napoleon? Das Echo soll nur erzählen, was geschehen ist, nicht, was nicht geschehen ist. — Satan erscheint, in seinem Gefolge die Anarchie, das aufrührische Lager in noch größere Verwirrung zu bringen. Lemercier malt die Anarchie (wie er in der Vorrede bemerkt) nach der Natur, so wie sie ihm 1794 erschienen. Endlich wird die Rebellion gedämpft. Es kömmt Hiob aus Arabien, seinen Jugendfreund Moses zu besuchen. Als er in dessen Zelt kömmt, und Sephora, Mosis Gattin, erblickt, ist er galant, und fragt Aaron;

Où put naître ... cette beauté si rare,
Dont Moyse, ton frère, est l'époux révéré?
Son éclat par les ans est à peine altéré.

Aaron erzählt, wie sich Moses und Sephora am Brunnen kennen gelernt. Hiob geht zu Bette. Sein Schlafzelt ist mit herrlichen Gobelins, vormosaische biblische Geschichten darstellend, geschmückt, woraus Lemercier Gelegenheit nimmt, diese Geschichten zu erzählen.

Im zweiten Gesange erzählt Moses seinem Gaste den Hergang der ihm gewordenen Offenbarung und göttlichen Sendung. Von jener Zeit, da er noch ein Hirte war, sagt er:

J'interrogeai les lieux d'un oeil observateur,
L'art des bergers m'apprit l'art du législateur:
Leur sceptre pastoral, la nation bêlante,
De ses chiens aguerris, la vertu vigilante,
Les saisons, les climats gouvernans, ses humeurs,
Ses haines, ses amours, et ses craintives moeurs,

Tout offre en son instinct, sous mille traits ensemble,
Un peuple que conduit la loi qui le rassemble.

Wer in solcher Schule die Regierungskunst lernt, der wird freilich das Gesetz zum zausenden Hunde, und das Volk zum blökenden Viehe umschaffen; das war aber eine ganz andere Schule, die Moses belehrt. — Moses bricht seine Erzählung ab, seine beiden Söhne und Aaron singen einen Wechselgesang zur Laute. Hiob beschenkt die Kinder und lobt Aaron.

Im dritten Gesange endigt Moses seine Erzählung. Der Aufruhr im Israeliten-Lager dauert fort. Die Moabiter schicken ihre Mädchen unter die Israeliten, sie zu verführen. Zambri, ein junger Israelit, läßt sich von einer Moabstochter verlocken und fällt von seiner Religion ab. Phinä, sein Busenfreund, tödtet aus Glaubenseifer ihn und seine Geliebte durch einen Pfeil. Die Niedermetzlung der Strafbaren stillt den Aufruhr.

Der vierte Gesang berichtet die Verschwörung und den Untergang Corah's. Das Lager theilt sich in zwei feindliche Massen, für die Satan und der Engel Gabriel Parthei nehmen. Nachdem der Letztere gesiegt, erscheint er Moses in der Stiftshütte, deckt ihm Vergangenheit und Zukunft auf, und zeigt ihm die Reihefolge der religiösen und politischen Gesetze der Reiche, von der Republik Samuels an, bis zur Monarchie des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV.; „et jusqu'à la nouvelle ère philosophique du dix-huitième siècle“ — sagt Lemercier im Inhaltsverzeichniß dieses Gesanges. Vom Plato sagt der Engel Gabriel:

Le voilà, ce mortel dont les rêves sublimes
Habillent mille erreurs d'éloquentes maximes,
Qui partage entre tous les femmes et les biens,
Croit en rompant leurs noeuds unir les citoyens,
Détruit le nom de père et l'heureuse industrie
Et veut que sans famille on aie une patrie.
Son nom pourtant célèbre est monté jusqu'au ciel.

Herr Lemercier hat vergessen, daß Plato tausend Jahre später gelebt als Moses, daß also der Engel Gabriel, wenn auch immer vorhersehend, nicht hat sagen können, Plato's Ruhm ist gegen den Himmel gestiegen. Auch ist es nicht fein, einem Engel moderne, national-ökonomische Gesinnungen zu leihen, und ihn von Industrie sprechen zu lassen. Ueberhaupt spricht der Engel Gabriel gar nicht wie ein Engel, sondern wie einer der Publizisten, die nichts von englischer Natur an sich haben. Lemercier legt ihm sogar in den Mund, daß ein Staat ohne Oppositionspartei zu Grunde gehen müsse!

In den Beilagen zu seinem Werke theilt der Verfasser Bruchstücke (aber sehr große) aus seinen ältern epischen Gedichten Homère, Alexandre und l'Atlantiade, in der Absicht mit, die in ihnen vorherrschenden verschiedenen Farbentöne bemerklich zu machen. Das Fragment von Homer beginnt:

La nuit couvre les flots, Homère en paix sommeille.

Der schlafende Homer beginnt bedenklich eine Epopee. Homer sieht im Traume die Dichter aller kommenden Jahrhunderte. (Schrecklicher Traum! Armer Homer!) Da heißt es unter Anderm: Lafontaine, der Fabeldichter.

Abreuve agneaux et loups à l'eau de l'Hippocrène,

(Poetische Lämmer ließe man sich gefallen, aber vor begeisterten Wölfen mag uns der Himmel bewahren), und von Racine wird gesagt:

Melpomène veuve en pleure la mémoire

(Witwe von Ephesus! Hat seitdem wieder geheirathet.) Endlich theilt Lemercier ein Gespräch mit, das er im Jahre 1800 mit dem ersten Consul Buonaparte bei Gelegenheit der Ueberreichung seines Alexanders gehabt.

XI.

Teutschland und keine Revolution, oder einsame Gedanken über das Herkommen des demagogisch-erzentrischen Unwesens des Zeitalters, und die wahren Abhilfmittel von demselben. Coblenz und Hadamar. 1820.

Mit der Dunkelheit kommen die Fledermäuse, das ist in der Ordnung; und auch die Art ist bekannt, wie man sie verjagt — man bringt ein Licht herbei. Aus diesem Grunde allein mag man solche Nachtvögel beleuchten; denn sonst verdienten sie den Aufwand des Schwefelhölzchens nicht, das man zum Lichtanzünden verwendet. Man lese nur die Aufschrift dieses Büchelchens, das ist wenigstens kein prahlerisches Schild! Der Verfasser ist ein ehrlicher Krämer, der seine Waare nicht herausstreicht, er läßt sie für sich selbst sprechen. Diese zahme Gans von Flugschrift ist flügellahm, sie kann sich über keine Hof-Mauer erheben, sie schnattert auf ebener Erde und mühsam; denn sie hat den Pips und kann die Zunge nicht gebrauchen. Auf der Stirne des Büchelchens ist folgender Denkspruch zu lesen: „Die Tage sind bös (nicht golden und nützlich aufgeklärt), Paulus an die Epheser am 5.; darum ihr, die ihr auf Erden richtet, verstehet es wohl; nehmet die Züchtigung zur Hand (nicht liberale, sondern strenge Grundsätze gegen die unlöbliche Seite der menschlichen Natur), damit der Herr nicht

etwa zürne (strafe), und ihr vom rechten Wege zum Untergang gerathet. Ps. 2." Der Verfasser nennt seine Abhandlungen klein aber nicht unbedeutend. Das sind sie auch nicht; denn der Werth der guten Sache zeigt sich an dem Unwerthe der schlechten, und dieser an dem ihrer Anhänger. Solche Schriften darf man ja nicht vertilgen, sie sind Schmarozzer-Pflanzen, welche die großen Bäume, die sie schmeichelnd umschlingen, aussaugen und zerstören.

XIII.

Souvenirs de la Sicile, par le Comte de Forbin. Paris, 1823.

Graf Forbin, General-Direkteur aller Museen in Frankreich, ist als Kunstkenner und auch als Künstler geachtet. Ob das Buch leistet, was von einem solchen Manne mehr als Gewöhnliches erwartet werden darf, ist schwer zu bestimmen. Sicilien ist ein so schöner Stoff, daß das Schöne, was die Bildung hinzuthut, sich oft verliert. Doch wird die Stimme des Verfassers, wo er von archäologischen Dingen spricht, gewiß Berücksichtigung erhalten. Einige Stellen mögen von seiner Gefühlsweise und Darstellungsweise Rechenschaft geben. Er landete in Civita-Vecchia. „Aber das Fieber verheerte diese schönen Gegenden; man möchte sagen, daß die Römer nur durch das Fieber ihr Leben fühlen. Zu Monterana, zwischen Civita-Vecchia und Rom, ordnete das Tertianfieber den Dienstwechsel der Postillione; nach diesem unseligen Kalender zählten diese ihre traurigen Tage ab. Sterbende führten uns durch die herrliche Landschaft; der Himmel schimmerte von Lichtern, die Gebüsche waren von Vögeln bedeckt, und wir rollten über die alte römische Straße. Mit Verdruß verläßt man sie: denn der päpstliche Weg ist nur ein Sumpf. Keiner hat ein größeres Recht als der Papst, mit Jesus Christus zu sagen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Bei jedem Schritte, den man im Gebiete des heiligen Vaters

macht, begegnet man nur Elend und Jammer. Regsamkeit und Bewegung fand ich hier nur im Prediger-Stuhle. Die Prediger zerarbeiteten sich; im Schweiße ihres Angesichtes bauen sie den Weinberg des Herrn, während der Landmann in der tiefsten Faulheit schläft." — Solche Klagen hat man schon von vielen Reisenden gehört; aber sie mögen sagen, was sie wollen, die Welt ist doch die beste; Gutes und Schlimmes gleichen sich überall aus. Hat man in Rom das Fieber, so hat man doch auch Freiheit. Manchem Volke kommen Industrie und blühende Landwirthschaft theuer zu stehen; die Herren, die den Ackerbau begünstigen, wollen dafür auch das Gras wachsen hören, und immer noch lieber Aria cattiva, der man schon in Albano, als gute Polizei, der man erst in den Vereinigten Staaten ausweicht.

Ueber die gegenwärtige Beschaffenheit der Kunst in Rom sprechend, sagt der Verfasser von den dortigen deutschen Künstlern: „Les Allemands qui habitent Rome, et qui reprennent l'art à sa source, ne trouvent de vérité, d'élevation, que dans les Giotto et dans les Cimabué. Ils sont intimement persuadés que l'école italienne a été égarée sans retour par la dernière manière de Raphaël." — Der Verfasser war in Messina, als dort im Jahr 1820, am Tage des Rosalienfestes, die Revolution ausbrach. Er spricht von dem Ereignisse und dessen Quellen mit vieler Unbefangenheit, die Revolution fast beschönigend. Recht oder nicht — bedenkt man aber, daß der Verfasser, als General-Direktor aller Museen, eine Art Hofstelle bekleidet, daß er mit Empfehlungen der Herzogin von Berry, der Enkelin des Königs von Neapel, begünstigt, in Sicilien

reiste, und daß die Reisebeschreibung in der königlichen Buchdruckerei, auf Kosten des Königs, gedruckt ist, so gereicht solche Aufrichtigkeit dem Grafen Forbin und seiner Regierung zur großen Ehre. Zum Vortheile mag dem Grafen Forbin seine Denkart nicht immer gereicht seyn; dieses verräth folgende Stelle aus der Vorrede: „Man kann nie in Verlegenheit seyn, den Bewegungsgrund zu einer Reise anzugeben, wie die ist, die ich in Sicilien gemacht. Außer dem Wunsche, eine löbliche Wißbegierde zu befriedigen, würde sich der natürlichste Grund in der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft suchen lassen. Diese Lage ist unglücklicherweise feindlich; das Leben wird mit jedem Tage dorniger; es ist eine sauere Arbeit, unter den Menschen zu leben; man kann also eine Reise als einen Waffenstillstand mit ihnen ansehen. Die Abwesenheit schläfert Feindseligkeiten ein; bei der Rückkehr findet man sie von alten Verfolgungen abgewendet, und, ihre Zeit nützlich zu verwenden, neue Angriffe nach einer andern Seite richtend.“ —

XIV.

Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprozesse, von Dr. C. L. Goldschmidt. Frankfurt, 1818.

Wer im Innern eines Hauses sich umzusehen die Neigung oder das Recht nicht hat, weil dessen Bewohner ihm unbekannt sind, der mag doch gerne vor dessen Außenseite weilen, wenn die Bauart etwas Anziehendes enthält. Eine solche öffentliche Seite hat manches Buch für Viele, welchen sonst der Inhalt fremd ist, und diese des angezeigten Werkes will ich meinen Lesern zuwenden. Glücklich sind diejenigen, welche dabei stehen bleiben dürfen, und nie in Gefahr kommen, in dem Labyrinthe des Rechts von dem Minotaur des Prozesses verschlungen zu werden. Man kann eine Stelle aus Schiller's Taucher ohne alle Bosheit so parodiren:

— Der Mensch befrage die Richter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Der scharfsinnige und kenntnißreiche Verfasser dieser Abhandlungen bezweckte, außer der Aufklärung, welche er in einige Lehren des sogenannten gemeinen deutschen Prozesses bringen wollte, vorzüglich die Verkehrtheit unseres gerichtlichen Verfahrens darzustellen. Es wird gezeigt, wie großartig und herrlich die Gesetzgebung des freien Roms, welche so einfach war und die Freiheit des Bürgers nicht

in Fesseln schlug, neben der unsrigen erscheine, und wie im Verlaufe der Jahrhunderte Unverstand und Gewohnheitstrieb das öffentliche Verfahren, Willkühr und Herrschsucht das Geschwornengericht verdrängt habe. Warum der heutige Prozeß so aller eigenthümlichen Form verlustig und buntscheckig werden mußte, erklärt der Verfasser genügsam. „Dieser, in einem Freistaate geboren und erblüht, auf eine Monarchie übergegangen, aus ihr in eine Hierarchie verpflanzt, und von da für einen monarchisch-republikanischen Staatenbund entnommen, muß, seiner Natur nach, von der Staatsverfassung abhängig, an ursprünglicher Gestaltung nothwendig, wo nicht diese ganz verloren haben.“

„Als das Recht noch auf freiem Markte und in freier Rede lebte und wirkte, half es die Zeit bilden; seit es begraben in verschlossener Kammer und gebundner Schrift, bequemt es sich nach der Zeit und ihren Bequemlichkeiten.“

„Unglückselige Zeit, die sich hellsehend wähnt und blind ist, die frühere Mängel entdeckt, welche nie waren und die eigene Gebrechlichkeit nicht sieht, welche noch ist. Dreimal unglückseligeres Recht, wie ist gebrochen deine herrliche Kraft, und entschwunden dein freies Leben, wie bist du so gar zur wissenschaftlichen Mumie eingetrocknet, und welch kleinliches Räderwerk soll Freiheit und Leben dir ersetzen. Legislation der heutigen Politik, die nur Staaten anerkennt und kein Volk, wird zur Politik der Legislation, und selbst Viele, die das Gute wollen, verfechten unbewußt das Arge.“

Der Verfasser verdient in seinen Behauptungen um so mehr Vertrauen, da er als Advokat alle die gerichtlichen Wege und Umwege aus der Erfahrung und nicht blos aus den Beschreibungen Andrer kennt.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Ein Rezensent meiner Schriften im Berliner Conversationsblatte hat gesagt: ich solle nur nicht so stolz seyn; der Feldmarschall Blücher habe vielleicht mehr gethan für Deutschlands Befreiung als ich. Das soll mir der böse Mann beweisen. Ach, der Gerechte muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte kennt die Furcht nicht. Er geht nach Osten so lange der Tag steigt, nach Westen wenn er sinkt, hat nie die Sonne im Rücken, und folgt niemals seinem Schatten. Am Ende findet er für sein Bemühen Liebe zum Lohne.

Mit dem Confecte und dem Likör der Schmeichelei verdirbt man Völker wie Fürsten. Brod und Wahrheit, Wasser und Klarheit — das ist mein Spruch. Vorwärts!

2.

Mehrere Abgeordnete der Badischen Ständeversammlung haben geheimnißvolle Briefe erhalten, worin man ihnen mit dem Tode droht, wenn sie darauf beharrten, gewisse Mißbräuche in der Verwaltung umstoßen zu wollen. Es gehört nicht einmal Muth, nur einiger Verstand dazu, um solche Drohungen zu verachten. Wer mordsüchtig ist, der schreckt nur durch die That, nicht durch

Worte. Jene Briefe kommen von einer ganz andern Seite her, als man gern zu verstehen geben möchte; die sie geschrieben, haben sammetne Herzen und können kein Blut sehen. — 1819. —

3.

Philosophen sind nicht mehr als die Schmiede, die den Pflug verfertigen. Da muß noch gar Vieles geschehen, bis man das Brod an den Mund bringen kann.

4.

Kraftmenschen, Menschen von Stahl und Eisen, die den Blitzen des Neids und der Verläumdung mehr als andere ausgesetzt sind, müssen sich mit Spottableitern bewaffnen; dann wird der Wetterstrahl, statt sie zu beschädigen, ihnen zur Glorie dienen. So kaufte Alkibiades den schönsten Hund um 1000 Drachmen, schnitt ihm den Schwanz ab, und ließ ihn durch die Gassen Athens laufen. Das Volk lachte und versöhnte sich mit dem gefürchteten Manne, weil er doch auch so närrisch seyn konnte.

5.

Aus Paris vom 9. August, 1819. — Ein achtungswürdiger deutscher Gelehrter in Paris schreibt: „Seit einiger Zeit werden wir hier in Paris mit frankirten und unfrankirten, mit geschriebenen und lithographirten, mit deutschen und französischen Briefen der Haupt- und Unter-Lotterie-Collecteurs der freien Stadt Frankfurt belästigt. Diese Herren müssen ein vorzügliches Wohlwollen gegen die Pariser hegen; denn sie versichern jedesmal in ihren Briefen, sie hätten diese und jene Nummer mit beson-

derer Sorgfalt ausgesucht, und zweifelten sie nicht, daß dieselbe ein glückliches Loos treffen werde." Und so geht die Klage noch weiter fort. Die Herren Franzosen mögen es nicht übel nehmen, aber ich bin der Meinung, es sei billig, daß sie etwas an sich verdienen lassen. Zwanzig Jahre lang haben wir Frankfurter in ihre große Revolutions-Lotterie eingesetzt, ihre Ober- und Unter-Collecteurs haben uns, mit vorgestrecktem Bajonette, den Einsatz in Kontributionen, Einquartierungen, Todesängsten und Kriechereien abgefordert, und nie bis auf den heutigen Tag ist uns der geringste Treffer zugefallen. Alle die großen Gewinnste ihrer Lotterie: Unabhängigkeit des Staates von Außen, Freiheit und Gleichheit im Innern, wahre Volksvertretung, Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit der Justiz, Geschwornengerichte, Freiheit der Presse, und die übrigen größern und kleinern Prämien der Revolution haben andere gewonnen. Wir Frankfurter haben nichts von diesem Allen, nicht einmal die Hoffnung dazu. Nieten, nichts als Nieten! Darum misgönne man uns nicht unsere Klassen-Lotterie. Und wenn unsere Collecteurs die mit besonderer Sorgfalt ausgesuchten Nummern nach Paris schicken, und sie nicht eher ihren Mitbürgern überlassen, so ist dieses eine Großmuth, welche die Franzosen nicht um uns verdient haben.

6.

Nur die Freiheit des Preßbengels kann gegen die Frechheit der Volksbengel schützen.

7.

Der Himmel heile die armen kranken Rezensenten, die in ihrem Fieber eine Literaturzeitung für ein Schlachtfeld

ansehen, und ihre Federn für Dolche, und die Schriftsteller für Spione, und deren Werke für literarische Bülletins! Sind sie einmal wieder gesund, dann kehrt auch ihr friedliches Hammelherz zurück; dann fallen sie wieder in Ohnmacht, wenn sie Blut sehen, und gebrauchen keine andere Waffen, als ein (sic!) zwei?? und drei!!! — Habt Geduld mit ihnen.

8.

Das Studirzimmer eines Gelehrten, gleicht oft der Kindbettsstube einer Wöchnerin. Das Weinen und Schreien der neugebornen, unsaubern Gedankchen ist Jedem, nur nicht dem Vater zuwider. Darum soll ein Gelehrter, wenn er Besuch erwartet, erst die Wiege wegtragen lassen, und seinem Gaste blos die erwachsenen Kinder präsentiren.

9.

Höflichkeit ist ein Regen- und Sonnenschirm. Sie schützt vor Nässe und Wärme; aber sie macht weichlich.

10.

Vor Kurzem erklärte ein französischer Schriftsteller öffentlich, daß er gegen einen genannten Journalisten eine Injurienklage anstellen würde, weil ihn dieser einen Anhänger der Minister gescholten habe. Es ist ein Gegenstück dazu, daß Chateaubriand in seiner neuesten Druckschrift den Königlichen Ordonanzen vorwirft, sie enthielten antimonarchische Grundsätze. Ich glaube, daß solche Reden Beweise warhafter Freiheit sind. Haben wir es einmal in Deutschland so weit gebracht, dann wollen wir aus unsern

Dintengläsern Wein trinken, und friedlich spazieren gehen. Aber bis dahin wollen wir schreiben. — 1819. —

11.

Wenn die Minister Gewaltstreiche begehen, um ihre Macht zu zeigen, zu schrecken und hierdurch Einfluß zu erlangen, so mag man es dabei bewenden lassen, ihren bösen Willen zu tadeln. Wenn sie sich aber gesetzwidrige Handlungen erlauben, um ihre Schwäche zu zeigen, so stellen sie auch ihre mangelhafte Einsicht der Beurtheilung Preis, und man kann sich über ihre Verblendung nicht genug wundern. Hofleute haben unter allen Geistesgaben nur noch die Schlauheit zu verzehren; sie sollten darum haushältischer verfahren.

12.

Die französische Akademie hat das Lob der Jury zum Inhalte der poetischen Preisbewerbung gewählt. Hätten manche deutsche Gerichtshöfe nur das Talent, ihre Urtheilssprüche in Versen abzufassen, so gäbe dieses die gelungenste Verherrlichung der Geschwornengerichte, und kein Goethe könnte ihnen den Preis streitig machen.

13.

Kürzlich fragte mich ein Minister: Warum wir Journalisten immer nur zu tadeln fänden, nie etwas zu loben, wozu doch Stoff genug da sei, wie zum Beispiel dasjenige, was die süddeutschen Regierungen für das Volk gethan? Ich hatte nicht Geistesgegenwart genug ihm Folgendes darauf zu antworten: Eine gute Sache zur Hälfte thun, ist

oft schädlicher und darum auch tadelnswerther, als sie ganz unterlassen. Wo Stände noch nicht eingeführt sind, da kann man sich damit trösten, daß die Machthaber das Recht des Volks, solche zu fordern, noch nicht anerkannt haben, und daß sie ihre Pflicht erfüllen würden, so bald sie zur Einsicht derselben gelangt seyn werden. Wenn aber, wie in Baiern und Baden, durch Einführung der Stände gezeigt worden, daß man die Rechte des Volkes nicht verkenne, dabei aber die Berathungen und Beschlüsse der Deputirten unbeachtet ließ, worauf sollen wir alsdann noch unsere Hoffnung bauen? — 1819. —

14.

Wenn man bedenkt, wie viel bequemer es ist, zu lieben als zu hassen; so muß man eingestehen, daß die meisten Menschen aus langer Weile Böses thun.

15.

Wie unterscheidet sich der bescheidene Mann vom Eiteln? Wie sich der Reiche vom Armen unterscheidet. Während jener die einzulaufenden Zinsen seines Ehrenkapitals ruhig und gelassen abwartet, lebt dieser vom Tagelohne seiner Ehrenjagd. Wenn der erwartete Gewinnst ausbleibt, muß er hungrig zu Bette gehen.

16.

Das Kriminalgericht in Berlin hat den Professor de Wette um „das blaue Vergnügen" befragt, und wollte es ausgeliefert haben; gewiß nicht um den Zeug roth zu färben, sondern nur um dessen Gewebe kennen zu lernen. Wahrhaftig, es kömmt noch dazu, daß man sich auf

dem Markte nicht die Nase wird schneuzen dürfen, ohne zu befürchten, ein geheimer Polizei-Kommissär springe hinzu, betrachte den gezeichneten Zipfel, und frage, ob das keine Verschwörungs-Chiffer und Bundes-Zeichen sei. Die in Deutschland eingeführte peinliche Halsgerichts-Unordnung kann ein Kind im Mutterleibe zittern machen. Selbst der sehr unschuldige Verfasser dieser Notiz wurde auf Begehren der Gerichte zu Wiesbaden von der Frankfurter Polizei befragt, ob er den todten Löning nicht gekannt, da er noch lebte? Man hatte nämlich unter seinen Papieren einen von mir an einen dritten geschriebenen Brief gefunden. Wenn man auf diese Weise verfährt, so kann man alle Europäer in jede Mord- und Räubergeschichte verflechten, da sie sämmtlich, mittel- und unmittelbar, in Briefwechsel mit einander stehen. Es ist mir freilich Beruhigung genug, daß ich der Frankfurter Polizei dieses Mal keine Untersuchungskosten werde zu bezahlen haben; aber welche Regierung vergütet mir meinen Schrecken? Der arme Pastor Schmelzle, lebte er noch, hätte jetzt eine Höllenzeit; ich wollte, Jean Paul beschriebe sie. — 1819. —

17.

Ernsthafte Weiber gleichen einem leeren Koffer mit sieben Schlössern.

18.

Selten bewohnt der Architekt ein Haus, daß er selbst gebaut. — Er gleicht den modernen Philosophen.

19.

In der Welterschaffung offenbart sich die Eigenliebe Gottes.

20.

Alle Turnübungen werden unterdrückt oder beargwöhnt, nur das Schwimmen nicht, und der Unterricht in dieser Kunst wird von den Regierungen gebilligt und befördert. Wahrscheinlich denkt man, diese Uebung sei geeigneter, die jungen Gemüther abzukühlen, als sie zu erhitzen. Aber ich könnte eine Rede des Cassius aus Shakespeare's Julius Cäsar anführen, aus welcher deutlich hervorginge, daß trotzige Republikaner auf Fertigkeit im Schwimmen einen großen Werth setzen. — 1819. —

21.

Deutscher Handel. — Man muß die deutschen Herren, welche den Handels- und Gewerbs-Verein geschlossen haben, ihren Weg fortgehen lassen, und sie aufmuntern; er führt zum Guten, ob zwar die, welche darauf wandern, nicht wissen, was sie wollen. Sie führen einen Rechtsstreit um Baumfrüchte, aber um den Baum, worauf diese wachsen, und um den Boden, in dem der Baum wurzelt, sind sie unbekümmert. Was werden sie gewinnen, selbst wenn sie glücklich sind? Ihre Noth kehrt mit jedem Jahre zurück; oder wenn sie hier verschwindet, erscheint sie dort. Keine Freiheit des Eigenthums ohne Freiheit der Person. Letztere zu erringen oder zu erbetteln, das sei der Deutschen Streben. Es weiß Jeder genug, was sein eigener Vortheil ist, sobald ihm verstattet wird, alle seine Kräfte zu gebrauchen, wann und wozu er will. Eine Volksvertretung aller Deutschen, und das Uebrige ergiebt sich dann von selbst! Aber wir haben mehr Habsucht als Bürgerehre, unser Vortheil liegt uns näher am Herzen als

unsere Freiheit. Doch da ersterer nicht erreicht werden kann ohne letztere, so wird der deutsche Handelsverein, trotz der Aengstlichkeit, mit welcher sich dessen Stifter gegen die Zumuthung politischer Zwecke verwahrten, allgemeine und wichtige politische Folgen haben. — 1819. —

22.

Die französischen Feudal-Invaliden, die es in dem preßfreien, papiernen Frankreich friert, sollten sich in Deutschland niederlassen. Dort wird vornehmen Leuten noch mit der gehörigen Unterthänigkeit begegnet; das würde ihren alten Gliedern wohl thun. Der Tod des Kindes eines französischen Generals wird in einer deutschen Stadt folgendermaßen angezeigt: „Des S. T. Hrn. Barons N. N., General-Lieutenants der Königl. Französischen Armee, Hoch- und Wohlgeborn eheliches Söhnlein.“

23.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Juni enthielt einen Brief aus Rom, worin von dem dortigen Kunstleben gesprochen wird. Unter Anderm wird geschrieben: „Bei mehreren französischen Landschaftsmalern sieht man jetzt Bilder in großem Format, auf Befehl des Königs Ludwig XVIII. verfertigt; wie z. B. bei Herrn Coignet eine Königin (der ersten Race), die auf Befehl eines Usurpators in einen reißenden Strom gestürzt wird.“ Das Wort Race, von einer Königin gebraucht, fiel dem Censor der Zeitung, der von diesem Ausdrucke eine viehische Vorstellung hatte, auf, und er bemerkte am Rande des Blattes: „Muß vermuthlich heißen: „des

ersten Ranges." — Sollte man denken, daß so etwas in Frankfurt, das doch seinen berühmten Meidinger besitzt, sich ereignen könnte? Und der öffentliche Geist muß sich der Leitung solcher Männer unterwerfen! — 1819. —

24.

Das Wissen ist das Blut unseres Geistes, das ihn nährt und erhält.

25.

Es giebt Sonnen- und Mondfinsternisse in der Geschichte wie in der Natur. Die unkundige Menge erbebt bei ihrem Anblick, und wähnt, es stünde der Welt ihr Untergang bevor. Der Weise lächelt, und weiß, daß sie vorübergehen.

26.

Ich fragte einen Freund, ob er nichts Näheres wisse von der großen Verschwörung, ob er nicht selbst darin verwickelt sei, und wie die deutsche Republik habe eingerichtet werden sollen? Er antwortete mir, er sei kein Verschworner, aber von der Republik wisse er Manches. Nämlich: Deutschland habe in 20 Gaue eingetheilt werden sollen .... Gaue? fiel ich ihm schnell in die Rede. Ich mag nichts weiter hören, ich durchschaue schon die ganze Posse. Gespenstergeschichten aus dem Mittelalter — Ritterromane — der ganze Spieß und Veit Weber. Hätten sie gesagt: In Provinzen, hätte ich ihnen gesagt: Ihr seid ruchlose, gottvergessene Menschen. Da sie aber sprachen von Gauen, sage ich ihnen: Ihr seid altdeutsche Narren! — 1819. —

27.

Eine Vormundschaft dulden ist lange nicht so schimpflich, als sie verdienen.

28.

Die Fehler mancher Schriftstellerin sind ihre Vorzüge als Weib.

29.

In der Rede, womit der preußische Justiz-Minister kürzlich den für die Rheinprovinzen in Berlin errichteten Revisions-Kassationshof einsetzte, geschah des öffentlichen und mündlichen gerichtlichen Verfahrens Erwähnung, als solcher Institutionen, „welche dem nächsten und letzten Zwecke der Rechtsverwaltung am meisten entsprechen.“ Von dem Gericht der Geschwornen war keine Rede, woraus man den traurigen Schluß ziehen kann, daß die Rheinländer diese festeste Stütze aller bürgerlichen Freiheit verlieren werden. Für die übrigen deutschen Staaten wäre Oeffentlichkeit und mündliches Verfahren allein, auch ohne Geschwornengericht, schon ein großer Gewinn. Dem taubstummen deutschen Volke wäre hierdurch wenigstens das Gehör und hierdurch die Möglichkeit wieder gegeben, auch die Sprache zu erlangen. — 1819. —

30.

In der Politik werden eben so wenig, wie in der Medicin, alle Rezepte der Aerzte auch von den Patienten wirklich eingenommen.

31.

Wir haben keine Tarpejische Felsen, die Volksverräther hinabzustürzen, wir haben nur Fenster, sie hinauszuwerfen;

aber diese Todesart ist gar zu prosaisch — man muß auf eine andere Strafe bedacht seyn. Die zweckmäßigste Züchtigung für einen treulosen Beamten wäre wohl die, daß man ihn in die Lage setzte, von einem Beamten, der ihm gleicht, selbst amtirt zu werden.

32.

Ein alter griechischer Dichter, den Plutarch im Leben des Demosthenes anführt, sagte: das Nothwendigste zum Glücke eines Menschen ist, in einer berühmten Stadt geboren zu seyn. Mir ist das Buch jetzt nicht zur Hand, ich kann mich nicht überzeugen, in welchem Sinne Plutarch diesen Spruch aufgefaßt, wie er ihn gedeutet und angewendet hat. Aber, wenn ich mich recht erinnere, war es so geschehen: daß, um es in Freistaaten weit zu bringen, es förderlich sei, eine berühmte Vaterstadt zu haben, weil dieses als eine Art adelige Geburt angesehen wird, welche die Bahn der Ehren kürzer und leichter macht. Dieser Satz des griechischen Dichters gilt auch uns noch, wenn auch mit verschiedener Anwendung. Wer im alten Griechenlande nach bürgerlicher Auszeichnung strebte, der mußte alle seine körperlichen und geistigen Kräfte gleichmäßig ausbilden und sie zur möglichst vollkommenen Entwickelung zu bringen suchen. Wer aber in unsern Tagen fortkommen will, der muß ganz entgegengesetzt verfahren; er darf sich nur einseitig, nur diese oder jene Kraft ausbilden, und muß alle übrigen schönen Anlagen, die ihm die Natur gegeben, zerstören oder sie in schmachvoller Unterdrückung halten. Da aber glücklich seyn, und sein Glück machen, so sehr verschiedene Dinge sind, daß gewöhnlich

Eines das Andere ausschließt, und da, wo Lohn mit dem Verdienste sich nicht vereinigen läßt, kein edler Mann sich bedenkt, ob er den Lohn oder das Verdienst aufopfern soll, so bleibt es auch für unsere Zeit wahr, daß man, um glücklich zu seyn, in einer großen Stadt leben müsse, weil man nur da allein seine Kräfte musikalisch ausbilden kann und sie concertirend gebrauchen darf.

33.

Man hat Friedrich dem Großen viele Lobsprüche über seine Mäßigung gemacht, daß er bei so vieler Heldenstärke doch so wenig eroberungssüchtig war. Ich glaube nicht, daß er dieses Lob verdient hat, da es nicht in seiner Gewalt stand, es anders zu machen. Die Natur hatte ihn eben so sehr zum Philosophen, als zum Helden gebildet, daher würde ihm die Philosophie immer im Wege gestanden haben, wenn er seinen Heroismus hätte geltend machen wollen. Ich bin überzeugt, hätte Friedrich keine Verse gemacht und wäre er weniger witzig gewesen, dann würden wir Napoleon 50 Jahre früher kennen gelernt haben, — oder gar nicht.

34.

Das Genie bildet die Welt aus sich heraus, der Held bildet sie in sich hinein.

35.

Wellington ist jetzt Feldmarschall von England, Spanien, Portugal, Rußland, den Niederlanden, Preußen und Oestreich. Es liegt etwas Gespenstiges hierin, das Einen frieren macht. Man kann sich keine Rechenschaft davon geben, aber es ist so. Die Schrecken der Zeit haben uns

arme Menschlein schreckhaft werden lassen. Es hatte Jemand einen bösen Traum von einem Befehlshaber der europäischen Gensd'armerie und von einem Grand-Prévôt de la Sainte-Alliance. Der edle Lord hat jetzt kein Vaterland mehr, denn die Grundsätze, die er im dreijährigen Vierherrendienste eingesogen, mußten ihn der freien, glücklichen Insel entfremden. Es giebt keine Hofgunst für ihn, die er noch zu erbuhlen hätte. Es bleibt für seine Ruhmbegierde nichts übrig, als der Vormund zu seyn jeder unmündigen Legitimität, der Pfleger aller schwachen und der Rechtsbeistand aller weibischen Regierungen, sowie der Knecht Ruprecht der unartigen und wilden Kinder unter dem Volke. Es könnte ihm auch die Ober-Aufsicht über die künftige deutsche Occupations-Censur anvertraut werden. — Ich weiß recht gut, es ist Alles nicht so; die Furcht liegt nur in unsern schwachen Nerven. Aber auch mit einer krankhaften Einbildungskraft muß man Nachsicht haben. — 1819.

36.

Die Menschen sind Gedanken der Erde.

37.

Aus Frankfurt. 1820. — Seit ich die europäischen Angelegenheiten nicht mehr zu leiten habe, kommen mir die rührendsten Gedanken in den Sinn, und von dort durch das Herz in die Feder. Glücklich der Journalist, der vorsichtig war und in seiner Jugend etwas Weniges geliebt hat; das kommt ihm jetzt zu Statten. Ich denke, von heute dem 4. Juli an, mit meinem Vorrathe noch 4 Jahre 2 Monate und 16 Tage auszureichen. Die Leser mögen nicht murren über solche Fastenspeisen. Seht doch nur

unsere Bühne, die liebe, gute alte Frau, sie genießt das ganze Jahr nichts Anderes, als Milch-, Mehl- und Eierspeisen, und bleibt fröhlich und gesund dabei. Die hundert üppigen Schüsseln, woraus die andern Bühnen schwelgen, bleiben von ihrem Tische entfernt. Aus dem großen Kochbuche der Psychologie, mit seinen überwürzten, heißen Leidenschaften, Tugenden und Schwächen, benutzt sie nur die Eifersucht für ihre Küche, und weiß sie alle Tage auf eine neue, schmackhafte Art zuzubereiten. Heute wird sie beschämt, morgen bestraft, übermorgen verziehen, am vierten Tage gerechtfertigt, am fünften geheilt. So wird die Eßlust immer munter erhalten, so daß die eifersüchtige Frau und die beschämte Eifersucht, diese das Geständniß und dieses den verbannten Amor nicht überdrüßig macht. Aber wenn die liebe Frau so lecker ist auf Eifersucht in allerlei Gestalten, warum nicht den Shakespeare, warum nicht den Othello? Ja, das kann ich mir freilich auch nicht erklären! Nur ein einziges schwarzes Gesicht erscheint auf unserer Bühne — das der Mohrin des genialen Ziegler.

38.

Das nächtliche Lustseegefecht bei St. Helena, von dem die englischen Blätter erzählten, soll eine List gewesen seyn, um die Gemüther der dortigen Einwohner zu erforschen. Auch, sagen sie, habe Mancher die Maske fallen lassen. Die Polizei, man kann es nicht läugnen, ist die Herkules-Säule des menschlichen Witzes, und die gläubigen Anbeter derselben sollten sich als Säulen-Heilige mit einem Beine hinaufstellen: das wäre sehr erbaulich. Schöne psychologische Experimente! Ich will einige Gleichnisse hersagen, aber

sie malen die große Thorheit nur stümperhaft. Ihr werft mit aller Macht ein zerbrechliches Glas auf die Erde, um zu erproben, ob es aushält, und wenn es bricht, seiner Natur nach, zerstampft ihr die Scherben wüthend und racherfüllt. Ihr steckt einem hungrigen Löwen die Hand in den Schlund, um zu sehen, ob er fromm sei. Ihr schneidet dem Volke die Brust auf, um zu erforschen, ob das Herz gesund ist. — Neckt euch nur so fort mit der Gefahr, fordert sie heraus; es mag euch wohl bekommen. — 1819. —

39.

Man findet oft starken Willen mit schwachem Verstande, und eine schwache Gemüthsart mit starkem Geiste vereinigt. Das kommt daher, weil dort die verschiedenen Seelenkräfte, wegen ihrer niedrigen knechtischen Natur, einer unter ihnen, welche die stärkste ist und sie zu beherrschen vermag, willig gehorchen: es ist dieses die Einheit und Macht eines despotischen Staates; und weil hier die mehr selbstständigen und eigenwilligen Seelenkräfte keine Alleinherrschaft dulden: es ist dieses die Unordnung und Schwäche einer Republik. Der Geist des Menschen hat die gesetzgebende, sein Charakter die ausübende, sein Herz die richtende Gewalt, und nur wo diese Gewalten im gehörigen Verhältnisse stehen, ist der Mensch vollkommen.

40.

Von Würzburg wird geschrieben, wie erbaulich die durchreisende Königin von Spanien sich dort benommen, und in welche Verlegenheit die Geistlichen beim Gottesdienste gerathen, weil es ihnen an Uebung im Singen gefehlt.

Die ununterbrochene Frömmigkeit des sächsischen Fürstenhauses wird angerühmt, und gefragt: „Würde überall Alles so seyn, wie es ist, wenn dieß auf allen Fürstenthronen Europa's gleichförmig eben so Statt gehabt hätte?" Wie wahr! Wenn die Geistlichkeit wieder einmal ihre alten Lieder singt, dann kehrt gewiß die schöne gute Zeit zurück. Hoffentlich wird Weitzel in der zweiten Auflage seines Buches: Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? jene gründliche Bemerkung dankbar benutzen. — 1819. —

41.

Sand's That ist abscheulich; Sand's Zweck ist ganz unvernünftig; so weis't jede Erörterung der That auf einen hohen Grad der Schwärmerei des Thäters. Aber hiermit soll die Verhandlung nicht geschlossen seyn; die Anhänger der Kotzebue'schen und Stourza'schen Mordplane gegen den Zeitgeist schreien in abwechselnden Tönen, und ihre Jammerlieder enden immer: man muß der Aufklärung Zaum und Zügel anlegen; Deutschlands Vernunftwesen steht auf einer fürchterlichen Höhe; der Glaube an die Rechtmäßigkeit der Alleingewalt muß hergestellt werden, wie es die Weisen aus den russischen Steppen gelehrt haben. — 1819. —

42.

Kotzebue hat geirrt; er hat für Vaterland, Freiheit, Schule und Wissenschaft ersprießlich geachtet, was ihnen verderblich war. Allein mußte er darum ein Verräther gewesen seyn? Ihr sagt, er habe der russischen Regierung Berichte über den Geist, die Stimmung und Wissenschaft Deutschlands erstattet. Ist dieses ein Verbrechen? Das

Volk sollte sich wegen dieser offnen Anerkennung seiner Wichtigkeit vielmehr geschmeichelt fühlen. Es war eine Zeit, wo man sich wenig um die Gesinnungen der Völker bekümmerte, und aller diplomatische Forschungsgeist nur die Absichten der Höfe, die Meinungen der Fürsten und die Launen ihrer Maitressen zum Ziele hatte. Wenn man jetzt das Volk ausspioniren läßt, so ist dieses wahrlich ein gutes Zeichen der Zeit. Ihr sagt: Kotzebue habe falsch berichtet; aber wenn auch, glaubt Ihr, eine so kluge Regierung, wie die russische, werde ihre Ansichten und Schlüsse allein nach Kotzebue's Geschwätz richten? Ihr sagt: er habe das deutsche Volk verläumdet? Ein Volk verläumden! wie lächerlich! — 1819. —

43.

Rehfues in seinen Briefen aus Italien erzählt: daß auf dem Kapitol die Statuen aller Provinzen des römischen Reichs gestanden, deren jede eine Glocke am Halse hängen hatte, welche vermöge ihrer magischen Kraft sogleich von selbst läutete, wenn in ihrer Provinz etwas gegen die römische Regierung unternommen wurde. Solche Statuen sind eben so nützlich, als unsre Polizei-Spione, und kosten weniger. Man sollte sie einführen.

44.

Ich habe mir den Spaß gemacht, im Namen einiger europäischen Großmächte Kriegsmanifeste zu verfertigen, und habe sie versiegelt in mein Pult gelegt. Sollte das bejammernswürdige Schicksal eintreten, dann werde ich sie öffnen, meinen Freunden zeigen, und diese sollen erstaunen,

wie genau ich Alles vorher gewußt habe, was man dem Feinde Grobes und den eigenen Unterthanen Süßes sagen wird. Alles ganz natürlich.

45.

Wenn man zur Untersuchung eines Vergehens sogenannte besondere Commissionen ernennt, so beweis't dieses von zweien Dingen eins: entweder man fürchtet die gewöhnlichen Beamten, oder man wünscht, die außerordentlichen möchten ihre Pflicht nicht thun. Man will dann ein Zulegemesser, daß sich in der Tasche nachführen läßt, zum Schwerte der Gerechtigkeit brauchen.

46.

Die Preßfreiheit zu erlauben, aber Alles so zu lenken, daß Niemand mehr den Pressen etwas zu geben Lust und Muth haben könnte! Dieß, o Ihr Räthe der geheimen Polizei, dieß wäre die sublimste Aufgabe, welche durch eine geschickte Gesetzmunkelei zu lösen Ihr den Augenblick benutzen solltet! — Wohlan! schneidet nur der selbstforschenden, selbstthätigen Gelehrsamkeit alle Aufmunterung ab; drückt das ächte Gelehrtwerden als unnütz nieder, hasset es tödtlich als furchtbar und störend für Eure gebieterische Rechthaberei. Aber erwartet dann auch, was aus Euren bloßen Praktikern, aus Euren Routiniers werden wird. Zur Maschinenarbeit taugen Hunderte, Tausende. Aber wird ihnen nicht auch Geist, Selbstforschung eingeflößt, so viel jedem jener Handarbeiter, als er zur Leitung seiner Praxis in sich aufzunehmen und zu fassen vermag, dann erwartet, welche Geschäfte gemacht,

welche Regierungswunder geschaffen werden können durch die lautere vis inertiae oder durch ungeregelte Genie-Einfälle von Arbeitern, in denen nichts wissenschaftlich durchgearbeitet ist. — 1818. —

47.

Man muß das Geschwür reif werden lassen, ehe man es aufdrückt. Ihr hättet es zertheilen können, habt aber zu lange damit gewartet. Jeder Schinder und Schäfer versteht mehr von der Staats-Wundarzneikunst, als Ihr.

48.

Scherzburger Aktenstücke. — Daß in Deutschland Schriften dieser Art immer noch ohne Namen des Verfassers und des Druckorts erscheinen müssen, beweis't mehr als Alles, wie Noth solche thun und wie ersprießlich sie sind. Aber das Glänzende verbirgt keine Dunkelheit, darum wird man in diesem Werkchen den Verfasser der „Reise nach Hammelburg" bald errathen. Er fährt hier fort — und jeder Freund des Vaterlandes drückt ihm die Hand dafür — die Maskenfreiheit des Scherzes zu benutzen, um den großen Herren, und was noch nöthiger und gefährlicher ist, den kleinen, die Wahrheit zu sagen und sie dabei vertraut zu duzen. Was wir hierbei lernen, ist nicht minder werth, als was wir lehren — muthig seyn und sprechen. — 1818. —

49.

Im menschlichen Organismus unterscheiden wir drei Reiche: das Reich des Magens, das Reich des Herzens und das Reich des Gehirns. Der Magen fesselt uns an

die Erde; das Herz verbindet uns mit dem Menschen; durch das Gehirn hängen wir mit der Sonne zusammen.

50.

Das Leben ist allen Thieren gemein, aber sterben kann nur der Mensch.

51.

Adels- und Geldstolz. — Gerecht ist weder der Eine, noch der Andere; es frägt sich nur, welcher der unerträglichste ist. Ich stimme für den Adelstolz. Der Geldstolz ist weniger lästig, weil er lächerlicher, daher komischer, daher unterhaltender ist, und weil er dem Gedemüthigten die Hoffnung läßt, sich durch Erwerbung von Reichthümern zu erheben und der Geringschätzung zu entgehen. Der Adelstolz ist herablassender als der Geldstolz, und darum beleidigender; denn die Größe der Herablassung ist das Maß der Höhe, auf welcher der sich Herablassende zu stehen glaubt.

52.

Die Aristokratie des Geistes ist die einzig natürliche und dem Staate nützliche. Sie kann weder verliehen, noch geschenkt, noch ererbt, noch geheuchelt werden. Sie ist die wahre Herrschaft von Gottes Gnaden und die ganz unantastbare Legitimität, weil sie nicht allein das Recht, sondern auch die Kraft hat, Alles erreicht, was ihr gebührt, und nicht erlangt, was ihr nicht gebührt. Sie verlangt nicht Beförderung, nur Freiheit, um ihre Zwecke zu erreichen.

53.

Wie wahr ist die Bemerkung, daß bei allem Reichthum von Weisheit, den die Menschheit besitzt, die Menschen

dennoch darben, weil es der Genius verschmäht, seine große Lehre durch Zertheilung mehr auszubreiten und faßlicher zu machen; da ja doch die Sonne selbst ihr erhabenes Licht in Millionen kleine Strahlen aussendet, und nur so allein die Welt erwärmt und beleuchtet. Es wäre zu wünschen, die ausübende Weisheit zeigte sich auf dem Markte, und die belehrende in Kochbüchern, Wandkalendern und in dem Intelligenzblatte; der Mann sollte sich, um von Männern verstanden zu werden, dem Weibe verständlich zu machen suchen. — Im Kampfe um die Wahrheit reicht die Kraft des Mannes nicht zu seinem Muthe hin, und der Muth des Weibes nicht zu seiner Kraft; darum erreicht jener nie vollkommen sein Ziel, dieses aber immer mehr, als es gehofft und gewünscht, sobald es nur strebt. Das andere Geschlecht tritt überall zu furchtsam zurück. Wissenschaft und Kunst sind Tempel, die, sind sie zwar von Männern allein gegründet und aufgebaut, doch auch Frauen mit gleichen Ansprüchen auf Vortheil und Genuß bewohnen dürfen und sollen, auch geschieht's. Die Frucht ist willkommen, weil ihr Mangel schmerzt. Die Blüthe ist durch sich selbst erfreulich. Den männlichen Geist *ernährt*, den weiblichen *schmückt* die Wissenschaft. Welches ist das schönere Loos? Und glaubet ja der Lüge nicht, daß nur der Musen Kindergärtchen, nicht der ernste Hain Apoll's, Euch Schwestern aufgeschlossen sei. Der düstere Ernst mancher Kenntniß liegt nur im trüben Blicke des Forschers; nahen sich die Grazien, dann erheitert sich die Wissenschaft. Versucht es nur mit jeder, selbst die Logarithmenlehre lächelte Euch zu. Logarithmen! Was heißt das, wie verhält es sich damit? O stille, man spricht nicht gern davon.

54.

„Man wird es kaum glauben, aber der Abbé Vittorio Siri, ein gleichzeitiger, sehr unterrichteter Schriftsteller, erzählt es: daß Ludwig XIII. von seiner Kindheit an den Beinamen des Gerechten führte, weil er — unter dem Zeichen der Waage geboren war.“ (Voltaire, siècle de Louis XIV.) — Voltaire scheint dieses lächerlich zu finden; aber wie oft müßte der menschliche Verstand über die Deutung unbegreiflicher Geschichten verzweifeln, wenn er nicht den Ausweg der verhängnißvollen Gestirne hätte! Wie könnte man das Ereigniß mit Oken anders erklären, als daß die weimarische Constitution unter dem Zeichen des Krebses zur Welt gekommen! — 1819. —

55.

Gleichzeitige Ereignisse: Oken's Dienstentsetzung .... Mordversuch gegen Ibel .... Aufruhr der Studenten in Paris .... Verschwörung in Berlin .... Rußlands Kriegsrüstungen. Da bei den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen alle Fürsten Europa's leben, kein anderer Krieg denkbar ist, als einer gegen die Türken, so wäre es doch sehr traurig, wenn Unruhen im Innern Frankreichs und Deutschlands diese Staaten verhinderten, den Krieg gegen die Türken mit Nachdruck zu führen. Der Himmel bewahre uns vor einem Besuche der Janitscharen, mit ihren langen Piken — oder Säbeln .... Ich habe den Inhalt der Geographie etwas vergessen. — 1819. —

56.

Ich würde die Liebe allmächtig nennen, könnte sie sich selbst bezwingen.

57.

Schmerz ist der Sauerteig des Lebens, der es erst schmackhaft und genießbar macht.

58.

Giebt es Krieg, wie es fast etwas zu scheinen scheint, dann werden die Leute sagen: „Da seht, das sind die Früchte der heiligen Allianz.“ Wie dumm! wachsen nicht Früchte, die eine grüne, bittere Schale haben und darunter eine harte, und zuletzt kömmt die eßbare Süßigkeit? Erst geschält, dann die harte Nuß aufgeknackt, und dann liegt inwendig das heilige, christliche Bündniß. — 1819. —

59.

Wieder einige Tausend Auswanderer aus der Schweiz schifften den Rhein entlang nach Brasilien hinüber. Wir senden den Amerikanern Piloten entgegen, die sie recht bequem und sicher in unsere Häfen einführen, wenn sie einst Lust bekommen, ihre Freiheitsgesinnungen über Europa zu verbreiten und an seinen Ufern zu landen.

60.

Diejenigen Fürsten, sagt Gibbon, denen Rom aus ruhmrediger Dankbarkeit oder Großmuth verstattet hatte, eine Zeitlang ungewiß die Scepter zu führen, wurden von ihren Thronen verstoßen, sobald sie ihre Bestimmung erfüllt — die überwundenen Völker an das Joch der Sieger gewöhnt hatten.

Die freien Staaten und Völker — hatte ihre Erklärung zu Gunsten der Republik gelautet — beehrte man eine

Zeitlang mit der Benennung: Römische Bundesgenossen, bis dieser Titel auch endlich unvermerkt in eine wirkliche Knechtschaft ausartete.

Mit griechischer und römischer Geschichte stieg Napoleon zum Imperator hinauf. Aber fallen mußte er so tief, als er gefallen, so wie dem Kaiser das Buch der Geschichte aus der Hand fiel. Sein Zug nach Rußland wäre vielleicht unterblieben, wenn er sich an Darius den Achämeniden hätte erinnert; und sein Thron stünde noch, wenn er hätte bedenken wollen, daß nur Liebe und Vertrauen der Völker unüberwindlich macht.

Wer die Geschichte studirt und die Menschen der Mitwelt mit den Menschen der Vorwelt vergleicht — kann als Prophet in die Zukunft schauen!

Zu viel Regieren ist schädlicher als zu wenig Regieren. Ein Text für eine Predigt, in einer kleinen Republik zu halten.

61.

Albrecht der Unartige hieß ein gewisser Landgraf von Thüringen. Das waren doch noch gute Zeiten, wo man selbst Fürsten bei ihrem rechten Namen nannte, und das war gewiß ein guter Fürst, von dem man nichts Schlimmeres zu sagen wußte, als daß er nicht artig sei!

62.

Zur Feier des Geburtstages des Königs von Preußen wurde zu Berlin eine öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften gehalten, in welcher Herr Erman eine Abhandlung über eine eigenthümliche Wechselwirkung der zwei elektrischen Thätigkeiten vorlas. Was die-

ser Gegenstand mit der Feier des Tages gemein hat, ist schwer zu ermitteln, es müßte denn zur Sprache gekommen seyn, wie man das Volk mit Liebe für König und Vaterland elektrisire. Jetzt sage noch Einer, daß in Deutschland nicht Wissenschaft und Staatsleben ineinander greife, und daß die Gelehrten revolutionirten!

63.

In einem Berichte über den Verkehr auf der Leipziger Ostermesse heißt es: „Tüchtiges Sohlenleder ist eine wahre Seltenheit. Der Freiheitskampf im südlichen Amerika versperrt noch immer die Zufuhr echter Buenos-Ayres-Häute.“ Wenn wir Europäer noch einst wegen Amerika barfuß gehen müssen, so ist der Mangel an Sohlleder gewiß nicht der einzige Grund. Aber welche bewunderungswürdige, kunstreiche Kette zieht durch den ganzen Erddiameter, von unsern Füßen bis zu den Köpfen und Herzen der Amerikaner hin! Wenn wir wollten, so könnten unsere Köpfe nicht weniger als unsere Füße, Vortheil von ihnen ziehen. — 1819. —

64.

In der letzten Sitzung der Baierischen Volksvertreter hat der Abgeordnete Behr mit einer Arie aus der Zauberflöte geschlossen: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht.“ Das müßte ein großer Spötter seyn, der deswegen sagen wollte, Hr. Behr hätte nicht daran erinnern sollen, daß die Sache eine Komödie war. Denn wahrlich, das war sie nicht. Hält man sich an das Körperliche, Sichtbare, Ergreifliche, so ist bei der Baierischen Ständeversammlung freilich nicht viel geschehen.

Aber dieses ist der Gang der Natur. Eine jugendliche Seele darf sich nicht allzufrüh in schroffe Ansichten, feste Grundsätze und eigensinnige Beschlüsse verknöchern, damit sie sich frei entwickeln könne. Ein großer schöner Geist hat sich im Baierischen Volke entfaltet. Der Boden des Landes ist kräftig und tief aufgewühlt und durchackert worden. Der nächste Jahreswechsel bringt die Saat, die dann folgende die Aernte. Und wiederum hat sich gezeigt, wie ruchlos die Verläumder des deutschen Volkes sind. Wo Ruhe ist, da ist Kraft; wo Wärme, da ist Licht; wo Stille, da ist Aufmerksamkeit und Lernbegierde; und dieses Alles hat sich in dem Wirken der Baierischen Ständeversammlung so schön offenbart. — 1819.

65.

Das Französisch-Sprechen. — Man habe den Witz eines Voltaire, eines Jean Paul, eines Swift, eines Cervantes — jene Lächerlichkeit des Französisch-Sprechens steht zu hoch, keine satyrische Züchtigung vermag sie zu erreichen. Das Herz ergrimmt in der Brust, zum Kampfe ballt sich die Faust, wenn uns eine solche Albernheit in den Weg tritt. Unter allen Gründen, warum die höhern Stände in Deutschland die Franzosen gehaßt haben, steht die Furcht, ihre Götter-Sprache möchte hierdurch zu bürgerlich werden, gewiß oben an.

66.

Oeffentliche Blätter erzählen: Die Aufführung Wilhelm Tell's werde in Deutschland verboten werden. Das hieße ja verblümt, wir hätten auch unsere Geßler. Das war ein guter Schütze, der diesen Pfeil des Spottes abgeschossen! Schlafen die Censoren? — 1819. —

67.

Für die Juden. — Die neapolitanische und die päpstliche Regierung haben oft sonderbare Mittel ergriffen, die öffentliche Sicherheit zu erhalten: sie haben mit den Räuberhauptleuten Verträge geschlossen. Doch nie hat man gehört, daß sie, um Reisende vor Straßenräuberei zu schützen, das Reisen verboten hätten, das hieße ja Zahnschmerzen durch Kopfabhacken heilen. Die Frankfurter Polizei hat diesen Zweig der Verwaltung vervollkommnet. Einige Tage nach dem Volksauflaufe, der gegen die Juden gerichtet war, ging ein jüdischer Hühneraugenschneider nach dem Dorfe Bornheim, wo er seit vielen Jahren als unausbleiblicher Sonntagsgast bekannt ist. Da das Wirthshaus, wo er einkehrte, nur von dem gebildeten Bürgerstande und von keinen fremden Handwerksburschen besucht wird, die ja, wie Jedermann weiß, allein an den Unruhen Theil genommen, so blieb unser israelitischer Fußarzt ungeneckt, trank ruhig seinen Wein und begab sich hierauf nach Hause. Auf dem Rückwege begegnete ihm ein reitender Polizei-Beamte, der ihm befiehlt, sich den folgenden Tag auf dem Amte einzufinden. Dort erschienen, wird ihm sein Leichtsinn, sich unter Christen zu mischen, vorgehalten, und ihm, damit Reibungen verhütet werden mögen, der Besuch Bornheims untersagt. Einen Tag später begegnet unser Jude dem nämlichen Polizei-Beamten in der Stadt, und sagte demselben (nämlich wie der Polizei-Beamte behauptet), er werde doch wieder nach Bornheim gehen. Vorladung den andern Tag — auf's Polizeiamt? Nein, auf's Polizeigefängniß. Dort wird ihm verkündigt, er müsse 24 Stunden eingekerkert bleiben, zur Strafe, daß er ge-

sagt, er werde dem Befehle, Bornheim zu meiden, nicht gehorchen. Das Urtheil ward auch sogleich vollstreckt. —

Ueber dieses Verfahren tadelnd zu reden, ist vielleicht ganz fruchtlos; denn an Orten, wo sich Beamte solche schwere Verletzungen der persönlichen Freiheit erlauben dürfen, da liegt die Wurzel des Uebels tief, und das Abschneiden eines Zweiges desselben zerstört den Giftbaum nicht. Die Juden von christlichen Versammlungen entfernt zu halten, um sie gegen Beleidigungen zu schützen, ist ein Mittel, das eben so unklug, als ungerecht ist. Es ist unklug, weil durch eine solche gesellige Excommunikation die leidenschaftliche Abneigung gegen die Juden nur genährt wird; es ist ungerecht, weil man keinem Bürger seine gesetzliche Freiheit beschränken darf, um ihn einer ungesetzlichen Verfolgung zu entziehen. So weit betrifft diese Sache „den Juden," und wird daher bei manchem Leser keine Theilnahme finden. Wenn aber Jemand, der sich eine Polizeiübertretung hat zu Schulden kommen lassen, statt vor das Polizeigericht geladen, dort vernommen, und darauf nach Recht und Form verurtheilt zu werden, gleich auf's Gefängniß citirt, und ihm, ohne Vernehmung, ohne vorläufige Protokollführung, und ohne Richterspruch, Kerkerstrafe auferlegt wird, so liegt doch vielleicht etwas hierin, was auch das Gefühl der Judenhasser empören kann. Und darum — ich komme immer darauf zurück — und darum haben wir das Fegefeuer der Franzosen ausgestanden, um nach der Erlösung nicht in's Paradies, sondern in die Hölle zu kommen. — 1819. —

68.

Bei der auch in Heidelberg Statt gefundenen Juden=

Verfolgung wurden drei Häuser ganz ausgeplündert. Die Studenten, mit den Professoren Daub, Thiebaut und Andern an ihrer Spitze, stellten die Ruhe wieder her, und ihnen allein haben die Juden ihre Rettung zu verdanken. Die Polizei, welche, wie in vielen deutschen Staaten, behender ist, ruhigen Bürgern den Frieden zu nehmen, als ihn beunruhigten zu geben, hatte auch dort wenig gethan und sich kaum sehen lassen. Man sollte alle Polizeien zwar für die guten Dienste, die sie während der herrlichen napoleonischen Zeit geleistet, belohnen, aber sie außer Dienst setzen und in einem Invalidenhause zu Tode füttern lassen. Sie sind eben so gefährlich, wie die geläuteten Glocken bei einem Gewitter, die den Blitz nur anziehen. Die Heidelberger Studenten haben durch ihr Verfahren gezeigt, daß sie den wahren Geist der Freiheit nicht verkennen. Ihre unabänderliche Bestimmung ist und bleibe, sich der Philisterei entgegenzusetzen, mag diese nun hinkend oder mit Bockssprüngen sich zeigen. Der deutsche Philister ist gleich abgeschmackt als despotisirender Beamte und als demokratisirender Spießbürger; er wechselt nur zwischen dürrer Nüchternheit und dämischem Bierrausche. — 1819. —

69.

Wer im Unglücke stolz bleiben kann, der hat das Unglück nicht oder nicht ganz verschuldet.

70.

Man spricht von einer Central-Polizei der deutschen Bundesstaaten, die an einem, im Mittelpunkte Deutschlands gelegenen Orte errichtet werden soll. Ueber ihren Zweck weiß man nichts Näheres; wahrscheinlich will sie gleiches Maaß und Gewicht im Gedanken-Verkehr einführen.

71.

Ein griechischer Philosoph hat gesagt: Die Reitkunst ist das Einzige, was die jungen Fürsten genau lernen; ihre andern Lehrer schmeicheln ihnen; die mit ihnen kämpfen, lassen sich hinwerfen; aber ein Pferd wirft jeden Ungeschickten ab, ohne den Armen oder Reichen, den Herrn oder Knecht zu unterscheiden.

72.

Die spanischen Grandes haben das Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Könige zu erscheinen. Daher kömmt wahrscheinlich die, auch an manchem deutschen Hofe herrschende Sitte: Den Kopf nicht sehen zu lassen.

73.

In Bonn wird auch die russische Sprache gelehrt, und den Rheinländern hierdurch Gelegenheit gegeben, den Montesquieu, den Rousseau und den Voltaire der Kosaken verstehen zu lernen.

74.

Henriette Sontag in Frankfurt.*) — Wir mögen lachen, doch erboßen wollen wir uns nicht über dieses seifenblasige Entzücken einer grauen Zeit, welcher der Ernst gebührte. Die guten Deutschen loben so gern — nach, daß sie niemals die Geduld haben zu warten, bis ihr Lob kühl, klar und zu Zucker geworden, sondern es schon als Syrup verbrauchen und in anwiderndem Lebkuchen spenden. Henriette Sontag — dieses rühmen Alle, die sie auch außer der Bühne kennen, soll solche bald vierschrötige,

*) Nachtrag zu dem bekannten Aufsatze, der zuerst vollständig im Morgenblatte für 1827 erschien, ohne den hier mitgetheilten Schluß aber im ersten Theile der dritten Ausgabe von Börne's Schriften steht.

bald schwindsüchtige Schmeicheleien mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit aufnehmen und so gutmüthig seyn, nicht einmal darüber zu lachen. Möge sie diesen reinen Sinn auch in Paris bewahren! Doch sollte ihr etwas Verzeihliches begegnen, sollten ihr die gewürzteren Schmeicheleien der französischen Küche das Herz verderben, dann eile sie schnell nach Frankfurt zu unserer Theaterdirektion, und diese Hungerkur wird sie gewiß bald wiederherstellen. Sie hat das schon erprobt. Das gute Kind, gewöhnt, überall als ein Schmuck mit Baumwolle umwickelt zu werden, hat die packtuchene Berührung unserer kaufmännischen Theaterdirektion sehr rauh gefunden, und hat empfindlich darüber geklagt. Man hat ihr mit dem größten Eigensinne Rollen aufgedrungen, die ihr nicht lieb waren, und die ihrer Wahl zurückgewiesen, und man hat sie bei der Bezahlung — ich sage, um mich nicht lange zu besinnen: geprellt. Als sie ein früheres Mal hier auftrat, bekam sie bei verdoppelten Eingangspreisen die halbe Einnahme. Sie erbot sich dießmal in Briefen aus Berlin, unter gleichen Bedingungen zu singen. Man schrieb ihr aber zurück: dieses sei durchaus nicht thunlich, man dürfte es nicht zum zweiten Male wagen, die Eingangspreise zu verdoppeln, denn das Publikum sei schon das erste Mal über diese Neuerung sehr aufgebracht gewesen; man wolle ihr dagegen für jede Vorstellung fünfzig Louisd'ors geben. Fräulein Sontag ging dieses ein. Als sie aber hierher kam, verdoppelte man die Eingangspreise doch, und wollte von dem Vertrage nicht abgehen, und als es zur Ausbezahlung der bedungenen fünfzig Louisd'ors kam, gab man ihr statt Louisd'or Friedrichsd'or; nämlich die Sontag, die als eine Ver-

linerin ihren Friedrich im Herzen hatte, schrieb: „Ja, ich bin es zufrieden, ich will für jede Vorstellung fünfzig Friedrichsd'or nehmen.“ Aber dieses war offenbar nur ein Schreibfehler, der aus einem schönen Patriotismus entsprungen, und es läßt sich gar nicht denken, daß sie sich zu weniger verstanden, als man ihr angeboten. Doch unsere Theaterdirektion, welcher die vier Vorstellungen der Sontag fünftausend Gulden reinen Vortheil gebracht, hielt sich an den Schreibfehler, und durch diese Rabulisterei verdiente sie noch zwei bis dreihundert Gulden mehr. Fräulein Sontag hätte klagen sollen; der Gemahl der Theodora hätte gewiß nicht gegen sie entschieden. Auch wollte unsere Sängerin, größtentheils zum Vortheile der Witwe eines hiesigen Kapellmeisters, der viele Jahre die Oper geleitet, und welchem unser Orchester seine ganze Vortrefflichkeit verdankt, im Schauspielhause ein Konzert geben; aber das Haus wurde ihr versagt, ob es zwar für einen Tag gefordert wurde, wo keine Vorstellung war. Der Direktor des Theaters soll sie bei dieser Gelegenheit sehr rauh und barsch behandelt haben. — Gegen diesen Präsidenten werden seit undenklichen Zeiten Klagen geführt, und dennoch wird er alle Jahre von den Unzufriedenen freiwillig wieder zu dieser Stelle gewählt. Der Mann muß doch seine Verdienste haben, er muß unentbehrlich seyn. Auch weiß er das, und er hat geschworen, man solle ihn nur todt aus dem Theater tragen.

75.

Friedrich der Große sagte: „wenn ich eine Provinz züchtigen wollte, so würde ich ihr Gelehrte zu Beamten geben.“ Diese Ansicht des großen Königs ist in Deutsch-

land noch stark herrschend, und die meisten Provinzen werden väterlich, das heißt von Ungelehrten regiert.

76.

Man würde mich steinigen, schreibt Amelot, wenn ich hundert herrlich blühende Familien nennen wollte, die alle ihre Größe der Verrätherei des Vaterlandes zu verdanken haben.

77.

Wenn man „Bahrdt mit der eisernen Stirne" gelesen, so begreift man kaum, wie die höheren Stände noch mit einem Manne, wie Kotzebue, eine nähere Verbindung unterhalten konnten, da er doch ein so durchaus schlechter und gesinnungsloser Mensch war. Vielleicht wird die Sache dadurch erklärlich, daß sie auf Polizeispionerie eine größere Wichtigkeit legen, als billig — weil sie der Meinung sind, daß sich die Welt durch Polizeispionerie regieren lasse, indem, wenn man Alles wisse, man auch Alles vorsehen könne.

78.

So viel Tausend Vögel, sagt Fontenelle, sind schon in Netzen gefangen worden, und werden noch täglich darin gefangen, keiner flieht die Stricke, die seinen Voreltern tödtlich waren. Das ist die wahre Geschichte des Verstandes der Menschen. Es steht immer wieder eine neue Welt auf, die eben so vernünftig seyn will, als die alte; der Mensch wird nie durch alte, der Mensch wird nie durch Anderer Fehler klug. Er will es auf eigene Gefahr und Kosten werden.

79.

Die Erfahrung Anderer kann wohl dazu dienen, unsere eigene zu ordnen und in Regeln zu bringen; aber sie macht

uns eben so wenig klüger, als wir satt werden von dem, was unser Nachbar gegessen hat. Wir glauben wohl Jedem gern, der uns sagt: morgen, oder in zwanzig Jahren werde ein Komet erscheinen; aber wo Leidenschaften und Abneigungen sich einmischen, da wird eine Brille unsere falsche Ansicht nur vergrößern. Möchten sich dieses die Altklugen merken, und zur Belehrung der Unbesonnenen nicht immer Exempel auf Exempel häufen. Man lernt fremde Weisheit alsdann erst schätzen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

80.

Endlich ist der Berg in's Kindbett gekommen und hat ein weißes Mäuschen geboren. Es war eine schwere Zangengeburt, aber die Farbe ist die der Unschuld und erfreulich. Die Allgemeine Zeitung enthält ein Schreiben aus Berlin vom 28. August, eine Fortsetzung des Beschwörungs-Traumbüchleins (gedruckt in diesem Jahr), und solchen Inhalts, daß man wohl merkt, nicht ein wissenschaftlicher Drang allein habe es veranlaßt. Die darin enthaltene Darstellung ist dreiviertel-offiziell. Es wird erzählt, daß die festgenommenen Verschwornen unschuldig befunden und frei gelassen werden — müssen. Indessen sei, was man gethan, wohl gethan gewesen. Der pedantischen Gerechtigkeit, welche nur auf Beweise sehe und höre, habe man solche Untersuchungen nicht anvertrauen dürfen, sondern der flinken Polizei, die, wenn sie sich geirrt, ein Schnippchen schlägt und immer munter bleibt. Dann wird sehr vernünftig gesprochen über die Zeit, „wenn die Regierung an die Jünglinge kömmt", welche daher mit Verstand zu erziehen seien. Endlich wird bemerkt, daß eine Verfassung das Hauptmittel wäre, allen Unruhen ein Ende zu machen. Wenn die trau-

rige Erfahrung, daß man von einer Verschwörung nichts erfahren, endlich zu dieser Einsicht geführt, so war die Kenntniß selbst mit einigen Gewaltthätigkeiten nicht zu theuer bezahlt. Auch die Jünglinge und Männer, welche ihr Blut für das Vaterland schon früher vergossen, werden die allgemeine Freiheit mit der kurzen Entbehrung der Ihrigen nicht zu theuer erkauft achten. — 1819. —

81.

Als Heraclius nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Perser mit vier Elephanten und dem von den Feinden zurückgegebenen Kreuze triumphirend in Constantinopel einzog, verglichen die geistlichen Herren den Kaiser mit Gott dem Allmächtigen, daß, so wie Jehova in sechs Tagen die Welt geschaffen und am siebenten geruhet, so auch Heraclius sechs Jahre mit den Persern Krieg geführet und im siebenten des Friedens genossen habe. — Wäre aber nur Heraclius im achten Jahre zu Hause geblieben! So aber zog er mit dem Kreuz nach Jerusalem, nahm zu Edeßa den Nestorianern ihre Hauptkirche ab und gab sie den sogenannten Orthodoxen, hob die Duldung, welche die Perser überall eingeführt gehabt, schonungslos auf, jagte die Juden, die sich nur auf 3000 Schritte der heiligen Stadt nähern durften, aus Jerusalem, und bahnte durch dieses Regulativ den von ihrer neuen Religion begeisterten Arabern den Weg in's Herz von Asien!

82.

Ich habe vor länger als zwanzig Jahren eine Art Tragödie, betitelt: der habsüchtige Erbe, gelesen. Das Stück war zur Zeit Ben-Johnson's geschrieben und, wie

viele Werke jener Zeit, im höchsten Grade geschmacklos; aber es war ein Gedanke darin, der mir im Gedächtnisse eingeprägt geblieben ist. Dieser Erbe vergiftet im ersten Akt einen Anverwandten, nach dessen Vermögen er gierig ist; und er vergiftet ihn auf eine sonderbare Weise. Er hat sich als Arzt verkleidet. Sein alter Anverwandter ist krank, weil er sein ganzes Leben lang starke Getränke im Uebermaße genossen hat; und jedes Mal, daß er den angeblichen Arzt fragt, welche Mittel er gebrauchen soll, verordnet ihm dieser, nachdem er ihn ausgefragt, was ihm am meisten geschadet, die Dosis zu verdoppeln. Es ist etwas Traurigkomisches in dem Erstaunen des Alten, der, bei jeder Verordnung, die Augen auf seinen Aesculap heftet, dann sich seufzend unterwirft, und endlich als Opfer seiner Folgsamkeit stirbt.

Indem ich seit zwei Tagen über die Lage Europa's nachdachte, hat es mir geschienen, daß es heute von der englischen Trauer-Komödie eine Vorstellung im Großen giebt. Die Regierungen haben die Rolle des Kranken, die Privilegirten die des Erben genau übernommen; die vergifteten Heilmittel, welche Letzterer vorschreibt, das ist die Willkühr. Bei jedem traurigen Vorfalle, welchen die Tyrannei, das gebrochene Wort, die despotischen Maaßregeln verursachen, glaube ich den verstellten Arzt dem Alten zurufen zu hören; verdoppelt die Dosis! Die Dosis ist verdoppelt und das Uebel wird schlimmer. Wird man die Dosis verdoppeln bis der Tod erfolgt? Das ist die Frage. — 1819. —

83.

In London hat man eine Schrift aus China erhalten, die, wie man sagt, von dem Reichs-Censor Yu-She ver-

faßt ist. Es ist bemerkungswerth, daß darin dem Volke gesagt wird: Die Regierung allein sei die Ursache der Empörungen. — Es versteht sich, nur in China, bei uns ist das anders.

84.

Die bösen Handlungen einer Regierung wirken rasch, weil sie die Unterstützung aller Derer genießen, die daraus Vortheile ziehen; die guten aber wirken nur langsam, weil sie Hindernisse, wenigstens keine Beförderung finden.

85.

Wie wenig noch die Deutschen politisch aufgeklärt sind, wie klein ihre Vaterlandsliebe, wie matt ihr Freiheitsgefühl sei, dieses zeigt sich unter Anderm auch, wie Journale geschrieben und gelesen werden. Schriftsteller und Leser befriedigen dabei nur einen wissenschaftlichen Trieb. Daher bei diesen nur der Wunsch, Unterhaltung zu finden. Daher bei jenen nur das Bemühen originell und mannigfaltig zu erscheinen. Die wiederholte Untersuchung über den nämlichen Gegenstand, und sei er noch so wichtig, wird weder gefordert noch zugestanden. Die französischen Schriftsteller werden nicht müde, über das, was ihnen wichtig dünkt, das ganze Jahr zu reden. Die Deutschen haben oder machen schon Langeweile bei der dritten Wiederholung. Unter manchen schlechten Quellen, aus welchen diese Zerstreuungssucht entspringt, ist freilich auch eine reine. Nämlich der Deutsche ist so treu und so ehrlich, daß er meint, alle Fehler der Regierungen entstünden nur aus einer mangelhaften Einsicht, und es bedürfe blos eine Aufklärung dieser, um jene verschwinden zu machen; dazu wäre aber hinreichend,

daß zwei- oder dreimal eine Sache gerügt werde. Geschieht es nun öfter, so haben sie gleich Mitleiden, werden verdrüßlich und sagen: es sei genug davon gesprochen, und man möge aufhören. Sie begreifen nicht, daß alle Untugenden aus dem Herzen entspringen, und daß man, um auf dieses zu wirken, gar nicht ablassen müsse mit dem Bemühen; ja daß, wenn auch endlich ein fehlerhaftes Verhältniß im Staate in die gehörige Ordnung gebracht, man dennoch fortfahren müsse, um es darin zu erhalten. So habe ich mehreremale hintereinander von der deutschen Preßfreiheit gesprochen, weil mir diese bei der jetzigen Lage der Dinge als das Wichtichste erschien. Nicht als wäre mit ihr das Glück des Vaterlandes vollendet, denn man kann die Freiheit haben den Mund zu öffnen, und doch Hunger sterben, aus Mangel an Nahrung: aber auch bei'm reichlichsten Essen stirbt man Hungers, wenn einem der Mund verbunden wird. Dann habe ich öfter gegen die Judenverfolgungen geeifert, weil ich mir keine Freiheit denken kann ohne Gleichheit, und weil ich der Richtigkeit meiner Ansicht um so mehr trauen durfte, da ich an den Juden keine hinreißende Liebenswürdigkeit finde, die mein Urtheil zu ihrem Besten hätte bestechen können. Da ich mich nun in diesen beiden Gegenständen wiederholt hatte, fielen Freund und Feind über mich her, und waren toll, daß des Geredes gar kein Ende nehme, und verlangten Miscellen. Doch werde ich mich nicht darum bekümmern; ich kenne keine Wahl zwischen Nutzen und Gefallen.

E. T. A. Hoffmann.

Geb. zu Königsberg, den 24. Januar 1776. Gest. zu Berlin, den 25. Juni 1822.

Prinzessin Blandina.

Ein romantisches Spiel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Vorzimmer der Prinzessin Blandina. Sempiternus und Adolar treten von verschiedenen Seiten auf.)

Adolar wundert sich; Sempiternus wundert sich gleichfalls. — Sie gehen beide wieder ab, woher sie gekommen. — Pause. —

Adolar

tritt von Neuem auf und wundert sich noch mehr.

Sempiternus

tritt gleichfalls wieder auf und geräth in außerordentliche Verwunderung.

(Ausdrucksvolle Pause gegenseitigen Erstaunens.)

Adolar.

Kann ich meinen Augen trauen? — ist es ein Spiel aufgeregter Phantasie? — ist es Täuschung? — ist es Trug? — Götter!

Sempiternus.

Himmel und Hölle! bin ich ein phantastischer Narr geworden? soll ich an den Teufel glauben und so in Unschicklichkeiten gerathen, die mir fremd worden, nachdem ich was weniges starke Bildung erhalten?

Adolar.

Nein, nein! — die Stimme, die Sentiments, die diese Stimme vernehmen läßt — Sempiternus!

Sempiternus.

Adolar!

Adolar.

Du bist's!

Sempiternus.

Du bist's!

Beide (stark schreiend).

Seliger Augenblick des Wiedersehens!

(Sie stürzen sich in die Arme, lassen endlich von einander ab und weinen sehr.)

Sempiternus (schluchzend).

Das ist rührend!

Adolar (ebenfalls heftig schluchzend).

Mich — stößt — der — Bock — daß — mir — das — Herz — zer — sprin — gen — möch — te — Au — Au — Au — Au —

Sempiternus.

Au — — Au — Au Au. —

Adolar

(plötzlich sehr ernst und mit gravitätischem Ton).

Jetzt ist es aber nachgerade Zeit, einigermaßen vernünftig zu seyn; blind und toll rennt man hinein in die Sentimentalität und vergißt, was man sich selbst und dem Stande schuldig, in dem man nun, Gott sei gedankt, manchen Scheffel Salz gegessen. Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, werther Monsieur! daß es mir sehr auffallend ist, wie Sie hier so mit einem Mal in's Vorzimmer der Prinzessin hineinplumpen, da man Sie in fernen Landen mit dem Wohl des Staates occupirt glaubt. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, so gingen Sie gleich wieder zur Hinterthüre hinaus und ließen sich gar nicht sehen.

Sempiternus
(ebenfalls ernst und mit gravitätischem Ton).

Verehrter Kammerherr — denn das sind Sie doch wohl, wie ich's an den goldbesponnenen Knöpfen bemerke, die Sie dem Hintertheil Ihres Schlafrocks applicirt — also! — verehrter Kammerherr! — Sie — Sie sollten nun gar nicht mehr leben. Schon vor zwei Monaten wollten Sie in's Wasser springen, Sie liefen, wie toll und rasend vor Liebe zur Prinzessin Blandina bis dicht an den Rand des Flusses, riefen mit schrecklicher Stimme: adieu pour jamais, princesse barbare! und kehrten, nachdem Sie die Verzweiflung, nämlich Ihre eigne werthe Person, im Wasser geschaut, wieder zurück! — Aber ein ehrlicher Mann hält Wort. — Sie können gar nicht mehr prätendiren zu leben; alle Menschen, die Ihnen begegnen, fragen ganz unmuthig: Mein Gott, leben Sie noch? — Darum Bester! je eher je lieber Kopf über in's Wasser, das räth Ihnen der wohlwollende Freund!

Adolar
(sich dem Sempiternus vertraulich nähernd).

Aber nicht wahr, Herr Bruder, — der Punsch war gestern Abend herzlich miserabel?

Sempiternus.

Mordmäßig.

Adolar.

Sempiternus! — um des Himmels willen! — Sempiternus!

Sempiternus.

Was ist Dir, Herr Bruder? — Du siehst blaß und erschrocken aus.

Adolar.

Still — still! — (leise zu Sempiternus) Wir sprechen vom gestrigen Punsch und verrathen uns auf schmähliche Weise! — Haben wir nicht eben eine herrliche Scene des Wiedersehens

nach langer Trennung gegeben? — Wozu stehen wir denn hier auf dem Theater? — Vielleicht um von schlechtem Punsch zu schwatzen und sogleich Alles von Grund aus zu verderben? — Wozu stehen wir hier, frage ich nochmals?

Sempiternus.

Du hast Recht, lieber Adolar, wir befanden uns auf dem Wege, aus dem Geleise zu kommen, oder vielmehr, wir verließen den Weg und hüpften in den Dornbusch — links — rechts — außerhalb dem Geleise in den Acker, wo uns jeder Schuft pfändet und uns die Mütze nimmt, daß wir kahlköpfig dastehen wie der Prophet Elisa und verspottet werden, ohne daß die Bären uns rächen sollten, die es mit der Natur halten und selbst baarköpfig einhergehen, nicht einmal den Chapeaubas zierlich unter der Pfote tragend.

Adolar.

Ja, liebster Sempiternus, laß uns froh dem Verhängniß folgen, das uns in höhere Regionen schiebt, wo kein unedler Punsch, von schnödem Fusel eitle Kräfte borgend, trügerischen Geist durch Nerv' und Adern gießt. Ich fühle mich in seltener Begeisterung meine Rolle fortzusetzen. Also! — Ach — Ach — Ach — Ach! — Sempiternus! — Ach!

Auf's Neue blutet diese Herzenswunde,
Die, kaum verharscht, des Blitzes glüh'nde Pfeile
Hineingestrahlt von ihrem Auge trafen.
Und —

Sempiternus.

Still Adolar! — Es sind mir allerlei Gedanken gekommen, nämlich von vielem Denken, und Du weißt, wenn man etwas bedenkt, so finden sich die Bedenken von selbst — Steine des Anstoßes, die von des Regens Befruchtung aus der Erde wachsen. — Also! — sagen Sie mir für's Erste, verehrter Monsieur — wozu sind wir hier?

Adolar.

Mein Gott, zu nichts Anderm, als das Stück, das nun eben aufgeführt wird, vorzubereiten; es ist uns die sogenannte Exposition des Ganzen in den Mund gelegt. Wir sollen durch einige schlaue Andeutungen den Zuschauer medias in res führen, wir sollen ihm unter den Fuß geben, daß wir Höflinge der Prinzessin Blandina sind, die nächst außerordentlicher, sinnverwirrender Schönheit nicht sowohl einen entschiedenen Abscheu gegen das männliche Geschlecht in sich trägt, als daß sie, von einiger Narrheit ergriffen, sich höhern überirdischen Ursprungs hält und daher ihr Herz jedem Erdensohn verschließt — daß sie von Verbindungen mit den Geistern der Luft faselt und nichts Geringeres erwartet, als so ein Ariel werde sich sterblich in sie verlieben, seine Unsterblichkeit um ihretwillen aufopfern und die Gestalt des schönsten Jünglings auf Nichtwiedergeben borgend, um sie buhlen. Es liegt uns ferner ob, schrecklich zu lamentiren über diesen tollen Wahnsinn, der das Land schon in Noth und Elend gebracht hat, da glatte lilienweiße Fürstlein mit rothen Backen, so wie Mohrenkönige, entsetzlich anzuschauen, wahre Fierabrasse, von der Prinzessin schnöde und höhnisch abgewiesen, hunderttausend Freiwerber mit blanken Säbeln und geladenen Kugelbüchsen abschickten, die mit den Liebesflammen ihrer Gebieter Dörfer und Städe anzündeten, so aber auf recht innige Weise das Volk zu unwillkürlichen Trauerkantaten zwangen, die an Blandinens Ohr mahnend schlagen und den Schmerz verschmähter Liebe verkünden sollten. Ich selbst soll Dir, geliebter Sempiternus, erzählen, wie meine Gesandtschaft zu dem Mohrenkönig Kilian und die Ueberreichung des zierlichen Körbchens, den mir die Prinzessin mitgab, höchst miserabel abgelaufen, indem die schwarze Majestät sich nicht entblödete, mit höchst eigener schwerer Hand mich auf eine Art zu züchtigen, die mich, wiewohl schmerzhafter Weise, in die goldenen Tage unbefangener Kindheit zurückführte, und dann durch's Fenster

zu werfen, wobei ich unfehlbar den Hals gebrochen, wenn das Glück nicht einen Wagen mit Wollsäcken vorbeigeführt hätte, in die ich sanft und weich hineinplumpte. — Ich soll mit Schauder und Entsetzen verkünden, daß Kilian in voller Wuth seinen Hirschfänger und seine Hetzpeitsche ergriffen, womit er die Armee von hunderttausend Mohren kommandirt, und bereits im Lager vor der Hauptstadt steht. Das Alles, lieber Sempiternus, soll ich Dir jetzt erzählen, sowie Du auch recht viel von der Prinzessin zu schwatzen hast, damit der Zuschauer gleich wisse, was er an ihr hat — Länge — Breite — Farbe und dergleichen betreffend.

Sempiternus.

Ganz recht, Werthester! zu dem Allen sind wir hier; aber ob wir uns dem, was uns zugemuthet, fügen können, das ist die Frage! — Für's Erste, empfinden Sie, lieber Monsieur, einige Verehrung für sich selbst?

Adolar.

O Gott! — unsäglich verehre ich mich; denn aufrichtig gestanden, und Ihre werthen Vollkommenheiten, Ihre angenehmen Talente in allen Ehren, würdigster College! gefällt mir keiner doch so ganz durchgängig, als eben ich mir selbst.

Sempiternus.

Ja sehen Sie, Verehrter, ein Jeder weiß selbst am besten, was er an sich hat. — Aber kurz von der Sache zu reden, Niemand wird zweifeln, daß wir beide ehrenwerthe Männer sind, und Uns, Uns hat man das untergeordnete gemeine Geschäft übertragen, was in jedem guten Schauspiel leicht und bequem von dem Gesinde — von den Bedienten besorgt wird. Diese Leute verrathen ganz schlau, oft nur durch einen bedeutenden Fingerzeig, ein Charakterchen nach dem andern; ja, indem sie uns die wichtigsten Familiengeheimnisse der Herrschaft, welcher sie dienen, verrathen, geben sie uns mit der Belehrung

über das folgende Stück noch die Lehre, das man im Leben solchen Menschen nicht über den Weg trauen darf, so aber wird das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Sie sehen, mein theurer Adolar! wie uns bei diesen Umständen es gar nichts hilft, daß ich als Hofmarschall, Sie aber als Gesandter an Kilians Hofe auf dem Komödienzettel stehen; denn außerdem, daß Sie als geprügelter und in Wollsäcke geschleuderter Gesandter ohnehin keine sonderliche Rolle spielen, so sinken wir auch durch das niedrige Geschäft des Exponirens zu gemeinen Handlangern des Dichters herab! — Haben wir denn Aussicht zu irgend einem tief eingreifenden Charakter? — zu einem brillanten Abgang, der die Hände in Bewegung setzt?

Adolar.

Sie haben Recht, lieber Sempiternus! — Was indessen die Aussichten für die künftige Existenz im Stücke betrifft, so werden Sie gefälligst bemerken, daß ich mich zu Blandinens unglücklichen Liebhabern zähle und schon deshalb weit über Ihnen mein Werthester stehe. Unbezweifelt fällt mir viel Pathos zu und ich hoffe einigen Rumor zu erregen.

Sempiternus
(lächelnd die Hand auf Adolars Schulter legend).

Lieber — guter — eitler Mann, welche Wünsche, welche Hoffnungen! Muß ich Sie denn erst darauf aufmerksam machen, daß das ganze Stück höchst erbärmlich ist! — Elende Nachahmerei — nichts weiter. Die Prinzessin Blandina ist eine modifizirte Turandot, der Mohrenkönig Kilian ein zweiter Fierabras. — Kurz, man müßte nicht so viel gelesen haben, man müßte nicht in der Bildung so weit vorgeschritten seyn, wenn man nicht augenblicklich alle Muster, die der Dichter vor Augen gehabt, wieder erkennen sollte. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß mir, dem vielseitig Gebildeten, gar nichts mehr auf der Welt neu und anziehend seyn wird.

Adolar.

Gerade auch mein Casus, unerachtet ich dem Werke des Dichters, das wir jetzt unter den Fäusten haben, um es gehörig zu walken und zu verarbeiten, mehr zugetraut, denn, aufrichtig gesagt, meine Rolle ist nicht übel, und wie ich sie dann gegriffen, wie ich den Charakter erst geschaffen durch meine Darstellung.

Sempiternus.

Eitle Mühe — eitle Mühe! — Glauben Sie denn, daß das hilft? Und was das Aergste ist, der Dichter wird behaupten, nur er sei der Deus, der zum Schaffen befugt, und das Nach- und Hineinarbeiten tauge den Teufel nichts.

Der Soufleur.

Nein, nun wird mir das Ding zu arg, kein Wort von dem tollen Geschwätz steht im Buch — ich eile zum Direktor!

(Er verschwindet und seine Klappe fällt zu.)

Adolar.

Undank ist der Welt Lohn, die Dichter bedenken niemals, daß sie eigentlich blos der Schauspieler wegen da sind. — Indessen wollen wir, bester College, dem Dinge gleich von Anfang den Todesstoß geben, der auf diese Weise ein rechter Gnadenstoß ist. — Kurz — wir exponiren nichts.

Sempiternus.

Hand her, bekräft'ge es mit dem deutschen Faustschlag —
Vernichtet sei das Werk des schnöden Truges.
Weg mit dem Memoriren böser Jamben,
Die nur des Dichters Eigensinn geformt!
Weg mit dem tollen Stück fantast'scher Narrheit!
Wir exponiren nicht.

Adolar.

Es sei geschworen!
Geschworen Tod sei allem Rhythmischen,
Das uns die Zunge teufelmäßig martert.

Sempiternus.

Doch dünkt es mich, Du sprächest auch in Jamben?

Adolar.

Fingst Du nicht ebenmäßig an, Herr Bruder?

Sempiternus.

O Gott, so wurden wir vom Wahn befangen!

Die Stimme des Direktors (hinter der Szene).

Zum Teufel, was ist denn das? die Kerls schwatzen in's Blaue hinein — wo bleibt die Exposition? — sollte nicht auch ein Blitz vorkommen? — Herr Regisseur, wo sind Sie? — bändigen Sie die Rasenden!

Sempiternus und Adolar.

Wir exponiren durchaus nicht — uns ist alles Exponiren fatal. — Cornelius Nepos und Ciceronis epistolae haben uns in der Schule Faustschläge hinter die Ohren genug gekostet, dem können wir uns, da wir ehrenwerthe Männer geworden, nicht mehr exponiren und da wir uns nicht exponiren wollen, kann von irgend einer Exposition gar keine Rede seyn.

Der Regisseur (hinter der Szene).

Fünf Thaler Abzug in die Strafkasse.

Sempiternus.

O Schreckenswort! — tyrannisches Geschick!
So zehrt an unserm Lebensmark die Sünde,
Daß eitler Gaukelei wir sklavisch dienen.
Sind wir denn jemals wohl wir selbst? —
So wie es Phantasie und Laune will
Des Dichters, der sich Welten baut im Zimmer,
Sind wir bald Fürsten — Bettler — Weise — Narren.
Mit falschem Prunk beladen, oder bald
Gehüllt in ekelhafte, schmutz'ge Lumpen,
Sehr miserabel anzuschau'n, entstellt

Durch schwarze Striche, rothe, gelbe Flecke,
So daß der Spiegel, untreu aller Wahrheit,
Uns nur mit falschen, tollen Truggestalten,
Die wir nicht sind, wie Fastnachtsnarren neckt.
Und nun im Augenblick, da unser Recht,
Auch selbst zu existiren als wir selbst,
Da dieses ew'ge Recht wir üben wollen —
Da schreit die unheimliche Höllenmacht,
Die wir Direktor nennen, hämisch klirrend
Mit schnöder Kette, die an ihn uns band.

Stimme des Direktors.

Herr! — Sie fallen aus der Rolle!

Sempiternus.

Nein, Herr! — ich bin aus der Rolle gestiegen.

Adolar.

Schon seh' ich des Direktors rothe Nase
Er schreitet vor gigantisch, bärenartig —
Karfunkeln schießend aus der Augen Glas.
— Uns rettet, Bruder, nur die eil'ge Flucht,
Und Vorschuß dem Cassirer abgetrotzt,
Von böser Unbill, die der garst'ge Dämon,
Der lange Regisseur, uns zugedacht.

(Sie fliehen eilig von der Bühne).

Regisseur (hinter der Szene).

Auf und davon sind sie — die Exposition ist hin — das Stück muß fallen — ich bedauere nur den armen Dichter.

Stimme des Direktors (in fürchterlichem Tone).

Herr Maschinist — in's Teufels Namen, so klingeln Sie doch!

(Der Maschinist klingelt und das Theater wird verwandelt.)

Zweiter Auftritt.

(Großer Audienzsaal mit einem prächtigen Thron im Hintergrunde. Unter einem feierlichen Marsch tritt die Leibwache, von Brighella angeführt, ein, und umgiebt den Thron, dann kommt Tartaglia mit dem Stabe als Oberzeremonienmeister, ihm folgen Trabanten und Höflinge; Prinzessin Blandina, Pantalon und andere Staatsbeamten und Höflinge. Eine zweite Abtheilung der Wache beschließt den Zug. Prinzessin Blandina besteigt den Thron.)

Blandina.

Man lasse den Gesandten kommen
des ungeschlachten, groben Mohrenkönigs,
den stolzer Wahn treibt zu vermeßnen Wünschen;
noch einmal will ich seine Botschaft hören,
und dann verschließen meines Reiches Pforte,
daß selbst des schnöden Frevels droh'nde Worte,
so wie von tönend Erz zurückgeschlagen,
den Todespfeil in Feindes Busen jagen.

Pantalon.

Allertheuerste Majestät! — liebste Prinzessin — Goldengel! lassen Sie dem alten Mann, der Sie auf diesen Armen getragen, der jährlich zweimal so viel borgte, als er aus der Rentkammer des hochseligen Papa's erhielt, blos um Ihnen die gehörigen Bonbons, Confitüren, Brustküchlein zu kaufen — lassen Sie dem alten Mann einige Freiheit, zu reden. Sehn Sie, was Sie da sagen von den erznen Pforten ihres Reichs ist doch nur figürlich zu nehmen, gleichsam eine schöne Redensart; natürlich, in natura will ich sagen, hapert's was weniges. Ich frage nämlich, ob eine Pforte mit Wirkung anderswo anzubringen ist, als in einer Mauer, es müßte denn eine Ehrenpforte seyn, durch die sich die Principes drängen, sollten sie auch nebenher freies Feld haben meilenweit. — Nun ist es aber mit der chinesischen Mauer um unser Reich ganz und gar

nichts, nirgends etwas davon zu sehen und auf die Gränzfestung kann man sich auch nicht sonderlich verlassen, denn die bösen Gassenbuben haben längst die Wälle und Schießscharten eingekugelt mit Kirschkernen, von drei Kanonen sind viere vernagelt — oder umgekehrt meint' ich eigentlich, und das wenige Wurfgeschütz haben ja diebische Wagehälse schändlicher Weise gestohlen und an die Glockengießer verkauft, die Bügeleisen daraus fabrizirt, so daß der schönste Mörser, statt blutigen Tod zu verbreiten, jetzt in einer Art barbarischer Civilisation nur frischgewaschene Schürzen — hochbetagte Hemden quetscht und peinigt. — Bei diesen Umständen, allergnädigste Serenissima! kann dem Kilian nichts verschlossen werden, kann nichts abprallen von erznen Thoren, ihn selbst tödtend. Er kann nicht bestrichen werden aus der Gränzfestung, wenn er einrückt in's Land, denn ich frage: ob eine vernagelte Kanone ein schickliches Instrument ist, ihm seine Streiche anzustreichen oder auszustreichen? Ferner kann er nicht geworfen werden aus Wurfgeschütz, was nicht da ist, und wie es mit der Armee überhaupt aussieht, seit den friedlichen Tagen des hochseligen Papa's, weiß Brighella, der den Kern der Truppen, dem das Fleisch gänzlich abgefallen, anführt, am besten. Glauben Sie, Holde! daß dieser ungeschlachte, barbarische Kerl, dieser Kilian, sich so wie unsre Ombrombroser Bürger für die Grenadier-Mützen fürchten wird, die der Papa als rednerische Figuren, partes pro toto an die Schilderhäuser nageln ließ, und unter die sich nur dann und wann an Gallatagen die Leibgardisten stellten? Kurz! — Prinzessin, Herzengel! es sieht jammervoll mit dem Lande aus, wenn Sie den Gesandten des Kilian nach Ihrer gewöhnlichen Weise schnöde und stolz abfertigen. — Ist es Ihnen möglich, so rathe ich, den Gesandten noch einige Tage ohne Audienz hinzuhalten: ich engagire mich, ihn zum Besten des Staats alle Morgen mit churfürstlichem Magenwasser und Pfefferkuchen zu traktiren. Ja! ich will mich zum Wohl der

Menschheit jeden Morgen mit dem Kilianischen Premierminister beschnapsen; und so werden sich noch mehr edle Seelen finden, die sich aufopfern für Vaterland und Freiheit. Unterdessen soll Brighella sorgen, daß dem Kern der Armee etwas Fleisch anwachse, das heißt: er soll verschiedene Truppen werben und ihnen die tiefsten Grundsätze der Strategie beibringen — links und rechts — eins zwei, eins zwei, Schwenkungen — Kontremärsche, rückgängige Bewegungen. — Er kann auch vorwärts so weit gehen, sein Gesicht schwarz zu färben mit Ofenruß und die Armee zu prügeln, damit sie den gehörigen Zorn wider den Mohrenkönig fasse und geschlagen ausziehe, um wieder zu schlagen. Dann können wir dem Kilian trotzige Antworten geben, wie wir es sonst thaten, als es noch eine Armee gab, und gehöriges Land, sie drauf zu stellen, aber beides haben uns ja die bösen Freiwerber geraubt, so daß der König Kilian uns nur noch den Rest geben, oder vielmehr nehmen darf. Also, beste Prinzessin! Goldtochter! jetzt keinen Gesandten!

Blandina.

Man lasse den Gesandten kommen.

Tartaglia
(bei Seite zu Pantalon).

Minister! — sprich! — was soll ich thun?

Pantalon.

Dich hängen!
Eh' es die schwarzen Bestien vollbringen.

Tartaglia.

Wie? — soll ich aus der Welt? — so schnell — so prunklos?
Ohne Ceremonie? — nein, wahrlich nein!
Ich thu' was meines Amts, weil sie es will!

(Er geht ab.)

Pantalon.

Nun bricht das Unglück ein! — Aber ehe ich mein Herzblatt

in den Krallen des schwarzen Ungethüms erblicken soll, will ich, ein treuer Premier-Minister, auch Premier im Tode seyn und mich mit vergiftetem Konfekt tödten, denn so sterbe ich für's Vaterland einen süßen Tod. (Er weint.)

(Tartaglia tritt mit dem Hofrath Balthasar ein.)

Balthasar.

Ist das höflich, daß man den Gesandten des großen Kilian so lange draußen stehen läßt unter den Bedienten und allerlei Gesindel, die mit aufgerissenen Mäulern gaffen, als hätten sie in ihrem Leben noch keinen Hofrath gesehen? — Aber freilich mag's bei Euch keine solche Hofräthe geben, wie ich einer bin. — Ist das höflich? Ich merke schon, man muß Euch Ombrombrosern Lebensart lehren. — Wetter! da ist ja auch die Prinzessin. Na! — ich komm' noch einmal, vielleicht sind Sie indeß klüger geworden, Prinzessin! — Viel Umstände mach' ich nicht, wenig Worte sind hinlänglich. Da draußen vor dem Thor steht meine liebe Majestät, der große Kilian, und läßt fragen, ob Sie sich, Prinzessin, nunmehr entschlossen haben, ihn kurz und gut zu heirathen? Sagen Sie ja, so habe ich Ihnen gleich als Draufgabe ein kleines Präsent, ein lumpicht Paar blanke Steine, nur sechs Millionen werth, die sonst an meines Herrn Nachtmütze saßen und für die Minister zwei Ordenszeichen vom goldnen Truthahn mitgebracht. Mein Herr kommt, und morgen ist Hochzeit; sagen Sie nein, so kommt er doch, aber mit dem blanken Schwert, das ganze Nest hier wird verbrannt und verwüstet, und Sie müssen ihm, mir nichts, dir nichts, folgen in sein Reich, und er macht Sie zu seiner Gesellschafterin in lustigen Stunden. — An Ringwechseln und Trauung ist dann gar nicht zu denken. — Nun, Püppchen! was gilts, die Steinchen von der Nachtmütze blinkern Dir in die Augen? — Nun! — soll er kommen, der Bräutigam? — Ich weiß auch nicht, wie man sich so zieren kann! Mein Herr ist reich und ein hübscher Sire von einnehmendem Wesen.

Freilich ist sein Teint etwas dunkel — sehr brünett, aber seine Zähne sind desto weißer und ein Paar kleine funkelnde Aeuglein — bischen auffahrend zuweilen, aber dabei ein biedrer Deutscher, unerachtet er am Nil geboren. — Ein treffliches Herz, aber beinahe für einen Soldaten zu weich, denn hat er in der ersten Hitze einen seiner Getreuen niedergestoßen, so kann es ihm nachher oft in gewisser Weise fatal seyn. — Nun, wie steht's? Antwort, Prinzessin! — Ja oder Nein? —

Blandina (mit abgewandtem Gesicht).

Wie kann ich tragen diese Schmach, wie hören
des groben Unholds pöbelhafte Reden,
die gift'gen Stacheln gleich die Brust verwunden,
daß Lebens-Blut dem Innersten entrinnt.
Kann ich denn Worte finden, die gleich Blitzen,
den aufgeblas'nen Wicht zu Boden schmettern?
Und doch sind Worte nur die schwachen Waffen,
die mir das ungetreue Glück noch ließ.

Balthasar.

Nun, was wird's? was soll das heimliche Gemunkel? — Antwort will ich, Ja oder Nein?

Amandus
(tritt vor und packt den Balthasar).

Da ist die Antwort, Du gemeiner Schuft!
Du pöbelhafte Seele, fort mit Dir!
Zuviel ward Dir, Unwürdiger, beschieden,
daß der Prinzessin Antlitz Du geschaut.
— — Fort mit Dir! —

(Er wirft den Balthasar zur Thüre hinaus.)

Mehrere der Anwesenden (durcheinander).

Was? — den Gesandten zur Thüre hinauszuwerfen! — des Gesandten geheiligte Person! — ein Hofrath, der Püffe bekommt? — es ist wider das Naturrecht! — Naturrecht —

Völkerrecht — Kriegsrecht — Hugo Grotius — die Pandekten — Kommt zum ewigen Frieden! — Nun sind wir verloren. — War's nicht, als fiele schon ein Schuß? Haben Sie einen bombenfesten Keller, Herr Nachbar? — Der Amandus muß arretirt werden — ausgeliefert werden dem Mohrenkönig! — greift den Amandus — er ist ein Staatsverbrecher — er prügelt Hofräthe — ein gefährlicher Mensch — niger est! — greift den Amandus! (Sie stürmen auf den Amandus los.)

Blandina

(eilig vom Thron herabkommend und vorschreitend).

Haltet! —
Es nahe Niemand sich dem treuen Diener,
der mir das that, was einzig von der Schmach
muthwill'gem, stolzen Hohn mich retten konnte.
Nur nachgegeben hab' ich feigem Rath,
nie hätte er mein Antlitz schauen sollen,
der Abgesandte jenes schwarzen Unholds. —
Es war geschehn, doch als mit plumper Rohheit
er pöbelhafte Reden übergeifernd,
die Fürstin schwer verletzte — waren Männer
denn nicht um sie versammelt? — waren's Taube,
die nicht der Rede Sinn verstanden, oder
Gebrechliche — gelähmt an Hand und Fuß,
nicht von der Stelle sich zu rühren fähig?
Denn Keiner — Keiner wagte das zu thun,
was Ehre — Liebe — Treue für die Fürstin
geboten! — Seht! ein muth'ger Jüngling war's,
Der mit der Schmach die gleiche Schmach vergeltend
der Fürstin unerhörte Kränkung rächte.

Tartaglia.

Erhabene Prinzessin! Alles, was Sie da zu sagen belieben, zeugt in der That von großen heldenmüthigen Gesinnungen, und

es ist jammerschade, daß Dieselben sich nicht wie eine zweite Johanna an der Spitze einer großen Armee befinden, um sogleich den Mohrenkönig auf's Haupt zu schlagen — aber jetzt! — Dieselben geruhen lateinisch zu verstehen, — „Aut Caesar, aut nihil" könnte Dero Wahlspruch seyn, aber lieber Himmel! mit dem Caesar ist es nichts — mit dem aut auch nicht, blos mit dem verdammten nihil sitzen wir in der Tinte und — ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht — blos durch Dero allergnädigste Schuld! — Das Land sehnt sich nach einem Vater, Dieselben gehen aber in dem Abscheu dagegen so weit, daß sogar den Studenten verboten wurde, den Landesvater zu singen, wodurch die humaniora merkwürdig gelitten. — Ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht! — Allerliebste milchweiße Fürsten haben Dero Hand begehrt, und blos um sie abzuweisen wurde eine große Armee errichtet, die nun gestorben und verdorben. Jetzt kommt ein Mohrenkönig — er ist zwar hoch brünett — man könnte auf gewisse Weise sagen — schwarz, aber doch, wie der Herr Hofrath Balthasar äußerst richtig bemerkten, dabei von einnehmendem Wesen, denn er hat schon beinahe das ganze Land eingenommen. Das Land seufzt nach dem Vater, nach einiger Descendenz; wenn ich an die schwärzlichen Prinzchen denke, womit der Himmel den Staat segnen könnte, lacht mir das Herz im Leibe. Ich rede in tiefster unterthänigster Ehrfurcht! — Es wird wohl nichts übrig bleiben, als den König Kilian mit Dero zierlichem, elfenbeinernen Händchen zu beglücken, und so das Land — Ihre armen Unterthanen, zu retten! — Bedenken Sie, erhabenste Serenissima! wie das einzige Wörtchen Ja von Ihren Korallenlippen alles Elend endigt und die Tiefgebeugten aufrichtet, daß sie in Jubel hopsen! — Wollen Sie das aber nicht — ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht — so werde ich, freilich mit tiefem Schmerz, lediglich zum Wohl des Landes, mich Dero angenehmer Person bemächtigen und dieselbe ohne Weiteres der holden

Kilianischen Majestät ausliefern müssen. — Ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht! — Dann giebt's Hochzeit — weißgekleidete Mädchen überreichen das Carmen auf einem Atlaskissen, und die Schuljugend singt: Aller Gram sei nun vergessen! Ich dächte, theuerste Prinzessin, Sie bequemten Sich im Guten, ehe die Revolution Sie beim Aermel erwischt und hinausführt zum Mohrenkönig. — Ich rede in tiefster, unterthänigster Ehrfurcht! — Sagen Sie Ja! angebetete Prinzessin!

Amandus.

Schändlicher, ganz gemeiner Bösewicht!
Du wagst es ohne Scheu, laut zu verkünden
den schwärz'sten, Unheil bringenden Verrath?
Muthloser, feiger Schwächling wisse es,
ein böser Traum hat neckend Dich gehöhnt!
Für Sie allein nur brennen Aller Herzen,
und Tod für Sie gilt heil'ges Märtyrthum! —
O laß mich, Fürstin! in Dein Auge schauen,
der Himmelsblick entzündet den Gedanken
von kühner That, der längst im Busen glimmte.
In regem Feuer bricht sie aus, ihr Gluthstrom
wälzt sprühend hin sich über Feindes Schaaren,
und unter gehen sie in schmachvollem Verderben.
Nicht mehr der Morgenröthe goldnen Purpur
darf schau'n der freveliche Sohn der Nacht.
Ja, wenn er ruhet in dem Schooß der Mutter,
in ihre Rabenschwingen eingehüllt,
dann soll die Rache, feur'ge Blitze strahlend,
ihn treffen — ihn, den schutzlos sie verließ.
Denn fliehen wird die Nacht, vom Wahn bethört,
daß Phöbus schneller seine Rosse lenkte,
und früher aus dem Meer entstieg Aurora,
sein flammend Gold in Flur und Wälder streute. —

Wie höh'ren Geistes Ahnung hebt die Brust
Des wilden Kampfs, des Sieges Himmelslust;
Fort dann zur That, in wenig Stunden
Entflieht der Mohr geschlagen — überwunden.

(Er verbeugt sich gegen Blandina und eilt schnell ab.)

Blandina.

Pantalon! eile schnell dem Jünglinge nach — ich genehmige alles, was er wider den verhaßten Mohrenkönig unternimmt. Sorge, daß Jeder, den er zur Ausführung seines Plans aufruft, sich willig seinen Befehlen fügt.

Pantalon (bei Seite).

Lieber Gott! ich möchte doch, daß es nicht gerade der hübsche junge Mensch wäre, der sich so mir nichts, dir nichts, dem Kilian zum Frühstück hingiebt. Denn zum Frühstück wird ihn der Kilian verspeisen und dann aus uns übrigen armen Teufeln sein Mittagsmahl bereiten. (Er geht ab.)

Blandina.

Du aber, verrätherischer Tartaglia, der Du gewagt, mir selbst zu drohen, sollst im tiefsten Kerker für Deine böse Absicht büßen. Brighella, Du vollführst meinen Befehl und stehst mit Deinem Leben dafür, daß der Hochverräther nicht entkomme.

(Bei Seite.)

Welch ein Vertrauen, welcher selt'ne Muth
durchströmt mein Inn'res! — Dieser Jüngling,
der nie das Schwert geführt, nur goldner Leier
des Klangs geheimnißvolles Wunder
wohl sonst mit kunstgeübter Hand entlockte,
daß in den lieblich tönenden Akkorden
des Dichters Lied sich froher — kühner regte.
Der Jüngling, wie vom Heldengeist durchstrahlt,
verkündet Kriegesthaten, will befrei'n
das Land von der verhaßten Brut — will tödten

ihn selbst, den Mohrenkönig Kilian!
Ein Engel scheint er mir, gesandt zu retten
mich von Verzweiflung, unerhörter Schmach!
Ich glaub' an ihn, er kämpft für mich, er siegt,
Zu sterben weiß ich, wenn der Glaube trügt.
(Sie geht mit dem Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

Tartaglia, Brighella, ein Theil der Leibgarde im Hintergrunde.

Tartaglia.

Wache ich? — träume ich? — ich — der Minister, die Excellenz — der Ober-Zeremonienmeister ohne alle Zeremonie als Hochverräther angeklagt — zum Kerker verdammt? — von dieser Prinzessin, von diesem eigensinnigen, unsinnigen Kinde?

Brighella.

Beliebt es, werthe Excellenz, so wollen wir uns in aller Stille nach dem Thurm verfügen.

Tartaglia.

Ha! — Brighella! — wir kennen uns nun schon gar geraume Zeit. Du warst von jeher mein Freund! Erinnere Dich der goldnen Tage, als in Venedig zu St. Samuel uns die größten Wunder der Feenwelt aufgingen, da waren wir miteinander lustig und gescheut. Neunhundert lachende Gesichter hingen an unsern Blicken, an unsern Worten. Mühselig und kümmerlich haben wir uns seitdem durch die Welt geschleppt, und ob wir gleich hie und da wirklich als existirende Personen gedruckt auf dem Zettel standen, glaubte doch Niemand an uns, ja ich fürchte sogar, daß eben heute schon viele ernsthafte Personen an uns gezweifelt. Wirfst Du mich nun in den Thurm, gräbst Du bei lebendigem Leibe mein Grab, so bedenke, daß, indem der Spaß, mein Ich untergeht, das Deinige baufällig

wird und Du selbst, der besten Stütze beraubt, in die Grube plumpst, die Du mir bereitet. — Bedenke das, Liebster! und laß mich laufen.

Brighella.

Werthe Excellenz! — Sie thun gar nicht gut, daß Sie mich an die alten Zeiten erinnern, denn, mit gütiger Erlaubniß! wenn ich an den sel'gen Deramo denke, den Sie durch das verrätherische „Crif Craf" — aus einem schätzbaren König in einen wilden Hirsch umsetzten, so, daß er durch den ekelhaften Körper eines schäbigten Bettlers wandern mußte, um zu einiger Menschlichkeit und zur Frau zu gelangen — wenn ich ferner mich der schönen Zemrede und des unglücklichen Sand erinnere — wenn ich endlich mir den König Millo und den Prinzen Jennaro in's Gedächtniß zurückrufe — Ja, liebste Excellenz! dann wird es mir ganz klar, daß Sie seit uralter Zeit stets entweder ein Spitzbube oder ein Esel gewesen. — Kurz von der Sache zu reden! es ist noch nicht Zeit, Hochzeit zu halten mit Rübenkompott, gerupften Mäusen und abgezogenen Katzen — Sie müssen in den Thurm, werthe Excellenz, es hilft kein Singen und kein Beten!

Tartaglia (die Hand an den Degen).

Was, verrätherischer Sklave, Du wagst es? — weißt Du, daß ich Minister bin? — Ober-Zeremonienmeister, Excellenz?

Brighella.

Lassen Sie den Degen nur stecken, mein Werther! Es ist jetzt alles in andern Schwung gerathen. Gesandte erhalten, wie unser guter Adolar, diverse Streiche auf den H—, Hofräthe fliegen zur Thüre hinaus, und es kann seyn, daß die Excellenz mit gnädigster Erlaubniß einige Püffe erhält, wenn sie nicht gutwillig in den Thurm kriecht. Schauen Sie gefälligst dort hin. (Auf die Wache zeigend.) Es sind meine Untergebenen, lauter liebe, gute Kinder mit blanken Hellebarden und wenn ich

rufe: Vorwärts marsch — zum Beispiel: (laut rufend) **Vorwärts** marsch!

(Die Wache dringt auf den Tartaglia ein.)

Tartaglia.

Halt! — Halt! — Halt! — Ich gehe ja schon, aber fürchte meine Rache, Bösewicht! Morgen ist Kilian Herr des Landes, und dann bist Du verloren. Im Triumph werd' ich aus dem Kerker geführt und laut wird es der Welt bewiesen, daß Du, grober Flegel! weiter nichts bist als eine verfehlte Idee, ein lamentabler Spaß — ein Nichts, das sich auflöset in Nichts!

Brighella.

Morgen ist nicht heute — wo Sie morgen sitzen werden, Excellenz, weiß ich nicht, aber heute müssen Sie in den Thurm.

(Brighella geht mit der Wache, die den Tartaglia umringt, ab.)

Vierter Auftritt.

(Wildverwachsene Parthie eines englischen Parks mit einem Einsiedlerhäuschen an der Seite, vor dem ein steinerner Tisch steht.)

Roderich (tritt auf).

Ha! — bin ich! — leb' ich? athm' ich noch? — Wohin
trieb mich Verzweiflung, Wahnsinn — Raserei
verschmähter Liebe? — noch nicht abgeworfen
des Lebens Bürde? — noch des Schmerzes Stachel
tief in der Brust, daß Herzblut ihr entquillt?
Doch hier soll Liebesqual so laut sich künden,
daß von dem Ton die zarte Luft verwundet
sich krampfhaft kräuseln soll in Sonnenstäubchen;
daß selbst der Quellen, duft'ger Büsche Flüstern
verstummen soll! In furchbar todter Oede
darf nichts mehr leben als der Liebe Schmerz!
Blandina will ich rufen — schreien — brüllen.
Und wie des Donners Hammer schlägt der Name

an jene schwarzen Felsen! — dann, geweckt
aus tiefem Schlaf, erwachen ihre Stimmen
und rufen dumpf Blandina! — wie der Tod,
wie das Entsetzen selbst erklingt der Name
der Grausamen, der Feindin treuer Liebe.
Des Frühlings buntgefiedert luft'ges Heer,
der Liebe Sänger, Nachtigallen stürzen
verstummt im Tod' von den laublosen Aesten;
denn wie des Winters eis'ger Todesstarrkrampf,
traf die Natur das Schreckenswort Blandina!

In wilde Einsamkeit,
Weit, weit
Bin ich getrieben
Von Liebesqual!
Doch überall
Wo ich geblieben,
Nur sie! nur sie!
Ach nie! ach nie!
Kann ich sie vergessen,
Kann weder trinken, noch essen,
Muß vergehn, verschmachten,
Muß beständig trachten
Nach ihr! nach ihr! Muß klagen,
Den Blumen, den Büschen sagen,
Was ich leide für Pein,
Bis vergangen wird seyn
Mein Stimmlein,
Und mich decket ein Stein.

Nicht Speis' und Trank soll diese Zunge letzen,
Nur Schmerz soll nähren meiner Liebe Schmerz;
Bis die Verzweiflung drängt, den Stahl zu wetzen
Und zu durchbohr'n dies hoffnungslose Herz.

Das Aechzen nur, das Klaggestöhn der Eulen
Beweint des Dichters Marter — seinen Tod,
Den Wand'rer schreckt das ahnungsvolle Heulen,
Das brausend durch die Luft ihm Unglück droht.

Doch bald verkünden bange Traumgestalten
Ihr, der Tyrannin, selbst mein Mißgeschick;
Des Treuen Seufzer, ach! die längstverhallten,
Sie kehren nun in ihre Brust zurück.

Dort mahnen sie all' die verlor'nen Tage
Der Lust, die ihr das frohe Leben bot,
Und trostlos an der Freuden Sarkophage
Klagt die Tyrannin dann in Liebesnoth!

Ha! schon durchbeben
die Schauer des Todes
den blutenden Busen.
Zerrissen von Qualen,
von Wahnsinn, Verzweiflung!
Hinab in den Orkus —
Blandina — Blandina!
Ha! — Seufzer des Todes!
Blandina — Blandina!
Ha, Todeskampfs Röcheln!
Blandina — Blandina!
Ha, wüthende Rache!
Ha, rächendes Wüthen!
Ha —

Ich weiß aber auch gar nicht, wo heute der Truffaldin mit dem Frühstück bleibt. Der Athem geht mir in der That beinahe aus, wenn ich nicht gleich etwas Consistentes, Stomachales zu mir nehme! Truffaldin — he! — Truffaldin.

(Truffaldin guckt furchtsam und verstohlen hinter den Büschen hervor.)

Ich glaube gar, er vergißt mich heute ganz? — Das fehlte noch! Nachdem ich mich auf höchst vortreffliche Weise der Verzweiflung überlassen, bin ich hungrig und durstig geworden. Truffaldin, he Truffaldin!

Truffaldin

(tritt mit einem Flaschenkorbe und einer zugedeckten Schüssel schüchtern aus dem Gebüsch).

Darf ich denn, gnädiger Herr! darf ich denn Dero verzweifelte Begeisterung unterbrechen?

Roderich.

Du hörst ja, daß ich Dich rufe, es ist ja die Frückstücksstunde.

Truffaldin.

Aber nur noch gestern, als ich zur selbigen Zeit mitten in Dero Verse hineintrat, beliebten Sie mich für diesen Tritt mit mehreren Tritten zu regaliren, und so meint' ich, daß vielleicht heute ebenmäßig —

Roderich.

Narr! Du mußt es dem Geist meiner Verse anmerken, wenn er sich nach des Leibes Nahrung und Nothdurft sehnt. — Setze das Frühstück auf.

Truffaldin

(deckt eine Serviette auf den steinernen Tisch und setzt die Schüssel, eine Flasche Wein, Glas u. s. f. auf).

Der Herr Mundkoch hat heute köstliche Koteletten mit einer angenehmen Sardellensauce bereitet, er meinte, das sei rechte Nahrung für einen einsiedlerischen Dichter — so wie auch der Drymadera —

Roderich.

Er hat Recht! Vorzüglich nach der Verzweiflung magenstärkend. (Er ißt und trinkt mit vielem Appetit.)

Truffaldin.

Wie lange denken Sie denn noch in dieser wilden schauerlichen Gegend sich der menschlichen Gesellschaft zu entziehen?

Roderich.

So lange meine Verzweiflung und das gute Wetter anhält.

Truffaldin.

Es ist aber auch in der That eine recht liebe Einsamkeit — so bequem gelegen, gleich hinter dem Schlosse der Prinzessin, und so allerliebst gemacht, man möchte gleich Alles auf die Tafel stellen. — Die Berge — das rauschende Wasser — die Grotten. — Aber, gnädiger Herr, Unrecht ist es doch, daß Sie sich der Welt so ganz entzogen.

Roderich.

Die Dichter lieben die Einsamkeit, daher wählen sie im Sommer gern Landhäuser, Parks, Thiergärten und dergleichen zu ihrem Aufenthalt.

Der Dichter ist sich selbst die ganze Welt,
Er faßt sie auf im reinen Strahlenspiegel,
Den in dem Innern ihm sein Geist geschliffen.

In dieser wilden Einöde leb' ich ganz der göttlichen Begeisterung meiner Liebe — meines Schmerzes — meines Wahnsinns, und ich kann überzeugt seyn, daß vor fünf Uhr Nachmittags, zu welcher Stunde die Spaziergänger sich einzufinden pflegen, mich Niemand stört.

Blandina! göttlich Weib! welch' himmlisch' Sehnen
Durchbebt die Brust — ein qualvoll wonnig Wähnen
Reißt mich empor mit magischer Gewalt,
Sie ist's — ich schau' der Theuern Luftgestalt!

(Er trinkt.) Der Drymadera könnte besser seyn, gar kein Feuer

— matt! — Die Koteletten waren ziemlich, aber in der Sauce zu wenig Moutarde, kein vinaigre à quatre voleurs. — Du kannst es dem Mundkoch sagen, daß ich das liebe!

Truffaldin (bei Seite).

Ein lieber, absonderlicher Herr, der Herr von Roderich. Da lamentirt er über verschmähte Liebe und Schmerz, und Verzweiflung, und Todesnoth, und hat dabei einen Appetit, daß mir das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn ich ihn essen sehe! — Hat die Prinzessin Blandina auf der Zunge, und will doch Senf und Diebsessig kosten.

Roderich.

Was murmelst Du, Truffaldin?

Truffaldin.

Ach, es war nichts — in der That gar nichts, das werth wäre, anders als in den Busch hineingesprochen zu werden, der sich das gefallen lassen muß.

Roderich.

Ich will es aber wissen.

Truffaldin.

Der Mund nahm sich gleichsam heraus zu betrachten, so daß das Auge nothgedrungen in Worte ausbrach! — aber —

Roderich.

Kein unsinniges Geschwätz — was sagtest Du hinter meinem Rücken?

Truffaldin (mit vielen Bücklingen).

Wenn Sie es denn gebieten, so will ich in tiefster Unterthänigkeit — unmaßgeblich — doch mit gehöriger Salvirung meiner Extremitäten — wenn — etwa — von wegen der Fußtritte, die Ew. Gnaden Dero Versen entziehen könnten, wodurch diese denn nun offenbar einige Lahmheit —

Roderich.

Wird es bald?

Truffaldin (bei Seite).

Wenn er mich prügelt, lauf' ich aus der Einsamkeit, große Pakete von meines Herrn Versen unter den Armen, die verkaufe ich den Käsekrämern, befördere so den guten Geschmack, indem ich gemeinen Käsen einen vornehmen Beischmack gebe, und schaffe mir einen Zehrpfennig. (Stark Athem holend — laut.) Nun will ich Alles — Alles sagen! — Ew. Gnaden, mein gnädiger Herr, haben solch ein gränzenlos amikables Air im Essen, daß ich es wagte, mich im Innersten darüber zu ergötzen und zu erfreuen! Ach Gott, wenn Sie so ein Kotelettchen nach dem andern auf die angenehmste Weise verschwinden ließen, wenn Sie so ein Gläschen Madera nach dem andern hinabzuschlürfen geruhten — das Herz sprang mir vor Freuden hoch auf. Dero Appetit war so appetitlich, daß ich selbst — doch am mehrsten war ich höchlich darüber erfreut, daß Ew. Gnaden meine unterthänige Besorgniß so ganz zu Schanden machten. Eben als ich mit dem Frühstück auf dem Wege war aus der Hofküche, hört' ich Dieselben schon aus der Ferne erschrecklich lamentiren. Dergleichen bin ich nun zwar schon gewohnt, als ich aber näher kam, hört' ich zwar in ganz angenehmen, aber doch fürchterlichen Worten Dinge, die mir das Haar sträubten. Ew. Gnaden wollen hinführo nichts weiter genießen, als einigen Schmerz — durchaus schnöde Kost, die der Mundkoch der Prinzessin niemals servirt, da er es höchstens zu Thränen bringt, die der Zucker über Backwerk gießt. Dann wollten Ew. Gnaden endlich ein Klappmesser wetzen, und sich das Herz durchbohren. — Sie röchelten schon im Todeskampfe und riefen ganz erbärmlich: Blandina, Blandina! — Mein Jammer war unbeschreiblich, bis mich Ihre Sehnsucht nach dem Frühstück wieder aufrichtete. Nun komme ich hervor, finde Sie frisch und gesund — nun noch der erstaunliche Appetit dazu — kurz! — ich bin in heller, herrlicher Fröhlichkeit überzeugt, daß, so wie es mit der ganzen schauerlichen Einöde und Einsamkeit ein an-

genehmer Spaß ist, auch Dero Verzweiflung, Dero gnädiger Wahnsinn — Dero inbrünstige Liebe zur Prinzessin Blandina nur gleichsam ein angenehmer Schnörkel — so ein —

Roderich (springt entrüstet auf).

Was? — Esel! Du wagst es, an der Wahrheit meiner Gesinnungen zu zweifeln? — an der Wahrheit meiner Liebe zur göttlichen Blandina?

Truffaldin.

Nicht im Mindesten, nicht im Mindesten, ich meinte nur —

Roderich.

Wahr und echt aus dem Innersten heraus kommen die Empfindungen für die Prinzessin, denn in ihnen ruht meine Poesie, und diesen poetischen Strom, der aus dem Innersten sprudelt, aufzufassen, ja ihn zu verdichten zum Krystall, in dem sich die glänzenden Gestalten meiner Phantasie hell und farbig abspiegeln, ja! daß ich mit kräftiger Faust den Bogen spanne, wie der fernhin treffende Apollo, und meine Verse wie des Blitzes Pfeile fortschleudere — dazu kräftige ich mich — deshalb esse ich Koteletten mit Sardellensauce und trinke Drymadera!

Truffaldin.

Also lieben Ew. Gnaden die Prinzessin wirklich? wünschen eine unmaßgebliche Verbindung?

Roderich.

Die göttliche Blandina ist meine Muse, meine Liebe zu ihr eine poetische Idee, die in tausend Strahlenbrechungen in meinen Liedern den Glanz und Reichthum der Poesie verbreitet und die Gemüther entzündet. Unbezweifelt rührt am Ende mein Schmerz, meine Verzweiflung, die Stolze, und ich werde über kurz oder über lang regierender Fürst von Ombrombrosa, wiewohl dann Blandine weder meine Muse noch meine poetische Idee bleiben kann, denn zu beiden ist eine Frau nicht tauglich.

Truffaldin (Roderich zu Füßen fallend).

Ach, gnädiger Herr! Unvergleichliche Durchlaucht in spe. — Wenn Sie nun dasitzen auf dem rothen Sammetstuhl, und, mit dem Szepter in der Faust, Land und Leute regieren nach Herzenslust — wollen Sie dann nicht dem treuesten Diener — so ein Ministerstellchen, dächt' ich, und einen tüchtigen, venetianischen Wurstkram dabei, das könnte schon den Mann nähren! — Alle meine Würste wollt' ich in Dero angenehme Sonettchen —

Roderich (entrüstet).

Kerl! bist Du rasend? (Gelassen.) Doch stehe auf und erzähle mir das Neueste, was Du in der Hofküche vernommen. Was macht Blandina? hat sich beim Dejeuner kein neuer Nebenbuhler eingefunden? — hat sie nicht Diesem — Jenem freundliche Blicke hingeworfen? So etwas wäre mir jetzt gerade recht, denn ich brauche vor Tische noch einige Verzweiflung, ja sogar einige Raserei könnte nicht schaden. Nach Tische kann dann mit Nutzen stiller, hinbrütender Liebesschmerz, sentimentale Schwärmerei eintreten.

Truffaldin.

Ach, gnädiger Herr! — Am Hofe sieht es gar bunt und gefährlich aus. Der Mohrenkönig Kilian hat einen plebejen Hofrath als Abgesandten zur Prinzessin geschickt, den hat der junge Monsieur Amandus zur Thüre hinausgeworfen, darauf ist in der Person des Ministers und Ober-Zeremonienmeisters Tartaglia eine fürchterliche Revolution ausgebrochen und hat die Prinzessin beim Aermel erwischen und hinausführen wollen zum groben Mohrenkönig, das hat aber der Monsieur Amandus nicht gelitten, sondern versprochen, gleich nach dem Abendsegen ganz allein herauszuwandern und den hunderttausend Mohren, die vor Ombrombrosa im Lager stehen, mit seinem Couteau de chasse die Köpfe abzusäbeln, wie man ein Feld absichelt. Blandina zweifelt keinen Augenblick, daß dieser sinnreiche Anschlag

durchaus gelingen werde, und man spricht, daß sie dem lieben, tapfern Monsieur gleich nach vollendeter That Herz und Hand geben werde, so daß, in kühler Nacht zurückkehrend, er sich gleich, nachdem er nur das Mohrenblut abgewaschen, in's Ehebett legen kann und keinen Schnupfen befürchten darf.

Roderich.

Was höre ich? Amandus, der Chitarrist? der erbärmliche, hochmüthige, prosaische Liederling, der zu meinen göttlichsten Gedichten nie eine Melodie finden konnte, der nie meine wohlklingendsten Verse singen wollte? der verspricht Heldenthaten? der soll Blandinens Hand gewinnen — der göttlichen? Vor der Hand habe ich Stoff genug zur Verzweiflung und zum Wahnsinn! — Doch da der Anschlag offenbar unsinnig ist, insofern dem hochmüthigen Amandus nicht Geister helfen, die nur selten mit Wirkung zu brauchen, auch überhaupt teufelmäßig schwer zu behandeln sind, und also es voraus zu sehen, daß der König Kilian die Prinzessin und den Amandus besiegen wird, so laufe schnell und erkundige Dich, wo und wie weit der Mohrenkönig steht und anzutreffen ist, damit ich noch zu rechter Zeit zu ihm übergehen und meine Dienste als Hofpoet anbieten kann. Ich werde denn gleich die nöthigen Siegeshymnen auf den Einmarsch des Mohrenkönigs in Ombrombrosa anfertigen und den Kilian sehr loben, für jetzt will ich verzweifeln und mich deshalb tiefer in die Einöde, das heißt in die zwanzig Schritte von hier gelegene schauerliche Felsenparthie begeben. Dort will ich was weniges rhythmisch brüllen.

(Er ist im Abgehen.)

Truffaldin

(will das voll eingeschenkte Glas ergreifen).

Roderich (kehrt schnell um).

Ach! — bald vergessen! (Er leert das Glas und will von Neuem abgehen.)

Truffaldin (ihm nachrufend).

Gnädiger Herr! — Gnädiger Herr!

Roderich (umkehrend).

Was soll?

Truffaldin.

Ach, gnädiger Herr! — ich wollte bitten — wenn Sie meinen unsäglichen Eifer für Dero würdige Person, vorzüglich wegen des Sammetstuhls der Ministerschaft — des Wurstkrams nicht übel deuten wollten — ich hätte so eine Idee! — einen unmaßgeblichen Vorschlag; —

Roderich.

Nun, was ist es, was ist es? — Die Zeit vergeht, bald kommt die Mittagsstunde heran, und ich bin nicht bis zur Raserei gediehen.

Truffaldin.

Sehn Sie, gnädiger Herr, ich habe von einem würdigen Manne guter Herkunft, nämlich vom seligen Don Quixote, gelesen; der wollte es aus Liebe zu seiner Dulcinea von Toboso, die eigentlich auch nur eine poetische Idee war, dem Ritter Amadis von Gallia nachthun. So wie dieser auf dem Felsen Armuth als Dunkelhübsch allerlei tolle Streiche verführte, so zog auch der Ritter Don Quixote in einer wilden wüsten Gegend vor den Augen seines treuen Sancho Pansa sich ganz fasernackt aus, und schoß einige Purzelbäume, welches Sancho Pansa nachher der geliebten Prinzessin Dulcinea gehörig rühmen sollte. Wie wäre es, wenn Sie jetzt, gnädiger Herr! nach dem Beispiel jener würdigen Männer, so vor meinen Augen Ihren Schlafrock und Ihre liebe Höschen ablegten und einige Purzelbäumchen gnädigst versuchten. Ich würde das als Ihr treuer Sancho mit vieler Wirkung in der Hofküche erzählen. Was gilt's, wir spielen dem Amandus einen Streich, und das Fürstenthümchen fällt, mir nichts dir nichts, in Ihre Tasche,

noch ehe es der Mohrenkönig Kilian wegbrennt, denn der Hofmundkoch ist ganz vertraut mit der Oberhof —

Roderich
(ihn entrüstet unterbrechend).

Du bist ein verdammter Hasenfuß!
(Er eilt fort und man hört ihn gleich darauf brüllen.)

Truffaldin (nach einer Pause).

Wären der Prinzessin Blandina nicht vielleicht seine Purzelbäume lieber gewesen als seine Verse? — Stoff zur tiefsinnigsten Betrachtung. — Ehe ich aber in die Tiefe der Betrachtung hinabsteige, will ich mich in jenes Einsiedlerhäuschen bis auf den Grund vertiefen und sogleich ein Paar tüchtige Stöße von meines Herrn Versen zusammenbinden. Bis Mittag bin ich über die Gränze, weil ich nicht Kilianisch werden will und mein Herr mir den Wein vor der Nase aussäuft.

(Er geht in das Einsiedlerhäuschen.)

Fünfter Auftritt.

Amandus (tritt von der Seite ein).

Welch ein neues Leben ging mir auf! — Dunkle Stimmen, die in meinem Innern tönten, wehen nun im freudigen, lauten Gesange durch Flur und Wald und verkünden ein wunderbar Geheimniß, das sonst in meiner Brust ruhte wie ein tödtender Schmerz. — Es ist mir, als verstehe ich jetzt erst mein Saitenspiel, das oft, wie im bewußtlosen Traume von meiner Hand berührt, in seltsamlichen wonnevollen Ahnungen erklang. — Und doch kann ich es nicht mit Worten sagen, was herrlich und glänzend wie mit tausend goldenen Sonnenstrahlen mich umleuchtet, ja was so verständlich mir die Blumen, die Gebüsche, die Quellen zulispeln. — Nie gedachte, nie empfundene Melodien, aber wie in einem einzigen, überschwenglich herrlichen

Ton zusammenstrahlend, durchbeben mein Innerstes, und ist nicht dieser Ton, von dem erfüllt meine Brust in unnennbarer Sehnsucht brennt, Sie — Sie selbst? — Alle schelten mich thöricht und vermessen, daß ich, der ich nie verstand, die Waffen zu führen, mit dem ungeschlachten Mohrenkönig Kilian zu kämpfen mich unterfange, und weissagen mir den Tod; aber giebt es denn wohl für mich nur irgend eine Gefahr? — Seitdem ich durch Sie — in Ihr — mein wahres Seyn, den höheren Geist in mir erkannt habe, weiß ich, daß der Gesang nicht außer mir wohnt, sondern ich selbst bin der Gesang, und der ist unsterblich! — Zerschlägt Kilian das Instrument, so wird der darin wie in ein enges Gefängniß gebannte Ton frei und licht daherschweben, und ich werde in Ihr — Sie selbst seyn. Eben so wenig wie die Luft, kann Kilian den Geist, der mein Ich — der der Gesang ist, verwunden oder tödten. So wie Sie die unaussprechliche Sehnsucht der Liebe ist, die wie der Athem des Lebens meine Brust hebt, so werde ich dann selbst das Lied seyn, das emporquillt aus den Saiten, die ihre Schwanenhand berührt! — Ja, in den aufschwellenden Tönen des Liedes, das von ihren rosigen Lippen strömt, werde ich von meiner Liebe, von meiner Sehnsucht singen. — Brighella hat mir gar viel von seinen listigen Anschlägen gegen das Heer der Mohren gesagt, mag er seinen Weg verfolgen, muthig schreite ich fort auf dem meinigen, der mich zum gewissen Siege führt.

(Truffaldin kommt mit zwei ungeheuern Papierstößen unter den Armen aus dem Einsiedlerhäuschen.)

Truffaldin.

Ei, mein Himmel! da ist ja der junge Held, Monsieur Amandus, mit einem ungeheuern Schwert an der Seite. — Er sieht ganz martialisch aus, und wenn ihm der Bart gewachsen ist, kann er ganz getrost unter die Leibhusaren gehn.

Amandus.

Wer bist Du, seltsamer Geselle?

Truffaldin.

Sollten Sie mich denn nicht kennen, allerliebster, heldenmüthiger Monsieur? — sollten Sie mich niemals in der Nähe des Hofes erblickt haben? — Ich bin ja der Diener des Herrn Hofpoeten Roderich, der sich zwanzig Schritte vom Schlosse in die wilde Einöde begeben, um über die Grausamkeit der Prinzessin Blandina gehörig zu jammern. Er liebt die Prinzessin unendlich, seine Verse, vergangene und zukünftige, aber noch viel mehr, und um diese mit seiner werthen Person zugleich zu erhalten, will er zum König Kilian übergehn und Siegeshymnen singen. — Ich meines Theils will nicht Kilianisch werden, sondern mich im Stillen der Tugend widmen und der göttlichen Poesie, weshalb ich der Begeisterung wegen einen Schnaps- und Wurstladen anlegen und gleich selbst mein bester Kundmann werden will.

Amandus.

Was trägst Du aber denn für schwere Last?

Truffaldin.

Einige vergangene Verschen meines gewesenen Herrn zur Belehrung — zur Erbauung — zur Erhebung — zur Verbreitung des guten Geschmacks, da ich sie in kleinen Portionen meinen Cervelatwürsten beifügen und den Käufern in den Kauf geben will — gehorsamst aufzuwarten.

Amandus.

Nach Deiner Kleidung, Deinem droll'gen Wesen,
Scheinst Du mir wirklich wahrer, leichter Scherz.
In tiefem Ernst schreit' ich zu ernster That,
Doch in der dunkeln ahnungsvollen Tiefe,
Aus der, dem Magus gleich, mit kräft'gem Zauber
Der Dichter seltsame Gestalten lockt,
Daß sie, Trugbilder zwar, doch hell und farbigt,
Von höherm Geist beseelt, gar seltne Lust

Dem Gläubigen bereiten. — In der Tiefe
Da gatten Ernst und Scherz sich willig, wandelnd
Auf einer Bahn, erreichend gleiches Ziel.
Darum, Geselle! — frisch! — wirf ab die Bürde,
Die, ird'scher Tand, nur nach der Erde strebend,
Dich selbst zur Erde beugt, den leichten Schritt,
Den Du gewohnt, nur hindert! — wirf sie ab!
Sei Du mein Knappe! — wie ein muntres Liedchen,
Das sich an ernste Weisen neckisch hängt,
Sollst Du mir folgen in den Kampf. — Den Mohren
Trifft bald zum Tode meines Geistes Macht.
So komm denn, lust'ger Spaß, die That zu schauen,
Du kannst dem Ernst, der Ernst kann Dir vertrauen.

(Er geht ab.)

Truffaldin.

Wie bin ich doch so wunderlich an diesen blutjungen Helden gerathen, der so eben erst fertig worden, noch ganz blank und neu! — Aber ich glaube, es ist mehr an ihm als an dem Hofpoeten, und erlegt er den Kilian, so ist mein Glück gemacht. Der junge Mensch hat mich ordentlich in Rage gesetzt und ein glücklicher Coup könnte mich bis zur Courage bringen. — Ein paar hundert Schrittchen davon will ich dem Kampfe mit einer Standhaftigkeit, mit einer Bravour zuschauen, daß Niemand mehr an meiner Tapferkeit zweifeln soll. — Die Bündel hier werfe ich in den Bach, und sind es Verse nur von einigem Gewicht, so werden sie schnell untersinken.

(Er wirft die Bündel hinter dem Gebüsch in den Bach, tritt dann weiter vor und spricht pathetisch:)

So will ich nur zum Spaß die That denn schauen,
Wird's Ernst, so kann ich schneller Flucht vertrauen!

(Er folgt dem Amandus.)

Sechster Auftritt.

(Freie Gegend. Im Vordergrunde das prächtige Gezelt des Mohrenkönigs Kilian, hinten das Lager der Mohren.)

Kilian, eine riesenmäßige, dicke Figur mit der Krone auf dem Haupt, aus einer langen Pfeife Tabak rauchend, tritt mit dem Hofrath **Balthasar** im Gespräch ein; hinter ihnen Gefolge von Mohren, von denen Einer ein großes Glas, ein Anderer mehrere Flaschen, der Dritte Kilian's Scepter trägt.

Kilian.

Er ist gewiß wieder einmal ein Esel gewesen, Hofrath! und hat den ganzen Brei verdorben mit seiner dummen Weise.

Balthasar.

Sie wollen auch stets allein alle Wahrheit gefressen haben, Majestät! und doch bedürfen Sie, so wie der ganze Hof, immer Rath, weshalb Sie mich zum Hofrath gemacht haben; ich thue meine Pflicht und lasse es nie an der gehörigen Grobheit mangeln.

Kilian.

Sieht er! — mit seiner Grobheit ist es nun ganz und gar nichts, denn es fehlt ihr immer die gehörige Dicke, da kann Er 'was von mir lernen. Er ist gegen mich nur ein dünnes, kleines Knäbchen, dem es schon recht ist, wenn ihm einmal die Ohren gewaschen werden. Hat Er denn der Prinzessin die Diamanten gezeigt?

Balthasar.

Freilich! und ausdrücklich gesagt, daß Sie selbst die Kleinodien an der Nachtmütze getragen haben, aber das dumme Volk hat gar nicht darauf geachtet.

Kilian.

Weil Er das Ding mit den Diamanten auch recht dumm gemacht haben mag, wie gewöhnlich. — Nun! — morgen soll's

mir die Prinzessin, wenn sie meine Frau geworden, selbst erzählen, und wenn ich denn nun erfahre, daß Er ein Maulaffe gewesen, sieht Er, so soll — (er schwingt die Tabakspfeife.)

Balthasar.

Ach — vor der Pfeife fürcht' ich mich auch noch nicht — machen Sie sich nur nicht so breit, Sie sind so schon breit genug, Majestät! — Warum haben Sie denn nicht gleich die Armee in die Stadt geschickt und die Prinzessin holen lassen, wie ich es gerathen?

Kilian.

Halt' Er's Maul und schwatz' Er nicht in's Gelag hinein. — Ich bin heute nicht zum Heirathen disponirt. — Morgen ist auch ein Tag.

Balthasar.

Aber mir ahnet's, daß bis morgen allerlei dazwischen kommen wird.

Kilian.

Ich glaube gar, Er untersteht sich, Ahnungen zu haben? — Sieht Er, Hofrath, wenn ich merke, daß Er außer seiner Tölpelei auch noch von dummem Aberglauben besessen ist, so lasse ich Ihn stehenden Fußes zum Lande hinauswerfen. Ich glaube, Er wäre im Stande, durch seine Tollheit mein Volk und die zarte hoffnungsvolle Jugend zu berücken!

Ein Mohr (eintretend).

Es ist ein Mensch draußen, der die Majestät schauen will, und ungeachtet er in einem Cabriolet bei den Vorposten ankam, sagt er doch, er sei ein Ueberläufer aus den Staaten der Prinzessin Blandina.

Kilian.

Merkt Er, Hofrath, wie das Volk dem künftigen Landesvater zuläuft? Vielleicht ist es schon gar der Bürgermeister

von Ombrombrosa mit den Schlüsseln des Landes. — Er mag nur immer hereintreten. (Der Mohr entfernt sich.) — Meinen Scepter! (Er giebt die Tabakspfeife dem Mohren, der den Scepter trägt, und nimmt den Scepter, indem er sich gravitätisch vor des Zeltes Eingang stellt.)

Siebenter Auftritt.

Roderich

(tritt ein, von zwei Mohren begleitet).

Kilian.

Nun! — Was will Er? — Wer ist Er? Hat Er die Schlüssel des Landes bei sich?

Roderich.

O Majestät! — großer König! zu schwer würden diese Schlüssel seyn, um an meines Rockes Hintertheilen zu prangen, wo nur sonst ein goldnes Schlüsselchen der geheimsten Kammer meiner Prinzessin neckisch an einem Schleifchen baumelte, denn mit Erlaubniß, ich war Blandinens geheimer Kammerherr.

Kilian.

Hofrath! — Ich glaube der Kerl ist verrückt, er prahlt mit 'nem fatalen Amte — er schneidet auf. Ist denn das 'ne alberne, stolze Sitte am Ombrombroser Hofe, daß man goldne Schlüssel zum —

Balthasar.

Ach, schwatzen Sie doch nicht solch ungewaschenes Zeug, Majestät! — Fragen Sie nur den Menschen ordentlich, wer er ist? —

Kilian (barsch).

Wer ist Er?

Roderich.

Großer König! ich nenne mich Roderich, ich biete Ihnen, wohlwollender Sire! meine Dienste an, um Dero Siege zu

verkünden, denn außer dem vorher bemerkten Amte war ich Hofpoet der Prinzessin Blandina und wünsche nun den gleichen Dienst bei Ihnen, großer majestätischer König! anzutreten.

Kilian.

Poet? — Hofpoet? — Was will Er damit sagen? — Was ist das eigentlich?

Roderich.

Poet! — auch Dichter sonst nach deutscher Sprache,
Ein wunderlich geheimnißvolles Wesen! —
Im Purpur, der aus fernem Geisterlande
Herüberstrahlt, erscheint ihm die Natur,
Erscheint ihm Alles, was sein Aug' erfaßt.
Das arme dürft'ge Leben, glanzlos sonst,
Fahl — erdigt — lautlos ohne Farbenjubel,
Geht ihm dann auf in hellen, lichten Klängen.
Wie im Krystall des silberklaren Baches
Sich magisch Wolken, Büsche, Blumen spiegeln,
So spiegelt sich auch die Natur, das Leben
Im Geist des Dichters ab. — Ein Zauberschimmer
Blitzt über Alles hin in kleinen Wellchen,
Die wie im Spiel sich ineinander kräuseln.
So ging auch mir das Dichterleben auf.
Mein Aug' erfaßt' das ferne Geisterreich,
Romantischen Putz geb' ich dem, was ich sehe.
Auch Du, mein guter Sire! bist nicht Kilian,
Bist nicht der furchtbar starke Mohrenkönig —
Nein! — nur ein herrliches, poet'sches Bild,
Erreicht durch kühnen Flug des regen Dichters,
Du bist —

Kilian
(ihn im höchsten Zorn unterbrechend).

Was? — Er unverschämter Kerl! — Ich wäre kein Kilian? kein Mohrenkönig? nur ein Bild? gleichsam eine Male-

rei? — Lug und Trug? — I so soll doch das Wetter drein schlagen! (Er prügelt den Hofpoeten stark mit dem Scepter, der Hofpoet entflieht schreiend: „Erbarmen! Erbarmen! — ich nehme Alles zurück — ich bin kein Poet — kein Dichter" u. s. w. Kilian verfolgt ihn bis außerhalb der Scene.)

Kilian

(zurückkehrend, keuchend und athemlos).

Nun — der — soll — daran — denken — mich — für — ein Bild — anzusehen! — Hofrath! trockne Er mir einmal den Schweiß von der Stirne!

(Der Hofrath thut es, muß sich aber auf den Fußspitzen erheben, um an Kilian's Stirn hinaufzureichen, er stolpert und stößt ihm die Krone vom Kopfe.)

Kilian.

Er ist aber auch ein recht ungeschickter Tölpel, Hofrath! Er kann nicht das Mindeste zum Wohl des Staates ausrichten, ohne eine Flegelei zu begehen.

Balthasar.

So kann Er selbst für's Wohl des Staates arbeiten und sich den Schweiß abtrocknen, Majestät! (Er wirft ihm das Schnupftuch, das er von ihm empfing, wieder zu.)

Kilian.

Ja, das geht auch. (Er wischt sich die Stirne ab, die Mohren setzen ihm wieder die Krone auf.) Jetzt will ich von meinen Geschäften ausruhen und versuchen, in wiefern ich noch an den morgenden Einzug in Ombrombrosa etwas Weniges denken kann. Man bringe mir einige Flaschen Doppelbier und ein halbes Pfund geschnittenen Rollenkanaster in mein Zelt. — Hofrath, leg' Er sich auf's Ohr und sei Er morgen vernünftiger. — Gute Nacht, Ihr Flegel allzumal! —

(Er geht tabakrauchend in's Zelt, das sich hinter ihm schließt.)

Balthasar.

Wenn der Kilian nicht solch ein ehrlicher Mann wäre und solch ein vortreffliches Herz hätte, wie alle Grobiane, der Teufel hielte es bei ihm aus. (Er geht mit den Mohren ab.)

Zwischenscene hinter dem Theater.

Der Regisseur.

Herr Maschinist ziehen Sie die Glocke zum Nachtmachen.

Der Director.

Was ist das? jetzt soll es mit einem Mal Nacht werden? — Das stört die Illusion — vor ein paar Minuten hat der Dichter Roderich ja erst in der Einöde gefrühstückt.

Der Regisseur.

Es steht aber so im Buche.

Der Director.

So ist das Buch unsinnig — das Stück ohne alle Theaterkenntniß geschrieben. Dieser Akt müßte nothwendig bei Tage schließen, der folgende hätte dann in Gottesnamen in der Finsterniß anfangen können.

Der Regisseur.

Sie hätten das Stück lesen und früher an die nöthigen Aenderungen denken sollen, um vernünftige Illusion hineinzubringen. Nun wird es einmal gespielt.

Der Director.

Was? — Ich bin Director und soll auch noch die Stücke vorher *lesen*, ehe ich sie *aufführen* lasse? — Herr! — solche unsinnige Zumuthungen verbitte ich mir. Ich habe genug zu thun mit der Kasse und jede Woche die Gagen gehörig in Papier zu wickeln und zu überschreiben. — Ich mache sogar die Comödienzettel, was auch Ihres Amtes, so wie das Lesen der Stücke wäre. — Ich merke schon, das ist heute wieder so ein neumodisches, ästhetisches Stück, Kraut und Rüben durcheinander, und ich habe Ihnen doch gesagt, ich will nichts Aesthetisches auf meiner Bühne — meine Bühne soll nicht ästhetisch seyn. — Verse kommen auch wieder vor, die hätten Sie hübsch in Prosa

umsetzen sollen, wie ich es Ihnen so oft befohlen habe — Sie sind auch für den Teufel da, Herr Regisseur — ich bin mit Ihnen höchst unzufrieden. —

Der Regisseur.

Aber, bester Herr Director, nun ist es einmal im Gange, was ist zu thun?

Der Director.

Es kann durchaus nicht sogleich Nacht werden, es müssen noch ein paar Scenen eingeschoben werden, damit der Zuschauer das Frühstück vergesse — Kilian mag indessen sich noch eine Pfeife stopfen. —

Der Regisseur.

Aber um des Himmels willen, was für Scenen? — Doch eben fällt mir bei — eine haben wir ja so eben selbst gespielt, werther Herr Director, und nun muß Jemand von der Gesellschaft vortreten, gleichsam wie ein in des Stückes Mitte sprechender Prologus und den Dichter förmlich des Illusionsfehlers halber entschuldigen.

Der Director.

Ja! — Ja! — aber wen nehmen wir dazu?

Der Regisseur.

Keinen Andern als den Adolar.

Der Director.

Ich hole ihn!

(Es wird ein paar Minuten hindurch stille, dann erheben sich die Stimmen auf's Neue.)

Adolar.

Ich thue es aber nicht — durchaus nicht.

Der Director.

Sie sind aber auch ein obstinater Mensch! — Herr! — reißen Sie mich dasmal aus der Verlegenheit, ich will's Ihnen lebenslang gedenken. — Die notirte Strafe wegen Vergehens

in Scene eins wird gestrichen und ein Thaler wöchentlich Zulage. Herr! mehr kann ein ehrlicher Mann nicht thun.

Adolar.

Sie sind zwar sonst trotz dem Mohrenkönig ein Grobian, aber doch, wie ich merke, ein edler Mann, so lange es nämlich Ihr Vortheil erheischt. — Nun es sei denn, ich will mein Möglichstes thun.

Der Regisseur (schiebt ihn hinaus).

Hinaus — hinaus — bester College!

Adolar (tritt vor).

Hochgeehrteste Zuschauer!
Es würde mich versetzen in Trauer,
Wenn Sie nicht gütigst glaubten,
Daß diese Scenen den Tag wegraubten,
So, daß nun kommt die finstre Nacht,
In der viel Großes wird vollbracht.
Der Dichter — Sie glauben es, Werthe, kaum,
Sitzt hoch oben über dem Raum,
Er dort der Zeit gewaltiges Rad
Mit kühner Hand erfasset hat.
Das dreht er bald langsam, bald geschwind,
Wie er's nun gerade nöthig find't,
Und so dehnt sich die Minute zu Stunden
Und oft ist ein Jahr in Minuten verschwunden.
Drum ist's nun Mitternacht geworden,
Und Schlaf befängt die wilden Horden.
Herr Kilian, der ungeschlachte Mohr,
Liegt schnarchend im Zelte auf dem Ohr.
— Nacht machen Herr Maschinist!

(Der Maschinist klingelt, die Lampen versinken und das Theater wird ein wenig finstrer als es vorher war.)

Seh'n Sie wohl, wie's nun finster ist?
Zwar können Sie Alles gut unterscheiden,

Doch oben hier die tollen, rußigen Heiden,
Die, weil es Nacht geklingelt, sind
Alle betölpelt ganz stockblind.
Sie rennen umher keck und verwegen
Zuletzt verzweifelnd in die eigenen Degen.
Sie haben nun das Gehörige vernommen,
Adieu! — Ich höre den Amandus kommen.

(Er tritt ab.)

Achter Auftritt.

Amandus.

(kommt mit bloßem Schwerte.)

Das ganze Heer hat der Schlaf wie mit bleierner Last zu Boden gedrückt. Der Ruf der Wachen ist verstummt — mit kraftloser Faust das Gewehr umklammert, liegen sie im Grase und der Traum befängt sie mit neckhaftem Spuk, daß sie wähnen, keck und munter die Flinte scharf geschultert einher zu schreiten und mit lautem Schreien und Singen die Kameraden wach zu halten, während sie hingestreckt mit gelähmter Zunge nur leise stöhnen. Brighella schleicht ungehindert mit den Seinigen in das Lager, aber mich hat es wie mit magischer Gewalt hergezogen. Hier muß das Zelt des Königs Kilian stehen. Truffaldin! — zünde die Fackeln an.

Truffaldin (außerhalb der Scene).

Gleich! — Doch wenn Sie gütigst erlauben, gnädiger Held! so thue ich es hier oben. Es nimmt sich besser aus, eine recht malerische und romantische Beleuchtung so aus der Ferne von oben herab.

(Man sieht den Schein von Truffaldin's Fackel hereinbrechen.)

Amandus (Kilian's Zelt erblickend).

— Ha! — da ist Kilians Zelt!
Aus tiefem Schlaf will ich den Unhold wecken!

So laut ertönen soll im mächt'gen Klange
Des kühnen Muthes Stimme, daß das Zelt,
Wie ein zersprungenes Gehäus' zerfallend,
Den gift'gen Wurm im Innern ohne Schutz
Bloß stellen soll dem Angriff auf den Tod!
Heraus, Du ungeschlachter Mohrenkönig,
Hör's, wie des Kampfes Geist ein flamm'ger Stahl
In Funken klingend an Dein Leben schlägt!
Erwache! — Denn Dein schmachvolles Verderben
Mußt selbst Du schauen — mußt im Leben sterben!

(Er schlägt mit dem Schwert gegen das Zelt, welches sich spaltet, Kilian erhebt sich vom Lager.)

Kilian.

Was schimpft — was schreit, was tobt da draußen? wer alle Teufel unterfängt sich, mich im besten Schlaf zu stören? — Ist Er es, Hofrath, so soll Ihn das Donnerwetter —

Amandus.

Ich bin's — die Rache Blandinen's, die Dich verfolgt und tödtet! — Heraus zum Kampf!

Kilian.

Ach! — dummer Schnack, ist gar keine Rache, kein Kampf nöthig. Morgen wird alles in der Güte abgemacht. — Morgen — Morgen, mein guter Sohn! —

Amandus.

Heraus Du schnöder, feiger Wicht, oder ich tödte Dich auf Deinem Lager!

Kilian.

Nun nun! — es hat keine solche große Eile (Er steht auf und guckt zum Zelte heraus.) Was? Knäbchen, possierlich Männlein? Du, Du — willst mit mir kämpfen? gegen Dich ziehe ich nicht meinen guten Hirschfänger, Dich spieß' ich auf mit meiner Frühstücksgabel —

Amandus.

Verächtlich klingt Dein Hohn mir, ganz gemein!
In großer Masse ist die Kraft nur klein.
Hervor mit Dir — die Augenblicke fliegen,
Vernichtet wirst Du, wähnend, stolz zu siegen.

(Kilian kommt mit einer ungeheueren Gabel heraus und geht auf den Amandus los; Amandus schwingt sein Schwert und in demselben Augenblick fällt Kilian's Kopf hohl tönend zur Erde, der Körper stürzt in die Coulissen hinein.)

Truffaldin

(mit der Fackel hervorspringend).

Juchhe! — Juchhe! — Triumph! Sieg! — Die Majestät ist umgekugelt — Der Kopf ist herunter! Als treuer Schildknappe ergreife ich das königliche Haupt nnd — schnell damit zurück 'nach der Stadt — in den Palast. Ich will exekrabel schreien — Blandinchen muß aus den Federn — alles muß jubiliren — die Stadtmusikanten wischen ihre alten Zinken aus und blasen ganz erschrecklich Victoria herunter von den Thürmen — im Stockfinstern suchen die Kanoniere das Zündkraut und lösen alle Kanonen, die nur jemals der Staat möglicher Weise besessen. (Er hebt den Kopf auf, der ein bloßer Haubenstock ist.) Aber was ist denn das? — gar kein Blut? — werther Held! — theure Excellenz! schauen Sie, das nenn' ich mir einen leeren Kopf — Wahrhaftig, der Kilian muß aus dem Laden einer Putzmacherin herstammen. Ein bloßer Haubenstock, dem ein königlicher Rumpf anwuchs, als ihm ein Diadem aufgepaßt wurde.

Amandus

(den Haubenstock erblickend).

So hat mich meine Ahnung nicht betrogen,
Der Kilian war ein trüg'risch leeres Nichts.
Nie brannt' ein Funke in der todten Masse,
Kein Herzblut rann in dem herzlosen Wesen,
Nur äußre Lichter liehen ihm den Schein

Des Lebens! — Wie der Fels, im Innern stumm,
Zu sprechen scheint, nur Laute wiedertönend,
Die an ihm prallen, so war auch sein Reden
Trüglicher Schein vom fremden Schein erborgt.
Den prahlerischen nicht'gen Mohr durchstrahlte
Der Geist mit seines Schwertes regen Blitzen,
Und er sank hin vernichtet in sein Nichts.

(Hin und wieder brechen im Lager der Mohren Flammen aus — man hört Schüsse — Geheul — dumpfes Geschrei — Mohren fliehen über die Bühne.)

Fliehende Mohren.

Rette sich, wer retten kann — der König — die Majestät hat den Kopf verloren — nun ist's aus mit uns! flieht — flieht — flieht! —

Amandus.

Schon glüh'n die Flammen auf zum Firmament,
Vernichtet ist der Feind — sein Lager brennt,
Blandina ist befreit, komm', laß uns eilen,
Den frohen Jubel mit dem Volk zu theilen.

(Er will abgehen und stößt auf Brighella.)

Neunter Auftritt.

Brighella.

Alles ist geglückt! — Während Sie Sich, mein Theuerster! hier mit dem Abnehmen des Kilianischen Hauptes beschäftigten, war ich mit meinen Getreuen in's Lager geschlichen und wir zündeten es an an allen Ecken, die wir nur in der Nacht ausfindig machen konnten. Die Höcken in Ombrombrosa können vierzehn Tage hindurch Markt halten mit Mohrenbraten. Unsere zehn Scharfschützen, die würdigen Quadres von zehn würdigen Regimentern, thaten Wunder der Tapferkeit; jeder lud zehn Kugeln in die Büchse und jede Kugel traf zehntausend Mohren, so daß noch viel mehr umgekommen sind, als sich eigentlich im

ganzen Lager befanden. — Die Straßenjungen von Ombrombrosa haben bereits den nöthigen Lärm gemacht und die Prinzessin Blandina zieht mit ihrem Hofstaat zum Stadtthor hinaus uns beiderseitigen Helden entgegen. Eilen Sie daher mit mir, werthester College, und legen Sie ihr Kilian's Haupt zu Füßen. (Er geht mit Amandus ab.)

Truffaldin.

Erfochten ist der Sieg — nun ohne Weilen
Will mit mir selbst ich Kilian's Nachlaß theilen.

(Er geht in Kilian's Zelt.)

Zehnter Auftritt.

Feierlicher Siegesmarsch. Prinzessin Blandina, Pantalon, Amandus, Brighella, Höflinge, Gefolge, die Ombrombrosische Armee — das Volk — treten ein.

Blandina.

Wie schön erfüllt ist all' mein kühnes Hoffen,
Der Feind entflieht, von Feuer — Schwert getroffen.
Erglänzt in Phöbus Golde Wald und Flur,
Ist weggetilgt der wilden Horden Spur!
Du sprachst vom Geist beseelt, ein heil'ger Seher!
Amandus, kühner Jüngling, tritt mir näher.
Zu retten mich von Schmach, gabst Du Dein Blut,
Wie soll ich lohnen Deinen Heldenmuth!
Nur Dir allein verdank' ich meine Krone.
Komm'! sei der Nächste nun an meinem Throne!

Pantalon.

Ach, süßes Herz! — — wer hätte das denken sollen vor Schlafengehen, daß wir noch in der Nacht hier jubiliren sollten unter freiem Himmel! — Vor Freude bin ich mit dem rechten Fuß in den linken Pantoffel gefahren und habe meinen Schlafrock verkehrt angezogen, welches ich blos meinem patriotischen

Entzücken zuzuschreiben und zu verzeihen bitte. Nun! — der Himmel bescheere uns bald eine fröhliche Hochzeit. —

(Wiederholung des Marsches, Alle gehen ab, bis auf Brighella.)

Brighella.

Wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause! — Sein Blut hat er für sie vergossen, sagt Blandina, und wenn er sich nicht am Säbelknopf den Daumen geritzt hätte, als er die Prinzessin salutirte, wär' er nicht um zwei Tropfen Bluts ärmer als vorher! — Wem der Himmel wohl will, dem giebt er's im Schlafe — wenigstens ist dem Monsieur Amandus es über Nacht gekommen, er weiß selbst nicht, wie — wenn ich das Lager nicht angesteckt hätte, wenn meine zehn Scharfschützen nicht — hm — hm — hm — hm —

(Er geht unzufrieden brummend ab.)

Truffaldin

(tritt aus dem Zelt mit Kilian's Krone, Scepter, Tabakspfeife — u. s. w. und spricht im Enthusiasmus):

Ihr Götter — nah' bringt mich mein Herr dem Throne!
— Indeß verkauf' ich Kilian's reiche Krone! —

(Er geht eilig ab, der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Aufzugs.

Ein Brief an Fouqué.

(1817.)

Da Sie, geliebtester Herr Baron! Le Sage's hinkenden Teufel gelesen haben, so werden Sie Sich gütigst erinnern, mit welcher tiefen Verwunderung der berühmte Student Don Cleofas Leandro Perez Zambullo jenen langen, hagren Mann erblickte, der, als Nachtmantel, Negligee, Prunk-Schlafrock, bloß ein kurzes Hemde tragend, in seinem, durch eine schlechte Lampe matt erleuchteten, Stübchen mit starken Schritten auf- und abging. Bald richtete er den Blick starr in die Höhe, bald sah er zum Boden nieder, dann schlug er mit flacher Hand sich an die Stirn, dann focht er mit geballten Fäusten in der Luft — dann stieß er einige unverständliche Laute aus, dann rannte er an den Schreibtisch und prallte wieder zurück. — Hatte Don Cleofas Leandro Perez Zambullo nur ein Quentlein mehr Menschenkenntniß, so bedurfte es keines Teufels, ihm zu erklären, daß jener Mann ein Dichter war, der, einen merklichen Mangel an eigentlicher Schaffungskraft verspürend, denn doch nun durchaus schreiben wollte oder sollte. Sahen Sie, Baron! gestern Abend Ihren gehorsamsten Freund und Diener jenem Manne gleich (obwohl bei weitem besser gekleidet) mit Ihrem sehr werthen Schreiben in

der Hand sein Zimmer nach der Länge und Breite durchmessen; in der That, es wäre Ihnen klar geworden, daß in schriftstellerischer Hinsicht nun eben auch mit ihm nichts anzufangen ist. — Ich soll dieses Jahr etwas für das Frauentaschenbuch schreiben. — Der Aufforderung des gütigen Freundes ist nicht zu widersprechen, das sehe ich wohl ein, aber eben so gut auch, daß, bin ich nicht anmuthig, geistreich, fantastisch, romantisch, witzig, empfindsam, humoristisch, heiter, tief — ja bin ich nicht das Alles, ich mich großer Gefahr aussetze. Mein Beitrag wird als schnöder Lückenbüßer nur unnützer Weise einige Blätter füllen, die jede, um den guten Geschmack (in Kunst und Literatur nämlich) einigermaßen besorgte Frau mit feiner Nadel zusammenheftet, um nicht als ein umgekehrter Nestor (man sehe: Zerbino) wider Willen aus dem Garten der Poesie in die Wildniß seichter Prosa zu gerathen. — Gott, wie quält mich das! — Muß man denn nicht, um in zierlicher, geschmückter Gesellschaft zu erscheinen, ein hochzeitlich oder doch sonntäglich Kleid anziehen, und wie ist es dann, wenn man solches Kleid, eben im Begriff es anzulegen, mit allerlei Werkeltagsstaub beschmutzt oder entfärbt findet? — Mag es auch seyn, daß schon ein einziger Knopf unter dem Kragen, den die, wer weiß weshalb sich plötzlich erweiternde Brust wegsprengte, wider das Dekorum anstößt, und auf dieses halten wir was, Baron! — Jener Dichter, der den Hymnus auf die Freiheit nirgends anders schreiben wollte, als in der Bastille, gestaltete sich in dem Augenblick, als er das äußerte, zum poetischen Fanfaron. (Fanfaronek heißt es in Warschau, wo es viele giebt, aber nicht poetische.) Das Leben stellt seine vier Bastille-Mauern um uns

her, und aus ihnen entwickelt sich ja wohl jener bösartige Stoff, der wie giftiger Mehlthau auf die Flügel einer Psyche fällt, und sie zerfrißt bis zum kraftlosen Einsinken. — Der dem Kerker entschlüpfte Vogel kehrt zurück, um Atzung zu finden, die er, verwöhnt und hülflos geworden, draußen nicht zu finden wußte; auch sprachen die Sänger des Hains zu ihm: Lieber Kleiner! obschon sie unsere Uniform, bunte Klappen und Feder-Epauletts, zu tragen belieben, so zeigt doch ihr miserabler Gesang, daß sie längst auf Pension gesetzt, nicht mehr zu uns gehören. Sie merken, theuerster Baron! daß alle diese rhapsodisch vorgetragenen Gedanken und Meinungen auf nichts anders als auf die kahle Entschuldigung hindeuten, daß, seit der Zeit, da ich wieder in dem Triebrad des Staats lustig zutrete, es mit meiner poetischen Gabe höchst miserabel aussieht, und ich wohl fühle, daß ich gar nicht im Stande bin, Ihnen dieses Mal etwas Würdiges für Ihr, den Frauen zunächst gewidmetes Taschenbuch zu liefern. — Mit den Lauretten und Theresinen ist es nicht allemal gethan, und solcher Erfahrungen im Leben und solcher Zufälle, daß man eben diese Erfahrungen in heitern Farben gemalt wieder findet, giebt es auch überhaupt wenig. —

Eben habe ich, wie Rameau's famoser Neffe, an die Stirne geklopft, und zwar in heller Verzweiflung, jedoch ganz leise bittend und sehr artig gefragt: Ist denn Niemand, Niemand zu Hause? — Aber keine Antwort! — Sie sind sämmtlich ausgegangen, Herren und Diener, ob jemals einer von ihnen zurückkehrt oder ob sonst gute Leute einziehen, das weiß der Himmel! —

Entschuldigen Sie mich diesmal, verehrtester Baron! mit meiner eignen Imbezillität, deren ich mich selbst anklage, andern Leuten entgegen, die niemals etwas anders vermissen wollen, als höchstens das Gedächtniß. Vielleicht kommt mir künftiges Jahr wieder ein Bild vor Augen, das ich in die Gesellschaft der Frauen hineintragen kann.

Ganz und gar

Ihr ergebenster
E. T. A. Hoffmann.

Friedrich von Sallet.

Geb. in Neiße, den 20. April 1812. Gest. in Reichau, den 21. Februar 1843.

Gedichte.

Die Demagogen von Anno olim.

1.

Die Demagogen zogen
Durch's Land Utopia;
Die wilden Locken flogen,
Es staunte, wer sie sah.

Schwarz waren die Barette,
Die Hemdekragen weiß,
Das Antlitz strotzt von Fette,
Der Bart verwirrt mit Fleiß.

Sie schwangen große Knüttel;
So ging's durch Dorn und Schmutz:
Sie brüllten wie die Büttel
In deutschem Jünglingstrutz.

Der Wirth, der mußte pumpen,
Denn sonst kam er in Ver —
Sie soffen tausend Humpen,
Und schrie'n: „Noch einen, Herr!"

Und als sie sehr gesoffen,
Gejodelt und geschmaucht,

Hat sie ein kühnes Hoffen
Von Freiheit angehaucht.

Voll treugesinnter Bierwuth,
Geschmückt mit schwarz=roth=gold,
Mit urteuton'schem Stiermuth,
So sind sie fortgetollt.

Mit Hiebern und mit Fackeln
Und mit verbot'nem Lied;
Die Häuser müssen wackeln,
Wo wild der Haufe zieht.

Sie sprachen kühne Phrasen
Wohl nach dem Cicero;
Das Volk begann zu rasen:
„Den Burschen nach, hallo!“ —

„Laßt uns, ihr Leute, sorgen!
Marsch! auf die Söldner da!
'ne Republik ist morgen
Das Land Utopia.“ —

Der Morgen kam. Die Armen
Wälzten auf Pritschen sich,
Zerbläut von den Gensd'armen,
Gar katzenjämmerlich.

2.

Allein es war ein König
Im Land Utopia,
Der forchte sich nicht wenig,
Da er dies Schauspiel sah.

„Wie zähm ich die Gesellen?“
Sprach er zu seinem Narr'n.
Der schüttelt seine Schellen:
„Die kriegt ihr leicht in's Garn.“

„Die Welt ist rund,
Das Geld ist rund;
Die Welt, die dreht sich um,
Das Geld dreht Herzen um.“

Der König hat begriffen,
Was ihm der Narre sung,
Denn in politischen Pfiffen
War er gescheut genung.

Er ließ die Burschen kommen;
Wie stellten die sich plump!
„Ihr Herrn, wir ha'n vernommen
Von manchem pauvren Lump,“

„Der, daß er, wie natürlich,
Zufrieden nicht, noch satt,
Uns leider ungebührlich
Zu laut geäußert hat.“

„Um solches zu verhüten,
Zu Staatessicherheit,
Sind wir, in Gnad' und Güten,
Zu helfen euch bereit.“

„Wir haben manches Aemtchen,
Das fett macht seinen Mann;
Doch bindet um die Hemdchen,
Ein Halstuch euch fortan.“

„Verschneidet auch die Löckchen,
Wie Leute von Geschmack,
Und statt der deutschen Röckchen
Tragt den gesetzten Frack."

„Auch klingt so exaltiret
So manch fatales Wort,
Das uns schon längst geniret;
Das laßt in Zukunft fort."

„Denn das umhüllt dem Volke
Den richtigen Verstand
Mit einer Nebelwolke,
Als: Freiheit, Vaterland."

„Nur wenn in Noth wir stecken,
Ist solch ein Wörtlein gut;
Damit im Volk zu wecken
Edler Begeist'rung Glut." –

„Gern hören wir euch singen;
Wer singt, thut nichts zumeist;
Doch eure Lieder klingen
Zu stürmisch und zu dreist."

„Darum wir kommandiren,
Daß man ein Lied euch dicht',
Und möge componiren,
Daraus Gehorsam spricht."

„Wenn ihr im Haus des Herren
Nicht g'nug zu singen find't,
So mögt ihr dieses plärren,
Das zeigt euch gutgesinnt."

„So geht auf diesen Pfaden
Zu Amt und Ehren ein!
Das räth' man euch in Gnaden;
Wo nicht — sperrt man euch ein.“

3.

Wie zieht man so manierlich
Der wilden Bären Brut!
Wie tanzen sie so zierlich,
Wenn man sie füttert gut! —

Seht dort im Frack sich ducken
Die kräftige Gestalt!
Aus hellen Augen gucken
Achthundert Thaler Gehalt.

Er spielt am Ordensbändchen
Und spricht zum jungen Mann:
„Ja, so ein junges Fäntchen
Denkt: Alles geht so an!“

„Glaubt mir, der es versteh'n muß,
Da ich's studirte tief,
Daß grade so es geh'n muß,
Denn anders geht es schief;“

„Daß Alles eingerichtet
Nach gutem Recht und Brauch —“
Und wie er dies berichtet,
Klopft er auf seinen Bauch.

Frühlingsverkündung.

Wie von dumpfem Traum befangen
Liegt die Welt in trüber Nacht,
Ohne Wonnen, ohne Bangen,
Ohne Klang und Blüthenpracht.

Horch! da tönt, wildfreudig schmetternd,
Hell der ersten Lerche Sang,
Gleich dem Blitze trifft er wetternd
Und durchzuckt die Erde bang.

Und sie fühlt die Brust sich wogen,
Fesselsprengend schlägt ihr Herz,
Durch die Tiefe kommt gezogen
Frühlingswonne, Frühlingsschmerz.

Süßer Düfte leises Wallen,
Junger Blüthen Freudenwelt,
Wilden Stromes dräuend Schallen
Zu Vernichtungsmacht geschwellt.

Zarten Grünes schüchtern Lauschen
In der Sonne Glutenkuß,
Schauerliches Windesrauschen,
Daß der Hain erseufzen muß.

Blumenwonne, Blumenthränen,
Rosenlächeln, Dornenschmerz,
Nachtigallensang voll Sehnen,
Tiefer Trauer, losem Scherz. —

Herz, mein Herz! du träumtest lange,
Warst dir selber kaum bewußt,
Wie durchzuckt dich nun so bange
Neuen Lenzes bittre Lust.

Posthornklang, wie Lerchenschmettern,
Kündet Liebefrühlingszeit,
Leises Wehen, wildes Wettern,
Hohe Lust und tiefes Leid.

Heißer Thränen wildes Klagen,
Heitern Auges Götterstrahl:
Mache dich gefaßt, zu tragen
All' die Wonne, all' die Qual!

Traum der Liebe.

Es hat der Tag sich matt gemüht,
Die stille Blume: Nacht erblüht;
Hin stirbt des Ruders träger Takt,
Schlaff sinkt die Hand, die es gepackt.

Nun Seele dich nicht länger härm'!
Vergiß der Rhede Schrei'n und Lärm,
Und strecke weich dich in den Kahn,
Und überlaß ihn seiner Bahn!

Er wiegt sich auf den Wellen weit. —
Willkommen, sel'ge Dunkelheit!
Die Haupt und Brust mir kühl umwebt,
D'rin alles Leben sich begräbt.

Leis durch die Nacht der Nachen zieht —
Ich weiß es nicht, wie weit er flieht.
Weh' mir! hart stößt es auf einmal;
Weckt mich der Meister schon zur Qual?

O nein! o schau das süße Licht,
Das zitternd mir die Stirn umflicht!
Wie winkt vom grünen Inselland
Mir aus den Zweigen Hand um Hand!

O Labyrinth von Lied und Blüth',
Das mich umsprüht, umrankt, umglüht!
Blickt denn kein lieber Stern daher,
Mich leitend aus dem Wundermeer? —

Woher du süßes Angesicht,
Du Augenstrahl, wie Weltenlicht?
Aus Blüthe, Stern und Edelstein
Sogst du in dich, was hell und rein.

Ich fühl' es in mein Herze geh'n,
Wie lebendes Erschaffungsweh'n;
In meines Busens wilder Nacht,
Da regt es sich wie Weltenpracht.

Wohin dein süßes Lächeln traf,
Da zucket Leben durch den Schlaf;
Schon reiht sich selig Stern an Stern;
Horch, wie es tönt, so wunderfern!

Und immer heller wird der Drang,
Und immer voller wird der Klang;
Er kreis't und wandelt ab und auf
In wonnigstem Gedankenlauf. —

Wer bist du, also groß und mild,
Daß solch ein Leben dir entquillt?
Du gossest aus des Auges Glanz
In's Herz mir einen Himmel ganz. —

Du wendest dich? — Es dröhnt und klirrt,
Und Stern um Stern zerstiebt, verschwirrt.
Im Herzen ist es wieder Nacht
Und harret bang, ob's noch erwacht.

Entsagung.

1.

Wann von fernen Donnerschlägen
Leis' des Felsen Stirn erbebet,
Dann erwacht ein mächtig Regen,
Und ein alt' Erinnern lebet:

Wie er einst umhergerissen
Ward im Riesenkampf der Kräfte,
Als in wüsten Finsternissen
Zuckten erste Flammenschäfte.

Ha! das war ein lustig Ringen,
Lebenstobend, ungeheuer,
Wie erstickend sich umschlingen
Jene Riesen: Meer und Feuer.

Ungeformte Bergesmassen,
Denen Halt noch nicht geboten,
Durften mit im Kampf sich fassen —
Jetzo ruh'n sie, wie die Todten.

Welch ein Krachen, Gähren, Sieden!
Welch ein Zischen, Wühlen, Schäumen!
Auch dem Felsen war's beschieden,
Lebenstrotzig sich zu bäumen. —

Doch da fuhr von Gottes Bogen
Mildes Licht in Schauern nieder,
Und die leichten Pfeile flogen
Tödtend durch die Riesenglieder.

Ein Versöhnen und Vertheilen
Breitete sich aus gelinde;
Fels muß ewig träg' nun weilen,
Rings umhöhnt vom flücht'gen Winde.

Daß da leben Zwerggeschlechte
Starrt im Tod der Riesen Orden,
Kriegern gleich, die im Gefechte
Plötzlich sind versteinert worden.

Dräuen noch mit wilden Stirnen
Himmelauf, des Zorns Bildsäulen,
Schwingen noch die zackigen Firnen,
Sternen zu, gleich trotz'gen Keulen.

„Und hat der Gewalt'ge droben
Auch den schönen Kampf erstarret,
Mag der Trotz im Stillen toben,
Der auf neues Chaos harret.“

„Doch des Lichtes süßes Kosen,
Nie entmark' es uns die Glieder!
Nur bei Wetterschlag und Tosen
Bricht die alte Fessel wieder.“ —

2.

So tönt es in grollendem Grimme
Tiefinnen aus felsigtem Kern.
Da singen mit säuselnder Stimme
Die Wellen des Meeres von fern.

Und weich aus dem Weichen enttauchet,
So lieblich, gewaltig und groß,
Wie Schäume zusammengehauchet,
Entsteigt's aus dem schäumenden Schooß.

Es wandelt die Siegerin: Liebe,
Die Alles Gebärende, hin,
Und wandelt zu schaffendem Triebe
Den wüsten, titanischen Sinn.

Die ewige Schöne, sie streuet
Die Keime zu lieblichem Seyn;
Allleben nun reget und freuet
Und zeuget sich friedlich und rein.

3.

Welch ein süßes, frisches Hauchen
Hat des Felsen Brust getroffen!
Muß er ganz in Balsam tauchen
Seinen Leib, den harten, schroffen?

Wuchernd junge Rosenbüsche
Weh'n vom Haupt ihm mit Genicke,
Lächeln auf zur Himmelsfrische
Tausend süße Kindesblicke.

Wirre Ranken kosend schlüpfen
Um die Stirne rings dem Alten,
Voller Muthwill sich verknüpfen
Und ihn süß gefangen halten.

Und es rieseln weiche Quellen
An der Brust dem Alten nieder;
Frische Blumenrasen schwellen,
Wecken frohe Lerchenlieder.

„Ließ ich dennoch mich bethören?“
Denkt er, schüttelnd leis' die Locken.
„Schlumm'r' ich nun bei weichen Chören,
Ließ die alten Kräfte stocken?“

„Liebe ward aus altem Zorne
Durch ein süßes Wellenhauchen,
Der, wie einem heil'gen Borne,
Goldne Kräfte nun enttauchen.“

„Ward ich bei dem Rausche schwächer? —
Leben quillt aus meinen Wänden. —
Als der alte, dunkle Rächer
Konnt' ich nicht ein Blümlein spenden.“

„Wie das sprießt und sich entfaltet
Wie das grünt und wächst und schaukelt,
Wie das kräftig sich gestaltet,
Wie das leicht und lieblich gaukelt!“

„Das ist That und Kraft des Lebens,
Nicht des Chaos dumpfes Toben;
Das ist Preis des Heldenstrebens,
Von der Liebe Hand gewoben.“

„Nur von Deiner Hand, der weichen,
Sei mein Thun mir zugemessen;
Nichts wird meinem Glücke weichen,
Und das Chaos ist vergessen.

Was hilft's?

Wenn schwüle Dünste drücken,
Kein frisches Lüftchen weht,
Sich Gras und Kräuter bücken,
Die Blume welkend steht,

Der Baum mit grüner Krone
Nicht frei zu rauschen wagt,
Der Quell mit bangem Tone
Dumpfmurmelnd schleicht und klagt,

Die Welt, so eng beklommen,
Vermag zu athmen nicht,
Weil man ihr weggenommen
Luft, Leben, Himmelslicht!

Was hilft's, wenn in der Pfütze
Die Frösche quakend schrei'n?
Wenn von dem schwanken Sitze
Rohrsperling piepst darein?

Des Storches Klapperklage?
Der Grille Jammermähr?

Des Kuckucks Trauerfrage:
„Licht, kuckst du nie mehr her?

Was hilft's, wenn in den Zellen
Des Hains die Nachtigall
Ausströmt in Silberwellen
Ihr Freiheitsschmachten all'?

Ruft Quaken, Piepsen, Singen
Herbei den Sonnenschein?
Nein! soll die Fessel springen,
Schlägt Gottes Donner drein!

Da muß die Welt erzittern,
Wenn Blitzesschwertschlag zischt,
Da müssen Eichen splittern,
Aufrauscht die Flut in Gischt.

Erst nach gewalt'gem Ringen
Lacht Himmelslicht darein;
Dann mögt ihr wieder singen,
Mögt klappern, quaken, schrei'n! —

Seltsam! Es dünkt gar lichtleer
So manchem Ehrenmann
Die Zeit, und so gewichtschwer,
Daß er nicht athmen kann.

Es ist schon viel geplappert,
Geklagt, gefragt, geschwatzt,
Gekuckuckt und geklappert,
Gequakt, gegrillt, gespatzt;

Selbst edle Freiheitslieder
Haben uns baß ergetzt:
Doch senkt den Kopf hernieder
Wer fühlen kann, bis jetzt.

So send' in unsern Nächten
Herr! deinen Donnerschlag!
Das ist ein Held, der fechten,
Nicht Liedlein leiern mag.

Der nicht am Grübeln kranke,
In dem mehr Kraft, als Witz,
Bei dem That und Gedanke
Eins ist, wie Schlag und Blitz.

Wenn der getobt, gewettert,
Und Eichen hingestreckt:
Dann, lichtumflossen, schmettert,
Singt, zirpt, piepst, reckebeckt!

Waldmusik.

Welches Wunder! es beginnen
Draußen tausend süße Lieder.
Welches größ're Wunder! drinnen
Tönen tausend süß're wider.

Jeder Klang, zum Herzen hüpfend,
Findet drinnen den Gesellen;
Lächelnd, durcheinander schlüpfend,
Plätschern sie durch Wohllautswellen.

Singt es draußen, singt es drinnen?
Oder singt es allerorten?
Bin ich's selber? Oder spinnen
Zweig' und Blüthe sich zu Worten?

Nun, so will ich niedertauchen,
Und nicht weiter darnach fragen,
Heiß nur in die Frische hauchen
Wunderseligstes Behagen.

Der erwachte Schmetterling.

Es lag, verpuppt in dichter Nacht,
Der Schmetterling in Träumen,
So Blumen blüh'n in lichter Pracht,
In frühlingsbunten Räumen.

Die Sehnsucht wuchs im Stillen groß
Und ward zu hellen Schwingen,
Er machte sich der Hüllen los,
An Licht und Duft zu dringen.

Und was er hell in Träumen sah
Der Blumen bunt Gemische,
Stand auf den Flügelsäumen da
In lichter Farbenfrische.

Da öffneten den süßen Mund
Die Blumen, hold beklommen,
Der that mit leisem Grüßen kund:
„Ei, Bruder, schön willkommen!“

„Wir hielten dich verwundert, ach!
Schon fast für unsrer eine,
So glänzt dein Flügel hundertfach
Vom Blumenaugenscheine."

„Du ahntest uns im hellen Traum,
In deines Schlummers Grüften:
Komm' an des Busens Wellenflaum,
Und schwelg' in süßen Düften."

Die entdeckten Spitzbuben.

In einem abgelegenen, schlechten Wirthshause einer österreichischen Stadt saß ein fein angezogener, junger Mann, mit einer Brille auf der Nase, eine halbe Flasche Wein vor sich und starrte emsig auf ein Buch. Ob er wirklich darin las, darüber konnte man in Zweifel seyn, denn oft wandte er seine Augen davon ab und blickte tiefsinnend auf die Decke oder den Fußboden des räuchrigen Zimmers; dann flog ein zufriedenes Lächeln, als ob er gefunden, worüber er sann, über seine Züge und er las eine halbe Zeile weiter, worauf er wieder in langes, tiefes Sinnen verfiel. Auf diese Weise mochte er in drei Viertelstunden eine Viertelseite gelesen haben, als zwei junge Männer eintraten, die in ihrem Wesen etwas Keckes und Verwildertes hatten, und sich in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers setzten, wohin ihnen der Wirth verdrießlich eine Flasche Wein brachte.

Der feine, junge Mann, ein Fremder aus Norddeutschland, der in der Welt umherreiste, um durch das Studium des Volkslebens und Volksgeistes seine allgemeine Bildung zu vollenden, maß die Eingetretenen mit einem forschenden Blicke und freute sich ihres auffallenden Aeußern, da er hoffte, endlich einmal Stoff zu interessanten Bemerkungen gefunden zu haben. Denn in der Regel ging's ihm mit

seinem Volksstudium schlecht. Wenn er sich auch voll Wißbegierde in's Gedränge und niedre Wirthshausleben mischte, so kam ihm dann immer Alles, was die Leute sprachen und thaten, so alltäglich und gemein vor, daß er in der Regel seine Zuflucht zu dem schon erwähnten Buche nahm, um der Langweile zu entgehn; sei es nun, daß Alles wirklich so gewöhnlich und uninteressant war, oder das er selbst durch zu vielen Umgang mit Büchern den richtigen Blick für Menschen verloren hatte. —

Heut aber sollte es anders werden. Die Verwilderten begannen, ohne auf ihn zu achten, folgendes merkwürdige Gespräch:

„Nun, Mauser, erzähle mir in Ruhe, zu welchem Resultat Du in Deinen Studien gelangt bist."

„Zu dem erfreulichsten, Müller; höre nur! Du weißt, daß ich schon lange auf den Zaberl'schen Durchgang von der Person zum Staat*) aufmerksam war. Ich wußte, daß die Säure**) einen bedeutenden, allgemeinen Maßstab liegen hatte, auch wo. Ebenso war mir der zum Bewußtseyn gekommene Raum***) bekannt, wo die Säure regelmäßig anderswo und die Basis nebst ihrer einzigen Menschenmöglichkeit allein war."

„Nun, und weiter?" fragte der Andere erwartungsvoll. —

Der feine, junge Mann aber hatte indeß scharf aufgehorcht, es durchzuckte ihn ein Schreck, er wendete sich um, und, sich stellend, als ob er weiter läse, zog er eine zier-

*) Familie.
**) Säure und Basis: Mann und Frau. — Allgemeiner Maßstab: Geld.
***) Die Zeit. — Menschenmöglichkeit: Kind.

liche Brieftasche hervor und schrieb schnell nach, was er gehört hatte.

„Mit dem festen Vorsatz,“ fuhr Mauser fort, meinen Willen in dem allgemeinen Maßstabe der Säure in die Objectivität zu übersetzen, überfiel ich die Basis. Du kennst meine praktische Fertigkeit. Es kam nur darauf an, Säure und Menschenmöglichkeit zu verhindern, ein zu starkes in sich selbst Erzittern der Materie hervorzubringen.*) Dies geschah schnell vermittelst einiger Tücher und Bänder, und in der Dunkelheit entkam ich mit dem allgemeinen Maßstabe der Säure.“

„Wie? Und Du hast Basis und Menschenmöglichkeit gewaltsam an der Respiration verhindert zurückgelassen?“

„Ja wohl.“

„Aber bedenke, daß dies vielleicht eine unendliche Negirung ihrer Subjectivität herbeigeführt hat.“

„Meinetwegen.“

Ich bewundere Dich, Mauser! Aber Du bist tollkühn. Was mich betrifft, so begnüge ich mich stets damit, die Eigenthumsrechtsfähigkeit nicht anzuerkennen, nie aber riskire ich es, Subjectivitäten unendlich zu negiren. Bedenke, wenn das Gesetz einmal sich durch Negation Deiner Negationen an Dir zur Positivität erheben will, so kann es nur durch unendliches Negiren Deiner eignen Subjectivität geschehn. Graut Dir davor nicht?“ —

„Ach Possen! Da müsse man kein Genie seyn und nicht unter bornirten Stockphilistern leben. Aber sei kein Cameel und trinke! Laß uns von unsern ernsten Studien schweigen, denn ich will heut einmal lustig seyn. Laß uns

*) Zu stark schreien.

der fidelen Zeiten gedenken, da wir noch in B. Collegia schwenzten.“ —

Hier steckte der feine, junge Mann seine Brieftasche ein, bezahlte dem Wirth und verließ hastig das Zimmer. Die beiden Verwilderten ließen sich noch eine Flasche geben; der Wirth brachte sie kopfschüttelnd und brummte für sich:

„Uhnsinnig kscheute Leute sind's, denn man kann kahn Sylben verstehn, wann sie conversiren. Hätten's nur nit die Mützen so statskfährlich schief aufksetzt, das schaut gar zu verdächtig aus. Aber ihre Kscheutigkeit, die geht bis in's Uhnsinnige hinüber. Wann's nur kahne Hexenmeister ssind!“ —

Plötzlich sangen einige Straßenjungen vor dem Fenster: Nadrer da, Nadrer da!

Der Wirth, der verdrießlich träumend dagesessen hatte, fuhr von seiner Bank auf; Mauser und Müller erbebten und suchten ihren Schreck zu verbergen.

Es wurde stark an die Thür gepocht und herein stürzte der feine, junge Mann. Zwei lange, braune Röcke folgten ihm andächtig nach.

„Hier, meine Herren,“ rief der Fremde, „hier sind die Verbrecher.“

Die langen Braunen knöpften sich auf, unter der braunen Schale erschien ein hechtgrauer Kern. Hechtgrau ist eine Schreckensfarbe; der Wirth, seine Kappe in der Hand, stand vernichtet. Die Verwilderten suchten ihre Angst unter Trotz zu verbergen.

„Lesen's noch ahnmal vor, was die Herrn ksagt,“ sprach ein Hechtgrauer mit fürchterlicher Stimme.

Der Fremde zog seine Brieftasche hervor und las: „Du weißt, daß ich schon lange auf die Zaberl'sche Familie auf-

merksam bin. Ich wußte, daß der Mann viel Geld liegen hatte, und wo. Ebenso war mir die Zeit bekannt, wo er regelmäßig anderswo und die Frau nebst ihrem einzigen Kinde allein war. Mit dem Vorsatz, mir sein Geld anzueignen, überfiel ich die Frau. Du kennst meine praktische Fertigkeit. Es kam nur darauf an, sie und das Kind am Schreien zu verhindern. Dies geschah schnell vermittelst einiger Tücher und Bänder." —

„Holt!" rief der wortführende Hechtgraue. „Welcher Herr hat das ksagt?"

„Der da, der sich Mauser nennt," rief der feine, junge Mann.

„Was, Herr Wirth, hat er das ksagt und haben's ruhig ahng'hört?"

„Verzeihen's!" stammelte der Wirth, „schaun's! die Herrn haben gar ahn confuses G'wäsch conversirt und i hab nix davon verstanden und hab's halter für uhnsinnige K'scheutigkeit g'halten. Aber von Geld und aneignen haben's nit g'sprochen. I hab nur von Säure und von ahnem allgemeinen Maßstab g'hört."

„Ganz recht," rief der Fremde. „Die Herren haben sich wohl gehütet, sich populär auszudrücken. Säure heißt Mann, Basis Frau; der allgemeine Maßstab ist Geld; Menschenmöglichkeit ist Kind, denn ein Kind ist ja nichts, als die Möglichkeit zu einem Menschen."

„Ahn Kind ahne Menschenmöglichkeit? Das ist die Menschenmöglichkeit! Aber hören's, woher wissen's dann so gut die Spitzbubensprache, mein Herr?" fragte der Hechtgraue bedenklich.

„Spitzbubensprache?" rief der feine, junge Mann entrüstet. „Es ist keine Spitzbubensprache, mein Herr, es ist

die Sprache der Philosophen, die von diesen saubern Herren zwar verstanden, aber gänzlich mißverstanden und zu schlechten Zwecken entweiht wurde."

„Philosophen! Das sind gewiß Croaten oder so ahn G'sindl?" sprach der Wirth.

Der Fremde warf einen zornglühenden Blick auf den Ungebildeten und rief:

„Ich bitte Sie, meine Herren, diese beiden Verbrecher zu verhaften. Ich mache mich anheischig, zu beweisen, daß ich ihre Reden richtig gefaßt." Hier zog er sein Buch hervor und klopfte, schon im Voraus triumphirend, mit der Hand auf den Deckel. „Was aber diesen ungebildeten Wirth betrifft, so konnte er in seiner absoluten Bornirtheit freilich nichts davon begreifen; er ist ganz unschuldig. Aber hören Sie weiter!" —

„Lesen's, mein Herr!" gebot der Hechtgraue. —

Dieser andre Herr, Müller mit Namen, antwortete Mausern:

„Wie? Du hast Frau und Kind geknebelt zurückgelassen? Bedenke, daß Du sie dadurch vielleicht ermordet hast. Meinetwegen," antwortete Herr Mauser mit beispielloser Frechheit, worauf Herr Müller entgegnete: „Ich bewundre Dich, Mauser, aber Du bist tollkühn. Was mich betrifft, so begnüge ich mich stets mit dem Stehlen, nie aber riskire ich es, Leute zu ermorden. Bedenke, wenn sich das Gesetz einmal durch Bestrafung Deiner Verbrechen an Dir bethätigen wird, so kann dies nur durch Hinrichtung geschehen." —

„Hier verließ ich das Zimmer um Sie, meine Herren, schleunigst zu holen. Ich weiß daher nicht, welche Ruchlosigkeiten ferner gesprochen worden sind. Ich bitte Sie nun, diese Verwilderten dem Gesetz zu übergeben."

Die Verwilderten, die schon oft versucht hatten, den Lesenden zu unterbrechen, schrieen nun durcheinander, daß es unerhört sei, ihren wissenschaftlichen Abhandlungen solch einen schändlichen Sinn unterzuschieben, mußten aber dem Befehl der Hechtgrauen gehorchen und wurden zur Untersuchung abgeführt.

Der Wirth blieb in dumpfem Hinbrüten zurück:

„'s ist erstaunlich! aber i hab's gleich gsagt," weiter konnte er nichts vorbringen.

Einige Zeit darauf setzte der feine, junge Mann seine Reise weiter fort, und zwar, da Wetter und Gegend schön waren, zu Fuß. Er schritt leicht dahin und sang:

Willst du der Bildung Zweck erfüllen,
Nicht Willkühr, sondern Freiheit such';
Thu' stets den allgemeinen Willen,
Dann, Jüngling, bist du frei genug. —

Da erblickte er plötzlich, auf einer Anhöhe seitwärts, einen Galgen, und daran hingen im Strahl der Morgensonne die beiden Verwilderten. Er stockte, überwand aber durch Vernunft die Regung der Menschlichkeit, und sich abwendend ging und sang er weiter:

Vernünftig ist, was wirklich ist,
Und wirklich, was vernünftig;
Mit dem Bestehenden den Zwist
Vermeide, Jüngling, künftig!
Die Gegensätze bring' zur Einheit,
Zur absoluten Allgemeinheit.

Eduard Ferrand. = Eduard Schulz

Geb. zu Landsberg an der Warthe, den 23. Januar 1813.
Gest. zu Berlin, den 23. Oktober 1842.

Eine Erinnerung.

Fragmente.

---

1. Meerfahrt.

Was holde Wirklichkeit mir damals war,
Tritt wieder vor die Seel' erinn'rungsklar.

Ich denke, wie auf abendsonniger Fluth
Zum ersten Mal wir Brust an Brust geruht.

Fern ragt' ein Eiland im weitblauen Raum —
Dort baute Hütten unser schönster Traum.

Des Ufers leuchtend Kreidefelsgestein
Erglänzte warm im letzten Abendschein.

Lindfreundlich Wehen trug von dort uns zu
Liebliche Grüße heimathseliger Ruh'.

Ich lag in Deinem Arm in stummer Lust,
Zwiefach gewiegt, vom Meer — von Deiner Brust.

---

2. Vorabend.

Von fern herüber rauschte dumpf das Meer,
Die Linde draußen warf sich hin und her,

Schwankende Zweig' in's off'ne Fenster neigend.
Im Lufthauch zitterte der Lampe Schein,
Warmduftiger Regen sprüht' in's Kämmerlein —
Wir saßen bei einander ernst und schweigend.

Ich scheide morgen — sehnendheiß geschwellt
Entgegen jauchzt mein Herz der hellen Welt —
Lockenden Auges lacht mich an die Ferne.
Du bleibst zurück, so einsam herzallein —
Dein Blick erglänzt in stillem Thränenschein,
Verschwimmend trübe, wie umwölkte Sterne. —

Da hast Du plötzlich Dich zu mir gewandt,
Du reichtest mir die weiße, weiche Hand —
Sie puls'te warm und zitternd in der meinen.
Dein Auge sah mich an heißinnigen Blicks,
Als glüht' es noch im Nachglanz ersten Glücks,
Dann neigtest Du das Haupt in heftigem Weinen.

— Ein muntrer Wanderbursche schritt mein Geist
Schon durch die Ferne — da, Du Süße, reißt
Zurück ihn wieder ungestümes Sehnen.
Dein bleich erhitztes Köpfchen, kosendlind,
Schmieg' ich an meine Brust, Du weinend Kind,
Mit heißen Küssen trocknend heiße Thränen.

---

3. Wiedersehen.

Ein heitrer Kreis! — Der Himmel klar und blau!
O Lust, auf frischeduftiger Wasserau,
An blühenden Ufern leicht dahin zu gleiten.
Hell lag die Abendsonne auf dem Fluß,

Zu glühen schien er ihrem Scheidekuß —
Du sahst mich an, Du dachtest schöner Zeiten.

Der Strom zog leuchtend seine Spiegelbahn;
Du lehntest sinnend Dich zurück im Kahn —
Du träumst — die grünumbuschten Ufer schwinden:
Das Meer — ein Eiland — fern herüber ragt's!
Und in der Gramnacht Deines Herzens tagt's —
Willst Du, was längst verwehte, wieder finden?

Wir sah'n uns wieder — wie so anders war's,
Und ob auch nur der Fittig eines Jahrs
An unsern Häuptern rasch vorüber streifte.
Mit Deinem eignen Herzen triebst Du Spiel,
Und Deines Lebens schönste Knospe fiel,
Eh' sie erblühte, eh' zur Frucht sie reifte.

Du schweigst — wir Andern nicht; welch ein Geschwirr
Muntern Geredes, Lachens, bunt und wirr!
— Wohl wußt' ich, daß ich heut Dich wiedersähe!
Doch wenn mein Mund auch glühende Worte spricht,
Die alten Herzensworte sind es nicht —
Es haucht so fremd mich an in Deiner Nähe.

Die alte Zeit, Du fühlst es, sie entschwand.
Du wendest Dich zum Bord, es wühlt die Hand
Plätschernd in abendgold-durchgoss'nen Wellen:
Ich aber fühle, und Du ahnst es nicht, —
Scheu lächelt mir ein rosig Angesicht —
Wie blühende Wünsche meinen Busen schwellen.

Schon lehnt der Kahn sich an den grünen Strand,
Ich biete sorglich stützend Dir die Hand —

Du dankst mit einem Blick voll herbem Harme;
Und ohne umzublicken, schreitest Du
Allein dem nahen Dorfe zu.
Ich folge — eine Andr' an meinem Arme.

---

4. Nach Jahren.

Könnt' alte Gluth ich aus der Asche wecken,
Erfüllen würd' es mich mit süßem Schrecken.
Kalt hat des Lebens Welle weggespült,
Was wir erhofft, ersehnt, geträumt, gefühlt.

Dem Dunstbild gleich auf öden Wellenräumen,
Glänzt jener Traum mich an in meinen Träumen;
Dann flammt mein Herz — bis bleiches Morgenlicht
Kaltspöttisch weckend küßt mein Angesicht.

Denk' ich an jene Wonnen, jene Schmerzen —
Wie ward ich nur so fremd dem eignen Herzen!
Wie liegt mir Alles doch so dämmerweit —
Du schlimme Zaub'rin, tückischarge Zeit!

---

5. Der Brief.

Ihr, der Jugend holde Lustgefährten:
Wünsche, Träume, ihr so lang' entbehrten,
Sendet ihr mir diesen ernsten Boten,
Still zu mahnen mich an euch, ihr todten?

— Selten dacht' ich Deiner. Jungem Glücke
Glühten froh entgegen meine Blicke.

Ueber todter Asche längst zusammen
Schlugen stürmisch, meint' ich, andre Flammen.

Fast vergessen wähnt' ich Dich zu haben —
Aber nun: — gestorben und begraben!
Und dies Todeswort, zu neuem Leben
Hat es meinem Herzen Dich gegeben.

Du, die jugendschöne, nah'st mir wieder
Und die Brust durchhallen alte Lieder.
Als Du lebtest, mocht' ich wohl Dich meiden,
Von der Todten kann das Herz nicht scheiden.

Doch wie einst nicht mein' ich Dich zu sehen —
Aus dem Auge blickt ein stummes Flehen —
Was Dir schmerzlich auch das Herz mag pressen:
Still, o still! Ich habe jetzt vergessen.

---

6. Liebeszauber.

Ich kann's nicht denken, daß sie Dich begraben,
Daß diese Augen sich geschlossen haben —
Vom Lichte träufend, lächeln noch die klaren
Mir sonnig in die Seele wie vor Jahren.

Die heiße Rose Deines Mund's verdorrte —
Gesproch'ne Küsse waren seine Worte!
Die Flamme Deines Herzens ist verlodert,
Dein schwellendsüßer Leib zerstäubt, zermodert? —

Ich kann's nicht denken, daß in fernem Städtchen
Im kält'sten Bette schläft mein glühend Mädchen;

Ich kann's nicht denken — liebestürmisch streite
Ich mit dem Tod um seine süße Beute!

O komm — wir spotten sein — in meine Arme
Zwing' ich Dich mir herauf, die lebenwarme!
O laß sie reden, daß Du sterben müssen —
Flammt meine Seele doch von Deinen Küssen!

---

7. Der Stern.

Auf Geist und Herzen dumpfe Schwere,
Sah trüb' ich in der Lampe Schein —
Da, wie ich mich zum Fenster kehre,
Liebfreundlich glänzt ein Stern herein.

Er ist es, der trautholde Zeuge
Aus schöner Zeit — er blickt mich an,
Als wüßt' er, was ich längst verschweige,
Wovon ich kaum noch träumen kann.

— Eins haben wir in seligen Träumen
Zu diesem Stern emporgesehn,
Wenn unter duftigen Lindenbäumen
Wir gingen in des Abends Wehn.

Hell durch die mondbeglänzten Blüthen,
Die dunkeln Blätter, schwamm sein Schein,
Als lauscht' er uns in die erglühten,
Jungfreudigen Herzen tief hinein.

— Als Du noch lebtest, ruhig dacht' ich
Mit leiser Sehnsucht wohl an Dich —

Jetzt, wie aus taubem Schlaf erwacht' ich,
Jetzt war es mir, als riefst Du mich.

Schatten von Worten — froh erbangend
Trinkt euch das Herz mit stummem Ohr,
Und sehnend breitet und verlangend
Der Geist gewaltige Arm' empor.

Er sucht Dir schwindelnd nach zu klimmen
Durch tief verhüllter Fernen Raum —
Bald ruft die Welt mit grellen Stimmen
Ihn wach aus seinem heißen Traum.

Doch schmeichelt in das Herz sich süße,
Traumhelle, lieblichlinde Ruh,
Als winktest Du mir lichte Grüße
Von jenen stillen Höhen zu.

---

8. Du lebst.

Du lebst in meinem Leben noch wie immer —
Erinn'rung zeigt dem Geist Dich lächelnd noch,
Verklärt von süßer Anmuth Blüthenschimmer —
Noch drückt Dich nicht der Zeit wuchtschweres Joch.

Du lebst, Du blühst wie sonst — ich flüchte träumend
Gar oft zu Dir aus wirrer Welt Gewühl;
Wohl wallt das Herz nicht mehr gluthüberschäumend,
Mir wird dann lieblichmilde, ruhekühl.

Wie leis' auf sommerwelk durchhitzte Matten
Nach rosigem Abend Dämm'rung still sich senkt:

So auf mein heißes Herz sinkt holder Schatten,
Wenn es so ganz, so voll an Dich nur denkt.

Was mich gedrückt, gequält, — verweht und schwindet —
Mein unruhpochend Herz, zur Ruh', zur Ruh'!
Es ahnt wohl, wen in schönem Traum es findet?
— Ich lächle — Traum schon deckt mein Auge zu. —

9. Ein Traum.

Die Lampe glimmte fort, todtbleichen Scheins,
Schlafstumme Ruh' lag auf der weiten Stadt.
Ich stieß die schaale Neige fort des Weins,
Das heiße Antlitz senkt ich sinnend-matt.

Da weht ein Grau'n mich an — ich sah mich um —
Und Du stehst neben mir und blickst auf mich,
Wie Frag' erharrend, aber düsterstumm —
Ich bebte, meines Geistes Wang' erblich.

Du kamst in jenem mir so lieben Kleid',
In dem ich Dich zum ersten Mal gesehn;
Um Deinen Mund ein leiser Zug von Leid
Ließ Dunkles mehr errathen, als verstehn.

Das weiße Kleid, ich hab' es einst geküßt —
Jetzt scheint es mir so seltsam schauerfremd.
Du stehst wie lebend vor mir — doch mir ist,
Als rauscht' um Dich das starre Todtenhemd'.

Du neigst Dich zu mir, fassest meine Hand —
Dein einst so süßer Mund durchgrausend kalt!

Mir stockt das Herz, das selig liebentbrannt,
Liedschwanger sonst entgegen Dir gewallt.

Ich fuhr empor — der Schauertraum entschwand.
Doch weht es noch um mich wie Geistergruß:
Ich fühl' in meiner Hand bleichkalte Hand
Und meine Lippen kühl von Deinem Kuß. —

---

10. Noch ein Traum.

Was willst Du nur — das Auge wendet sich,
— Scheu vor dem eig'nen Blick — Dich nicht zu schauen —
Mit Lusterinn'rung streitet Todesgrauen —
Was willst Du nur — warum verstörst Du mich?

In meine Träume drängst Du bleich Dich ein,
Du ruhest kalt mit mir auf einem Kissen —
Was mir das Leben und der Tod entrissen,
Was ich ersehnte, so nur wird es mein? —

Was willst Du? — Soll mit matten Thränen noch
Dein dürrberas'tes Grab ich überthauen?
Die Thräne stockt vor ernstem, eisigen Grauen —
Dein Grab, ich sah' es nie — und seh' es doch.

Der Herbstwind spielt im dünnen, falben Gras —
Wer denkt noch an der Fremden Ruhestätte?
Du schlummerst einsam in dem kalten Bette,
Von Thau und Reif nur wird Dein Hügel naß.

Und kommt der Lenz mit Duft und Sonnenschein —
Er einzig nur wird mild Dir Blumen bringen,

Das Heimchen nur wird Schlummerlieder singen —
Du aber schläfst im dunklen Grab — allein!

— Wir waren jung; verwandelt hat die Welt
Dem Blick sich wie ein Gaukeltraumgebilde,
Seit Deine Schön' und Anmuth, Huld und Milde
Nicht mehr mit stillem Glanze sie erhellt.

Was willst Du? Laß mich gehen meinen Pfad,
Laß zuschau'n mich des Lebens ernstem Spiele,
Bis ich die Schwelle fand am dunkeln Ziele,
Die lieb mir ist, weil sie Dein Fuß betrat!

---

11. Mein!

Des Gartens denk' ich mit den laubigen Hecken,
Der Stunde, wo Du neckend zu verstecken
Vor meiner Sehnsucht Augen Dich gewußt.
Schwül lag die Sommersonne auf den Beeten,
Und müde, überhitzte Lüft' umwehten
Mit heißem Fittig Dir die heiße Brust.

Du sahst mich nah an Dir vorübergehen,
Du lauschtest, lachtest stumm bei meinem Spähen —
Scharfaugige Liebe, bist Du doch so blind? —
Durch grüne Nacht lieblächelten zwei Sterne,
Umsonst — ich suchte zweifelnd in der Ferne —
Und mir im Arme lag mein rosig Kind!

— Du bist gestorben — und doch ist mir immer,
Als müßtest Du im Jugendmorgenschimmer

Wie damals noch mir heimlich nahe seyn —
Du hast Dich nur versteckt — bald wirst Du blühend
Hell lachend mich umschlingen, lebenglühend,
Nun wieder mein, für Ewigkeiten mein!

12.

Ich fühl' es wohl — Du bist mir geistig nah',
Ob auch mein irdisch' Auge Dich nicht sah'.

Wenn froh auf Weib und Kindern weilt der Blick —
In Nacht und Schatten weichst Du stumm zurück.

Doch sitz' ich einsam bei der Lampe Schein,
Da ist mir oft, als wär' ich nicht allein.

Da seh' ich Dich — da schaut aus Deinem Blick
Schmerzvolle Klage um verlornes Glück.

Du Ros' im Lebensgarten, glühend roth,
Wie brach Dich früh der ernste Gärtner Tod!

Mir, Bleichverblühte, lebst Du blühend jung
Im heiligen Leben der Erinnerung. —

Ein Frühlingstraum.

1.

Weil ich wieder, wie schon oftmals,
Etwas spät die Heimath grüßte,
Weil ich statt des Abendsternes
Meinem Pfad zu holder Leuchte
Mir den Stern des Morgens wählte,
Willst Du schmollen, willst Du grollen,
Willst umwölkten Angesichtes
Mit den liebemilden Augen,
Die sonst frühlingsfreundlich lächeln,
Mir in's helle Herz gewittern —
Liebste, das gelingt Dir nicht.

Jener Morgenfreuden denk' ich,
Die in unsrer Liebe Brautlenz
Ich genoß, geduldig duldend.

Kaum im Osten bebt ein Schimmer
Ueber dunkler Häuser Dächer,
Ueber öder Straße Dämm'rung,
Horch! da pocht es an mein Fenster,
Daß ergrimmend klirrt die Scheibe —
Weh'! es reißt aus schönstem Traume
(Wie ich gestern ihm geboten)
Mich der Nacht getreuer Wächter,
Heischend vier versproch'ne Groschen.

Während ich bedeutsam gähne
In nicht morgenheller Laune,
Rüst' ich zum Naturgenuß mich;
Dumpfen Sinn's durchlauf' ich Straßen,
In halbdunkler Zimmer Wirrniß,
Wo verträumte Lampen brennen,
Wünsch' ich gähnend guten Morgen —
Wünschte lieber gute Nacht.

Und Du lachst und schiltst den Träumer.
Liebe Sippschaft, gute Freunde,
Alle, schönen Tags Genossen
Schütteln wundernd ihre Häupter.
Doch zum Wagen! — wachend träum' ich
Weiter jenen schönen Traum.

Und wir kommen an zum Orte
Reiner, ländlich stiller Freuden,
Steigen auf des Hügels Höhen,
Watend tief in gutem Sande;
Sehen ob Kartoffelwäldern
Längst schon aufgegang'ne Sonne;
Gähnen Alle d'rauf Bewund'rung,
Gehen Alle wohl befriedigt
Zu dem ländlich schlichten Frühmahl.
„Sonnenaufgang!" — „„Schlechter Kaffee!"" —
„O Natur!" — „„Weh'! alte Semmel!""
„Welch' Entzücken!" — „„Dünne Milch!"" —

Also nicht, o Vielgeliebte,
Mag man eines schönen Morgens
Hier genießen — man genießt ihn
Besser, wenn man sänftlich schlummert.
Aber dann, wenn man der Stunde

Sonst so widerwärtig träge,
Lahme Schritte spornbeeilte,
Daß dem Abend gleich der Morgen
Wunderbar zu folgen schien:
Dann durchhaucht, durchfrischt, durchleuchtet
Uns des Morgens höchste Wonne;
Und die lustgetränkte Seele
Schwillt dem Himmelslicht entgegen,
Das die Erde segnend küßt.

Dann das lampenmüde Auge
Wach im Morgenhauch zu baden,
Dann mit munter hallendem Schritte
Durch verschlaf'ne Straßen wandern,
Wo der Flieder weiche Düfte
Ueber Gartenmauern streut, —
Wo mit freiem Liederjauchzen
Aus dem engen Fensterkäfig
Nachtigall den Morgen grüßt —
Dann in rothem Glanz erglühen
Nachthauchtrübe Scheiben sehn,
Still zu blumumblühten Fenstern
Aufzuschaun, wo holde Mädchen
Rosig, schlummerglühend ruhn,
Und in vollen, vollen Zügen
In die schwüle Brust zu trinken
Deinen Athem, junger Tag: —
Sieh', das nenn' ich Morgenlust!

2.

Laß Dir einen Traum erzählen,
Welcher heut den Geist noch schimmernd,
Blumenduftig mir durchweht.

Sieh, mir war: ich ruht' in einem
Blühenden Garten, lenzgemuthig,
Hell das Herz und hell das Auge;
Und der Garten mahnte traulich
Mich an jenen stillen Blühplatz
Hinter schlichtem Vaterhause
In der lieben Heimathstadt.

Auf dem sonnigduftigen Rasen
Lag ich sanft, behaglich müde,
Vor dem Mauerwandspaliere,
Wo die Rebe blühend rankte.

Weh! sie war höchst melancholisch,
Meine sonst so heitre Freundin,
Wie ich's war, als helle Liebe
Mir das junge Auge trübte.
Und sie weinte stumm und leise,
Weinte bitterlichste Thränen
Aus den großen Knospenaugen.
Als ich wundernd sie betrachte,
Mitgefühlvoll, herzerschüttert,
Hör' ich seufzerliches Schluchzen
Mir zu Füßen, und ich lausche:

„O, daß ich, der Unglückselige,
Nieder'm Unkraut zugesellet,
Scheu zu Dir nur, der Holdhohen,
Mühevoll aufblicken kann,
Während ich, nach Höh'rem strebend,
Weltbeglückung heißersehnend,
Trostlos, rathlos mich verzehre!
Welch ein Loos ist mir geworden,

Mir von Selbstgefühlqual-Wunden!
Schnöde Regenwürmer schlängeln
Sich durch meine zarten Wurzeln;
Eine ganz gemeine Raupe
Zehrt an meinen Blättergliedern;
Traurig muß ich so verkommen
In der Welt, der kalten, rauhen,
Die Talent, Beruf verachtet, —
Und Du bleibst mir ewig ferne!
Deines Ruhms voll ist die Erde,
Auf den Wahnwunsch schon verzicht' ich,
Einmal Deiner werth zu seyn.
Hätt' ich nimmer Dich verlassen
Trauter, heimathlicher Wald,
Wo ich herrschte, wo ich aller
Blumen Herr und Meister war!"

Und sie lauscht der stillen Klage,
Wie die Fürstin, heimlich liebend,
(In verschiedenen Romanzen)
Auf den schönen Pagen huldblickt,
Schaut die hohe, sehnsuchtschmerzvoll,
Thränenschauertrüben Auges
Diesen edlen Blumenjüngling,
Der so düstre Liebesklagen
Auf zur holden Herrin duftet.

Rebe ringt die Rankenarme,
Weint, wo möglich, mehr als früher,
Möchte neue Augen treiben
Eiligst, um noch mehr zu weinen;
Und die Tropfen regnen nieder,
Stäuben hierhin, stäuben dorthin,

Leicht verweht vom Frühlingswinde,
Träufen lind auf Tausendschönchen,
Tulpe, Veilchen, Sonnenblume,
Lilie, Rose, Aster — Alle,
Die ich in dem bunt'sten Kranze
— Zeitgeschieden, traumverbunden —
Blüh'n auf jenem Beete sah.

Tausendschönchen sah verdrießlich,
Wie ein Mädchen auf dem Balle,
Wenn der heimlich Herzerkorne
Sie nicht sieht, nach Andern blickend.
— Ei, wie lächelt sie jetzt lockend,
Freudeschimmerüberstrahlet,
Hebt das holde Blüthenhäuptchen
Trutzig-lieblich, und der Falter,
Der der prunkend stolzen Tulpe
Eben noch Visite machte,
Kann am ländlich holden Kindchen
Gar nicht satt sich sehn — er naht ihr —
Wie er flüstre, trau' ihm nicht!

Und die Tulpe wird vor Aerger
Röther noch, als sie gewesen —
Sieh, da tropft es duftig nieder —
O, wie blickt sie still beruhigt,
Adlig würdigen Freudelächelns!
Denkt sie jener schönen Zeiten,
Welche leider längst dahin sind,
Wo sie aus dem Blumenpöbel
Ragt in angeborenem Glanze?
Neue Zeit, du mußt dich schämen
Vor der alten guten Zeit! —

Veilchen, traf auch dich ein Tropfen
Jener duftigen Labethränen?
Bietest schüchtern den bescheidnen
Blumenkelch zum ersten Male
Keusch der Sonne Flammenblick? —

Sonnenblume, wie? du starrest
Mit dem etwas dummen Antlitz
Nicht hinauf zur Himmelsfürstin?
Neigst zur Rebe dich — dir dämmert
Wohl ein Ahnen: wie sie sauge
Satt sich an der Sonne Strahlen,
Daß sie mild uns schenken könne
Eine flüssige Sonnengluth! —

Blasse Lilie, du erröthest,
Wie die Jungfrau, süß erbangend,
Vor dem scheuen Traum erröthet,
Der sie kosend Nachts geküßt.

Holde Rose, trübe blickst du,
Und ich lausche — Bienensummen,
Sperlingzwitschern — hat die Schönheit
Keinen würdigen Sänger mehr?
Nachtigallenlied ertönt nicht? —
Treulos hat er dich verlassen,
Seines jungen Herzens Braut!
Hat solide sich vermählet,
Hat erzielet manche Kinder,
Und als pflichtgetreuer Gatte
Atzt er seine süßen Kleinen —
Aber singt nicht mehr: — es mangelt
Ihm die Zeit zu eitlem Singsang.

Hör' sie piepsen dort im Neste,
Des philisterhaften Lieblings
Hungrig ungezogne Brut.
Doch du wendest still das ernste,
Schönheitstolze Auge ab.

— Sieh, da sendet deine Freundin
Dir der Liebe Thränengruß,
Und es färbt in süßem Rausche
Rosiger deine Wange sich;
Schüttelst von dir Gramgedanken,
Wie im Morgenwind den Thau:
Hast verziehen, hast vergessen,
Träumst dich wohl in lichte Heimath,
Grüßest wohl die holden Schwestern,
In des Ostens Blumenreich.

Aster wundert sich: „Ich hörte
Einst von einer Spätlingsrose,
Die sich einsam langeweilte,
Daß die Sonne warm und linde
Auf gewisse Blumen scheine.
Ja, sie sterben auch, doch freudig,
Wenn der letzte Duft verathmet.
Und wir Armen, wir erfrieren,
Die noch gar nicht sterben wollen,
Eh' wir's merken, über Nacht.
Dieses scheint mir ungebührlich — —
Doch wie wird mir — welch ein Wunder!
Ist die Erde jung geworden?
In's gelobte Land des Frühlings
Hab' ich einen Blick gethan!
— Besten Dank, Frau Nachbarin!"

— Und die Rebe, freudedarbend,
Sieht das helle Freudelächeln
Auf so vielen Blumenwangen —
Und nur er, er lächelt nicht.
Er ersehnt im glühenden Herzen
Vollste, süßeste Vereinung
Mit der heißgeliebten Braut.
In dem frohen Sonnenscheine
Düster blickend steht er da.

Und ich seh' ihn an voll Mitleid,
Denk' an altgewordne Schmerzen,
Wünsche, möchtet doch ihr Armen
Bald so glücklich seyn wie ich!

Dichterwünschen lacht Erfüllung
Wohl im Traum nur — so geschah es,
Daß ich eine schlanke Jungfrau
Plötzlich vor mir stehen sah.
Breite, grüne Blätter schlangen,
Wie zum Brautkranz um die vollen,
Goldenhellen Locken sich.
Und ein Mädchenkreis umstand sie
Mit brautjüngferlichen Mienen: —

Ei, Dich kenn' ich, Jungfräulein!
Stolze Dame, Sie auch kenn' ich,
Dich, Du still blauaugig Kind —
Dich, vom Sonnenstrahl Erglühte, —
Dich, Du feines, bleiches Mägdlein, —
Dich, Du rosenwangige, —
Dich, die herbstlich fröstelnd altert. —

Und ein Jüngling, hold und blühend,
Kniete vor der schönen Herrin.
Bebend vor des heißen Herzens
Still geheimen Liebeswünschen,
Neigt sie sich, sie reicht die Hand ihm —
Und in seligem Umfangen
Glühen Beid' im ersten Kuß!

3.

Welch ein Klang! — Ist auch der Rose
Alter Liebling rauscherglühet? —
Doch so süß erklang noch nimmer
Eines Sprossers Liebesgirren —
Und der Traum verschwebt, erblassend
Vor der holden Wirklichkeit.

Nicht auf frühlingsduftigem Rasen, —
In dem dämmrigkühlen Keller,
Auf dem harten Wirthshaustische,
Ruhte mir das traumdurchflammte,
Schwere Haupt — ich hob es langsam.
— Ihrem alten Freunde winkend,
Vor mir stand die edle Bowle,
Goldenvoll von Maiennektar.
— Wahrheit war der Traum geworden —
Und die Freunde ließen klingend
Sich die hellen Gläser küssen. —

Meine heiße Lippe kühlt' ich
Sanft mit eines Glases Inhalt,
Auf das Wohl der wohlvermählten
Rebe mit Waldmeisterlein;

Füllt' es wieder, lächelblickend:
Sie! — Die vollen Gläser klangen. — —

Liebste, klang es Dir im Ohr nicht,
Wie ein Liebeswort des Freundes?
Hat ein Traum Dir nicht verkündet,
Daß ich fröhlich Dein gedacht? —
Wie hier Blüth' und Frucht sich einten,
Freudig Lenz und Herbst sich küßten,
Werd' einst unser's hellen Lebens
Stiller Herbst durchweht vom Lenzduft
Blühender Erinnerung! —

Besuch bei Ludwig Tieck.

(1835.)

—

Es geschieht selten, daß man einem Dichter bei seinen Lebzeiten jene aus Bewunderung und Ehrfurcht gemischte Huldigung erweis't, mit der oft der Name des Todten überschüttet wird. Nur einer hat im vollsten Maaße diese Huldigung lebend genossen, seine Stirn hat der Weihrauch umspielt, der sonst nur die starren Züge einer Leiche umduftet. Dieser Eine war Goethe. Mit einer Ehrfurcht, die man nur Königen oder Todten zollt, ward der Name dieses Dichters genannt, als er ein achtzigjähriger Greis mit dem jugendkräftigen Herzen, mit dem Auge des Zeus, wie eine Erscheinung aus andern Welten vor uns stand. Es war, als sei ein Gott des versunkenen Olympos Geheimrath und Minister geworden in Weimar, und im Herzen baute Jeder unwillkührlich dem vermummten Gotte Altäre. — Goethe ward als deutscher Dichterkönig von seinem Volke anerkannt, und trug den unsichtbaren Purpurmantel über seinem geheimräthlichen Frack mit vieler Würde, viele Jahre lang.

Er starb, und nun wollten Viele schnell einen neuen Dichterkönig wählen; man wußte aber nicht recht, auf wen die Wahl eigentlich fallen solle. Daß Ludwig Tieck dieser

Wahl würdig sei, litt vielleicht kaum einen Zweifel; aber es war ein eigenes Ding, einen Mann zum deutschen Dichterfürsten zu machen, von dem das deutsche Volk wenig oder gar nichts wußte, den es höchstens zuweilen kühl bewunderte, aber keineswegs liebte. Außer Ludwig Tieck ward noch ein anderer Ludwig in dieser mißlichen Angelegenheit vorgeschlagen, nämlich Ludwig Uhland. Auf seiner Seite war das deutsche Volk, während die Vornehmen im Reiche der Poesie, die Gebildeten, die Belesenen, für Ludwig Tieck stimmten. Da man über die Wahl nicht einig werden konnte, fiel es den Meisten ein, daß das Reich der deutschen Poesie auch sehr wohl ohne erklärtes Oberhaupt bestehen könne und Niemand zerbrach sich weiter den Kopf, welcher Ludwig auf Wolfgang I. folgen solle.

Ludwig Tieck nahm von jeher eine Stellung ein, die ihn immer dem deutschen Volke fremd bleiben ließ. Nur in seinen frühsten, ziemlich unbedeutenden Productionen, in dem Abdallah, William Lowell bequemte er sich dem Zeitgeschmack, bald aber folgte er einer eigenthümlichen, seines Genius würdigern Richtung, seine Märchen, seine Genoveva, sein Octavian, Werke, in denen sich seine Poesie, sein Witz auf das glänzendste zeigten, hatten das Unglück, nicht gelesen zu werden. Daß der „Phantasus", ein Werk, wie unsere Literatur kein ähnliches besitzt, nicht zu Makulatur geworden ist, hat es nicht seinem inneren Werthe, sondern nur seinem beispiellos schlechten Papier des Verlegers zu verdanken, welches selbst zur Makulatur unbrauchbar ist.

Daß er auf diesem Wege keine Hoffnung habe, bekannt zu werden, mochte Tieck wohl einsehen; er schlug

eine andere Richtung ein, die ihn bekannter, wenn auch nicht bekannt gemacht hat. Im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für das Jahr 1822 erschien seine Novelle: „die Gemälde", die als etwas Vortreffliches, Eigenthümliches anerkannt, aber doch mehr bewundert als gelesen wurde. Gleiches Loos traf die rasch darauf folgenden übrigen Novellen. Man hält Tieck jetzt allerdings für unsern ersten Novellisten, aber daß die Erzählungen von Spindler, Tromlitz, Blumenhagen 2c. mehr gelesen werden, als die seinen, unterliegt keinem Zweifel. Auch seine kritischen und Uebersetzer-Verdienste sind kaum anerkannt worden.

Die Bewunderung Einzelner hat diesen Dichter für die Theilnahmlosigkeit seines Volkes entschädigt. Er steht als der erste unter unsern jetzt lebenden Dichtern da, wenn man ihm auch nicht jene allgemeine Huldigung darbringt, wie sie Goethe zu Theil wurde. Auch gilt Tieck für eine Merkwürdigkeit Dresdens, die man sehen muß, wie die Gemäldegallerie oder das grüne Gewölbe. Es kommt wohl nur selten vor, daß ein Fremder in Dresden gewesen ist, ohne Tieck besucht zu haben.

Ich kam Abends in Dresden an, und mein erster Gang am andern Morgen war zu Tieck, dem von mir hochverehrten Dichter. Man führte mich durch ein saalartiges Zimmer in ein kleines Gemach, dessen Wände mit hohen Bücherschränken bedeckt waren. Vor einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische stand Ludwig Tieck. Seine Haltung ist gebeugt, seine Gestalt nach der einen Seite zu gekrümmt, das Hohe, Ergreifende seiner Erscheinung liegt nur in seinem Gesicht. Seine Gestalt ist die eines Greises, sein Kopf der eines kräftigen Mannes. Ich

habe selten einen schönern Kopf gesehen; die Portraits, die man von ihm hat, taugen sämmtlich nichts. Ein hoher Adel des Geistes spricht aus den feinen Zügen des blassen, schönen Gesichts und aus dem wunderbaren Auge, das in einem eigenen, seltenen Glanze leuchtet. Das ist ein Auge, zu dem jedes schöne Mädchen sich Glück wünschen könnte. Tieck war in einem Hausrock von schwarzem Sammet gekleidet, ein Barett von schwarzem Sammet bedeckte seinen Kopf und Schuhe von demselben Stoff seine Füße. Mit höflich freundlichen Worten reichte er mir seine schöne Hand, und behielt dieselbe höfliche Freundlichkeit während unserer Unterhaltung bei. Man hatte mir Tieck ganz anders geschildert, nämlich als kalthöflich und gemessen; später hörte ich, daß er gegen die Dresdener, die er nicht liebe, sich auf diese Weise benehme, während er gegen Fremde, und namentlich gegen seine Landsleute, die Berliner, sich liebenswürdig und freundlich zeige.

Nach den Einleitungsworten wandte sich das Gespräch natürlich auf Literatur — ich sage natürlich, denn mit einem Schriftsteller unter Büchern kann man kaum von andern Dingen sprechen, als eben von Büchern. Ich erzählte ihm, welche Wirkung sein Phantasus vor kurzer Zeit auf mich gemacht habe.

Ich hatte nämlich einige Wochen in Teplitz zugebracht und bei dem dortigen Mangel an geistigem Leben zu einer Leihbibliothek die Zuflucht genommen, in der ich einen Wiener Nachdruck des Phantasus fand. Freudig eilte ich in den „Tempel" und begann dort bei einem Seidel Melnecker-Ausstich im Phantasus zu blättern. Ich las das wunderbare Märchen: „der Runenberg," in welchem jenes

geheimnißvolle Grauen, das oft sinnüberwältigend aus Gebirg und Wald spricht, so tief erschütternd geschildert ist. Jetzt erst glaubte ich, diese Dichtung ganz verstanden zu haben. Ich hatte das Märchen schon oft gelesen, aber im märkischen Flachlande, fern von Gebirgen, die ich nie gesehen, und deren Bild ich mir nur nach den Rüdersdorfer Kalkalpen entwerfen konnte. Mir ward märchenschen und zauberbang zu Muth in dem einsamen Zimmer. Es dämmerte schon, als ich das Buch zuschlug und den Heimweg nach meiner Wohnung in Schönau antrat. Dieser Weg ist der Aussicht wegen überaus reizend. Auf der einen Seite zogen sich dunkele Waldhöhen des Erzgebirges hin, auf der andern ragte hoch der Milleschauer Berg aus der Bergreihe des Mittelgebirges empor; vor mir lag der Schloßberg mit seinem weißen Gemäuer. Meine Seele war noch voll von Märchendrang und Zaubersehnsucht. Ich stand still und schaute hinüber nach der Bergkette des Erzgebirges. So hatte mich der Anblick dieser Berge noch nie ergriffen wie heut. Mir war, als wollten unsichtbare Bande mich mächtig hinziehen nach dem Gebirge, als käme ein wunderbares stummes Locken von dort her zu mir, als riefen mich tausend seltsame Naturstimmen! Dort, wo die Trümmer der Geyersburg sich deutlich auf dem Walddunkel abzeichneten, meinte ich jenes wunderbare Waldweib zu sehen, die glänzende Marmorpracht der riesig schönen Glieder, umwogt von dem dunklen Lockenmeer, in der Hand die blitzende, zauberische Tafel. — Wie in einem unruhigen Traume kam ich nach Hause, ich konnte wenig schlafen, und als die Sonne über der Baskopola emporstieg, schritt ich schon, den Blick auf die duftumsponnenen Gipfel des Erz-

gebirges gerichtet, jene märchenhafte Gebirgsliebe im Herzen, rüstig in den frischen Morgen hinein. Ich streifte einige Tage, wie von einem seltsamen Märchentraume befangen, in den Waldungen des Gebirges umher, und lauschte den lauten Worten der rauschenden Wipfel und der stummen Sprache der Berge. Endlich aber rieb sich dieser Märchentraum an der Prosa des Lebens auf, an meinen müden Beinen und wundgelaufenen Füßen. Müde und matt kam ich am Abend des zweiten Tages nach Teplitz zurück, um meine Lectüre des Phantasus ruhiger fortzusetzen.

Als ich nun dem Dichter des Phantasus von dieser Gebirgswanderung erzählte, flog ein Lächeln der Erinnerung über seine Züge und er sprach lebhaft von seiner Jugend, von dem Eindruck, den der erste Anblick einer Gebirgsgegend auf ihn gemacht habe. So ergreifend er solche Eindrücke in seinen Schriften zu schildern weiß, so ergreifend weiß er auch davon zu sprechen, ich sah bei seinen Worten den Dichter, der jetzt ein ältlicher Mann, als ein Hofrath, vor mir saß in der keineswegs poetischen Stadt Dresden, als rüstigen Jüngling in romantischer Tracht mit hellem Auge von Berg zu Berg steigen, ich sah ihn athmend ruhen in kühlgrüner Waldeinsamkeit, und durch die Waldschatten kam in überirdischer Schöne die Fee Gloriana und ihr Kuß weih'te den Jüngling zum Dichter.

Einige Fragen nach Berliner literarischen Zuständen weckten mich aus dem Traume, in den mich seine Worte gezaubert hatten. Er fragte mich nach Raumer, Steffens, W. Alexis. Das Gespräch irrte nun unstät, oft schmetterlingsartig, über die verschiedensten Gegenstände der Literatur.

Tieck zeigte eine genaue Kenntniß der neuern literarischen Erscheinungen, wie man sie selten bei ältern Leuten findet. Damals war gerade die Aufmerksamkeit auf einige neuere Schriftsteller gerichtet, die sich unter einem vielfach angefochtenen Namen bekannt machten. Die Schriften Gutzkow's mißbehagten Tieck, ihrer Frostigkeit wegen, gänzlich. Von Th. Mundt lobte er eine Rezension seiner Novelle „Tod des Dichters" sehr, die ihm dieser zugesandt hatte; er sagte mir, daß ihn diese Aufmerksamkeit eines ihm persönlich unbekannten Freundes sehr freue; aber mit dem damals erschienenen neuesten Werke dieses Schriftstellers könne er sich nicht befreunden, und begreife nicht, was Mundt damit wolle und bezwecke. Aehnliches sagte er von dem „Haus Düsterweg" seines Freundes Häring, so sehr er das Talent desselben auch in diesem Buche schätzte.

Daß Tieck Heine's dichterische Eigenthümlichkeit nicht erkannt hat, bewies mir sein Urtheil über das Buch der Lieder. Dieser Mensch, sagte er, macht recht hübsche Lieder; er zeigt nachher aber deutlich, daß diese Dinger nur gemacht sind; denn im letzten Verse zerstört er sie wieder durch irgend eine Dummheit oder einen Witz, der da gar nicht hingehört. — Als ich ihm einwandte, daß es ja auch einen Schmerz gebe, der sich eben in einer solchen Zerstörungswuth kund thue, daß ein wundes Dichterherz sich ja nicht blos in lyrischen Thränen, sondern auch in bittern Hohnworten Luft machen könne und daß diese Dornen Heine's Poesie-Rosen gerade charakterisirten — schüttelte er den Kopf. —

Die in der letzten Zeit neu aufgetauchten bedeutenderen Lyriker kannte Tieck sehr wohl; über Karl Mayer und

Lenau äußerte er sich beifällig, während Gustav Pfizer ihm unbedeutend und verdienstlos erschien. Eichendorff's Lieder lobte er sehr; aber seine größeren erzählenden Arbeiten, namentlich „Dichter und ihre Gesellen", desgleichen die phantastisch-polemischen Dramen dieses Dichters (Krieg den Philistern, Meierbeth's Glück und Ende), nannte er Nachahmungen seines Sternbald und seiner dramatischen Märchen. Daß ihm unter unsern jetzt lebenden dramatischen Dichtern Immermann und Uechtritz am höchsten stehen, hat er schon früher öffentlich ausgesprochen. Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde und Bettina's Tagebuch äußerte er sich mit Empörung: er begreife nicht, wie das Publikum das Unsittliche und Erlogene in diesem Buche nicht merken wolle.

Als ich nach seinen jetzigen literarischen Beschäftigungen fragte, sagte er, daß er mit Eifer an einem Werke über das Leben des Cervantes arbeite. Auch werde er ein Buch über das spanische Theater und die dramatische Literatur der Spanier, die bis auf Calderon und Lope de Vega sonst gar nicht gekannt sei, vollenden. Eine größere Novelle in zwei Theilen, „der junge Tischlermeister", die er schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen habe, und von der seit zwölf Jahren schon mehrere Bogen gedruckt seien, solle in Kurzem erscheinen. Einige kleine, unbedeutende Neuigkeiten enthalte auch die Sammlung seiner neueren Novellen, von der vier Bände so eben herausgekommen wären. Zu seinen bessern und eigenthümlichsten Novellen rechne er eine Novelle, welche der nächste Jahrgang der Urania bringen werde. (Diese Novelle, „Eigensinn und Laune", ist erschienen und vielfach besprochen

und angefochten worden; wenige Stimmen nur haben ihre Verdienste anerkannt.) — Auch sagte Tieck, daß er dem dritten Bande von Shakespeare's Vorschule einen Theil seiner Muße widme.

Da ich ihm mein Erstaunen über diese vielfachen Beschäftigungen zu erkennen gab, erwiederte er, daß er die Eigenheit habe, an mehreren Werken zugleich zu arbeiten, daß aber seine Kränklichkeit seine literarischen Beschäftigungen oft unterbreche. Ich fragte nach dem so oft angekündigten zweiten Theil des „Aufruhrs in den Cevennen"; er erwiederte, daß er den nächsten Winter zur Vollendung desselben bestimmt habe.

Die neufranzösische Romantik verdammt Tieck bekanntlich. Seinem ruhig klaren Wesen sagte das wilde Treiben in jenen Dichtungen nicht zu. In Hugo's Notre Dame erkennt er wenigstens ein Talent des Autors, das Talent, unwiderstehlich zu fesseln, während er die Schauspiele von Victor Hugo und besonders „le roi s'amuse", ganz verwirft. Ueber der oft stümperhaften Erfindung und Effekthascherei in Hugo's Dramen übersieht er das Dichterfeuer, das unläugbar diese allerdings mangelhaften Schöpfungen beseelt.

Als ich aufbrach, lud er mich zu den Abendgesellschaften ein, die er täglich bei sich sieht. Von diesen Gesellschaften und Tieck's Vorlesen hatte ich schon so viel gehört, daß ich dem Abend mit nicht geringer Erwartung entgegensah.

Als es sechs Uhr schlug, eilte man von der wahrhaft erbärmlichen Kunstausstellung auf der Brühl'schen Terrasse, in der nur wenige Gemälde den Namen einer Kunstausstellung verdienten, nach dem Hause am Altmarkt, dessen

Belle-Etage Tieck bewohnt. Unterweges fiel mir der Aufsatz von K. Gutzkow ein: „der Hofrath Tieck", abgedruckt im Phönix. In diesem Artikel zeichnet Gutzkow eine boshafte Karrikatur von Tieck's häuslichem Leben; er schildert den Dichter als einen von Weibern beherrschten Schwächling, der täglich sein Pensum schreiben müsse, weil seine Tyranninnen das so haben wollten. Darauf persiflirt Gutzkow auf malitiöse Weise Tieck's Vorlesungen; er kommt nach dieser langen Einleitung auf Tieck's Novellen: „die Vogelscheuche" und „die Reise in's Blaue", indem er durch ein falsches und abgeschmacktes Urtheil bewies, daß er keine von diesen Novellen gelesen habe. Diesen Aufsatz konnte ich an dem Abend nicht vergessen; Vieles erinnerte mich daran, obgleich Gutzkow die einfachsten Dinge auf das Lächerlichste übertrieben hat. Die Gesellschaft bei Tieck bestand, außer mir und einem jungen Prager Literaten, nur aus Damen. Die interessantesten Erscheinungen darunter waren mir Tieck's Tochter, Dorothea, von der man erzählt, daß viele Parthien von ihres Vaters Novellen von ihr herrührten, und die Gräfin v. F., Tieck's Hausgenossin, die er im Phantasus unter dem Namen Emilie so ansprechend gezeichnet hat.

Nach dem Thee ward Tieck aufgefordert, etwas vorzulesen. Er wollte ein neues Werk von F. v. Uechtritz, „die Chaldäer", dessen Manuscript ihm der Dichter zugesendet hatte, und das er sehr rühmte, wählen, entschied sich aber, da mehrere seiner Zuhörerinnen dasselbe Drama erst vor wenigen Tagen gehört hatten, für die „Rosamunde" desselben Autors.

Tieck liest auf eine Weise vor, wie ich sonst nie habe

vorlesen hören. Er besitzt ein sehr schönes Organ und hat dasselbe auf eine bewundernswerthe Weise ausgebildet. Was ihn aber gänzlich von den Vorlesern unterscheidet, die sich in großen Städten zuweilen öffentlich hören lassen, ist sein Streben, nie die Schönheit seines Vorlesens, sondern nur die Schönheit des Gedichtes zu zeigen.

Jene öffentlichen Vorleser wollen nur sich zeigen und bewundern lassen, und verhunzen nicht selten bei den sogenannten Prachtstellen ein poetisches Meisterwerk, um den Beifall des Haufens zu erhaschen, der das harmonische Ganze eines Kunstwerkes nicht zu erfassen versteht. Tieck hebt in seinen Vorlesungen nie ein Einzelnes auf Kosten des Ganzen hervor; da ist kein Haschen nach Effekt, nach momentanem Beifall, und die Kunst seines Vorlesens erscheint um so bewundernswürdiger, als er diese Kunst kaum merken läßt. Der Beifall der Zuhörer äußert sich darum auch am Schluß der Vorlesung fast nur in Bewunderung des Gedichts, dessen Schönheiten Jeder erst jetzt ganz verstanden zu haben glaubt, eine Bewunderung, in die Tieck mit treffenden Bemerkungen über das Stück einstimmt. Die Vorlesung der Rosamunde machte einen sehr verschiedenen Eindruck. Während mehrere von den Zuhörerinnen dem Gedicht mit Theilnahme folgten, suchten andere umsonst unter gemachter Bewunderung ihre Langeweile zu verstecken. Die Eine, eine ältliche, runde Frau, nahm an Rosamunden's Liebe und Rache nicht den geringsten Antheil, und während des großartigen Kampfs der Leidenschaften kämpfte sie sichtlich mit dem Schlafe.

Als ich ging, wiederholte Tieck seine Einladung, ihn des Abends so oft es mir beliebe zu besuchen. Leider konnte

ich von dieser Einladung keinen Gebrauch machen, da die Zeit für meinen Aufenthalt in Dresden gemessen war.

Am andern Abend besuchte ich das Dresdner Theater. Meine Hoffnung, hier einem erfreulichen Einfluß von Tieck's Wirken zu begegnen, wurde getäuscht; eine höchst mittelmäßige Aufführung von zwei höchst mittelmäßigen Stücken trieb mich bald aus dem Theater.

Tieck's Stellung in Dresden ist keineswegs eine erfreuliche. In seinem Wirkungskreise beim Theater muß ihm der Hofrath Winkler bei der Verschiedenheit ihrer Ansichten schroff gegenüberstehen, und der letztere hat das Publikum auf seiner Seite; denn „Christinens Liebe und Entsagung" wurde mit Beifall aufgenommen, während Calderon's „Dame Kobold" und Shakespeare's „Heinrich der Vierte", von Tieck auf die Bühne gebracht, durchfielen.

Tieck kam in einer Zeit nach Dresden, wo die deutsche Unterhaltungsliteratur fast ganz in den Händen der Dresdner Schriftsteller und ihres Anhanges war. Kind, Schilling, Laun, Theodor Hell waren damals Männer des Tags: ihr Hauptorgan, die Abendzeitung, war das Beliebteste von allen deutschen Journalen. H. Clauren, van der Velde, Tromlitz, Bronikowsky, Houwald, Weisflog, E. Gehe und viele Andere schlossen sich den Dresdner Literaten an. Lorbeerkränze waren damals wohlfeil in Dresden; da galten Alle für große Schriftsteller, und sie lobten und priesen einander in Friede und Eintracht, und der alte Böttiger schrieb weitläuftige, citatenreiche Abhandlungen über die großen Verdienste eines Jeden. Alle waren sehr betriebsam und entsetzlich productiv; sie gaben Almanache heraus

und Sammlungen und Journale, um nur ihre poetischen Kindlein unterbringen zu können, und die Arnoldische Buchhandlung mußte die Erzählungen aus der Abendzeitung noch einmal drucken zur Freude der Leihbibliotheken.

In diesen literarischen Ameisenhaufen trat nun Tieck. Daß jenen Leuten ein solcher Beobachter sehr ungelegen kam, läßt sich denken; hatte er sich doch früher selbst unterfangen, ihnen den würdigen Böttiger lächerlich zu machen im gestiefelten Kater. Daß sie dessenungeachtet gute Miene machten, ließ sich erwarten. Tieck zeigte sich auch gar nicht zurückstoßend, er ließ mit sich umgehen, er schrieb selbst Theaterrezensionen für Dresdner Journale; aber er wollte ihnen doch nicht recht behagen, er stimmte doch nicht mit ihnen überein. Wie malitiös und treffend beurtheilte er z. B. das Houwald'sche Machwerk, den Leuchtthurm, das der gutmüthige Böttiger bis zu den Sternen erhoben hatte. Tieck gefiel den Dresdner Literaten nicht, und sie gefielen ihm nicht. Er zog sich von ihnen zurück und kümmerte sich nicht um sie; aber seine bloße Anwesenheit war doch den Meisten ein Stein des Anstoßes. Wilhelm Müller sagte einmal darüber sehr treffend: „es genirt die Zwerge, wenn ein Riese auf ihrem Spielplatze steht, ob er ihnen auch den Rücken zugewendet." — Reibungen und Feindseligkeiten waren häufig; Tieck hielt sich lange ruhig. Endlich, in der „Vogelscheuche", geißelte er seine Gegner, und schilderte sie in der Gesellschaft der „Ledernen".

Tieck steht ziemlich einsam in Dresden; er ist auf einen kleinen Kreis und auf die zahlreichen Fremden beschränkt, die ihn täglich besuchen. Er repräsentirte gegenwärtig allein die Literatur Dresdens; denn seine literarischen Antipoden

sind alt und schwach geworden und spuken nur zuweilen noch in der Literatur als ihre eigenen Gespenster. Von jüngeren Kräften aber finden wir in Dresden keine Spur, und so erscheint dort gegenwärtig Tieck, wie die Pyramiden im Wüstensande, um so größer und bedeutender, je flacher seine literarischen Umgebungen sind.

Ein neuer Ueberall und Nirgends.

(1835.)

Im Menschen liegt der Wunsch, nicht wie die Blume des Feldes zu blühen und verblühen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es drängt uns, auch in den Baum der Zeit unsere Namen zu graben, daß sie, spät verwachsend, unser Gedächtniß auf die Geschlechter nach uns bringen. Jener Drang im Menschen, etwas zu thun, was unser Gedächtniß leben läßt, wenn wir dahin sind, hat große Männer gemacht, aber auch einen Herostrat und manchen großen Schurken ausgebrütet. Es leben auch Viele, die weder zu einem großen Mann, noch zu einem großen Bösewicht Anlage haben. Diese guten Leute sind es, welche ihre respective Namen, um sie zu „verewigen", wie man es nennt, in alle möglichen Fensterscheiben schreiben, in Bäume und Bänke schneiden, in Steine und Mauern kratzen. Für diese Leute sind die Folio-Stammbücher in Ruinen, auf Bergen, die um der Aussicht willen berühmt sind, welche man dort genießt, und an andern besuchten Orten. Da hat Jeder das Recht, seinen Namen und seine Empfindungen aufzuzeichnen, und von dieser Erlaubniß macht der deutsche Philister stets Gebrauch. Das schadet auch Nichts, denn Niemand braucht das Geschreibsel zu lesen; aber was

soll man sagen, wenn die Besudelung der Wände in's Große getrieben wird, wie das der Fall ist in der sächsischen Schweiz, in dem Kuhstall und Prebischthore, wo die Felswände mit vielen Hunderten von Namen so bedeckt sind, daß man kaum die Farbe des Felsens erkennen kann.

Dort kann man übrigens noch allenfalls meinen: ein Narr hat Viele gemacht; aber bei manchen Menschen ist diese Beschmutzung der Wände zu einer Manie geworden, die keinen Ort verschont, die sich in seltsamen Uebertreibungen gefällt.

Ich lebte einige Wochen in Teplitz, und versäumte nicht, die reizenden Umgebungen des Badeortes zu durchstreifen. An einem schönen Abend bestieg ich den Schloßberg; meine trunkenen Blicke schweiften über die schöne Gegend hin, und weilten bald auf den duftumhauchten Waldhöhen des Erzgebirges, auf dem Biliner Felsen oder der waldigen Baskopola, aus deren Waldkronen sich der Mileschauer Berg und der spitze Kletschenberg hoch in die blaue Luft hoben; bald ruhte das Auge auf dem fernen Silberband der Elbe bei Außig oder auf den zahlreichen Dörfern und Häusern in der Ebene Als ich endlich den ermüdeten Blick, vom Abendroth geblendet, auf die Burgtrümmer des Schloßberges wandte, fiel mir ein Name auf, der mit kolossalen schwarzen Buchstaben hoch auf die eine gelblichweiße Mauer gemalt war; ich las: „J. KISELAC, 1828." Der Schreiber muß sich's haben sauer werden lassen, denn ohne Leiter oder eine Vorrichtung kann es ihm nicht möglich gewesen seyn, dort hinauf zu gelangen.

Am andern Morgen fuhr ich mit dem Stellwagen, der von Teplitz dreimal täglich nach dem Bergstädtchen Graupen

geht, um die Ruinen des Bergschlosses, das man jetzt Rosenburg nennt, zu besehen. Das ist ein gar freundliches Plätzchen, wo sich die Poesie eine Hütte gebaut zu haben scheint. In einen blühenden Garten sind die Trümmer verwandelt; überall duftige Blumenbeete — aus jeder Mauerspalte keimen Rosenbüsche. Ich warf mich auf eine Rasenbank, die grün überschattet ward von den Sträuchern, welche in den Mauerritzen wurzelten. Die Blätter über mir zitterten leise im Luftzug, eine Lerche wiegte sich in der sonnenhellen Luft; ich hörte ihr Lied nicht, aber mir im Herzen klang und sang es . . . das waren einige Verse, die mir aus früheren Tagen nachhallten im Busen:

„In Trümmer ist zerfallen das alte stolze Schloß;
Nun wiegt sich auf den Trümmern manch' junger Blüthensproß.
Die Mauern überwuchert des Frühlings junges Grün,
Die Blätterranken flüstern, die Blumen duften und blühn. —
Du meiner Jugendliebe hellleuchtender Zauberpalast
Zerfielst im Sturm des Lebens in Schutt und Trümmer fast.
Nun überwölbt die Ruinen Erinn'rung mit ihrem Grün,
Und läßt viel duftige Blumen aus wüstem Schutt erblühn.
Nun stehn die öden Hallen, ein Blüthenhaus voll Duft,
Da weht so schlummerkühle, so träumerisch die Luft.
Da ruht sich's von den Mühen des Lebens wonnig aus —
Nimm mich in deine Schatten, du stilles Blüthenhaus!"

Erinnerung! . . . . Ein süßer, langvergessener Name bebte auf meinen Lippen . . . da fiel mein Blick auf die Wand eines halbzerfallenen Thurms, und statt „Karoline" zu flüstern, rief ich „Kiselak", denn auf der Mauerwand stand, hoch oben mit ellenlangen Buchstaben, „J. KISELAC, 1828."

Ich sprang auf; ich weiß nicht, warum mir mit einem Male alle poetischen Träume wie weggeblasen waren. Ich war so prosaisch gestimmt, daß mich plötzlich zu hungern anfing.

— Von Rosenduft und Träumen wird man nicht satt, murrte ich und stieg herunter nach der Wilhemshöhe, um in dem Pavillon zu frühstücken. Dort kümmerte ich mich nicht viel um die Aussicht, denn die Aussicht, die man von der Wilhelmshöhe hat, war von mir schon auf der höher liegenden Rosenburg bewundert worden. Als ich den zierlichen Pavillon betrachtete, stutzte ich.

— Täuscht mich mein Auge? Die Wände des Pavillons scheinen vor Kurzem neu angestrichen zu seyn, aber unter der weißen Farbe schimmern dort schwarze Buchstaben dunkel und undeutlich hervor . . . Sollte das . . .? Ja wirklich! Das heißt „J. KISELAC, 1828!“ —

Als ich nach Graupen fuhr, hatte ich aus den Waldungen des Erzgebirges, seitwärts von der Rosenburg, Thurm und Mauerwerk emporragen sehen. Ich fragte danach auf der Wilhelmshöhe.

— Das sind die Ruinen des Geyerberges, die nur selten besucht werden, weil der Weg dahin beschwerlich ist.

Ich nahm mir den rothbackigen Jungen eines Bergmanns zum Cicerone nach dem Geyersberg. Ich sehnte mich danach, einmal wieder eine Ruine zu sehen, die keine verschönernde Hand angetastet hat. Die alten Burgen unseres Vaterlandes theilen sich bekanntlich in cultivirte und uncultivirte; der letztern werden immer weniger. Ueberall legt man menschenfreundliche Anstalten an, in denen man gegen eine billige Entschädigung Kaffee, Bier und Wein

erhalten kann; es wird noch dahin kommen, daß aus jeder alten Ritterburg eine harmlose Bürgertabagie mit Billard und Kegelbahn wird.

Das war ein mühseliges Steigen in der brennenden Sonnenhitze nach dem Gipfel des Geyersberges. Der Fuß glitschte auf dem dürren Gras. Die dicht verwachsenen Sträucher, die tief niederhängenden, harzklebrigen Zweige der alten Tannen schlugen mir in's Gesicht. Mein kleiner Führer sprang munter vor mir her, während ich langer Mensch, der fast nur auf den steilen Höhen und Klüften des Berliner Kreuzberges seine Vorstudien zu einer Gebirgswanderung gemacht hatte, in Schweiß gebadet, nachkeuchte.

Da wird ja die Waldung freier, ich stand athemlos still und blickte empor .... Da liegt ja die Burg dicht vor mir .... Das ist ein schöner Thurm .... Ha! — Laut rief ich: „Kiselak!" daß das Echo den Namen wiederholte. An der Thurmmauer über mir entdeckte mein scharfer Blick die bekannten langen Schriftzüge: „J. KISELAC, 1828."

Ich faßte einen vorspringenden Mauerstein, um mir daran emporzuhelfen, da hier von einem Burgthor sich nichts zeigte .... Der Stein gab nach, ich fiel zurück, mehrere Steine rollten nach und schlugen mir die Hand blutig. Das Gemäuer ist so morsch; ich begreife nicht, wie dieser Herr Kiselak so hoch emporgeklettert ist, um dort seinen Namen an die Wand zu pinseln. Ohne Gefahr war dies Beginnen gewiß nicht.

Ich lag ausruhend in dem hohen Grase des Burghofes; über mir am blauen Sonnenhimmel zogen die Wölkchen

hin. Es war tiefstill ringsum; nur aus weiter Ferne drang zuweilen, wenn der Wind sich frischer regte, der Axtschlag eines Holzfällers herüber; mein junger Führer hatte sich verloren, um Waldhimbeeren zu suchen ... ich war allein ... Waldeinsamkeit! Waldeinsamkeit!

Wer Mittags an schwülheißen, windstillen Tagen einsam in einem weiten Walde rastete, hat vielleicht jenes seltsame Märchenbangen empfunden, das in solchen Stunden durch die unbewegten Blätter, durch die heißduftige Luft zittert. Da ergreift uns allmälig ein nie gefühltes Grauen, jenes geheimnißvolle Grauen, das Tieck in dem blonden Eckbert, in dem Runenberg geschildert hat. So ward auch mir an jenem Tage, als ich, von Bienen umsummt, träumerisch im Grase lag.

— Wer ist dieser Kiselak? fragte ich mich, und in dieser märchenhaften Waldeinsamkeit ward mir der Unbekannte zu einer wunderlichen, waldgespenstigen Gestalt.... ich sah ihn am Fuß des alten Thurmes stehen, in der einen Hand einen Farbentopf, in der andern einen Pinsel ... ich sah ihn sich recken und allmälig emporstrecken, bis er so hoch war wie eine Tanne, und nun malte er, heiser lachend, lange Buchstaben an die Wand. Dann tauchte er den Pinsel wieder in den Farbentopf, und wuchs höher und höher; dabei hanthirte er mit dem Pinsel über sich in der Luft ... es schien, als wolle er seinen Namen auch an die Himmelsdecke anschreiben; aber er reichte nicht so weit und sank endlich wieder ohnmächtig in sich zusammen.

Es rauschte in den Zweigen, ich sah verwirrt hin ... es war mein Cicerone, der mir bemerkbar machte, wenn ich noch das Kloster Mariaschein besehen und den nach

Teplitz zurückfahrenden Wagen nicht versäumen wolle, so sei es Zeit zum Aufbruch.

Als ich den Berg hinunterstieg, warf ich noch einen Blick des Abschieds auf den Namen . . . ich wußte nicht, daß ich heut diesem Namen noch einmal begegnen sollte. Ich ging vor dem ehemaligen Kloster Mariaschein, das von den Teplitzer Badegästen vielfach besucht wird, auf und nieder, und wartete auf den von Wilhelmshöhe kommenden Gesellschaftswagen. Ein alter Mann, ein Bauer des Dorfes, gesellte sich zu mir; ich ließ mir von ihm erzählen, weshalb das Kloster gegründet worden sei: wie eine Schlange ein Hirtenmädchen habe verwunden wollen und, von einem hellen Schein geblendet, von ihr abgelassen habe, wie dieser Schein von einer Eiche gekommen sei, an der man ein Bild der heiligen Jungfrau entdeckt, der zu Ehren man dies Kloster erbaut habe . . . ich hörte die letzten Worte kaum . . . meine Blicke hafteten auf der Mauer des Klosters — ich las: „J. KISELAC, 1828." —

Am Nachmittag des andern Tages fuhr ich nach Bilin, das wegen seines Sauerbrunnens bekannt ist. Hier versammeln sich täglich in einer reizenden Anlage um den Brunnen zahlreiche Gäste, um sich des aus Biliner Wasser, Zucker und böhmischem oder österreichischem Wein bereiteten moussirenden Getränks, das man „böhmischen Champagner" nennt, zu erfreuen. Der Trank schmeckt recht gut, aber ich ward seiner und noch mehr der keineswegs vorzüglichen Musik doch bald überdrüssig; ich ging, mir den Biliner Felsen, Borzen genannt, näher zu beschauen, den ich oft schon von Weitem gesehen hatte. Ich suchte mir den nächsten Weg, und ich fand, daß dieser gerade Weg, obgleich

er über einige Zäune, einen halbausgetrockneten Weg und mehrere Anhöhen führte, doch der beste war, denn nach einer halben Stunde stand ich am Fuße der kahlen Steinmasse. Den Felsen, auf den die Sonne mit scharfem Strahl brannte, zu besteigen, fiel mir nicht ein. Wie ich empor sah, um ihn wenigstens mit den Blicken zu ersteigen, gewahrte ich nicht weit über mir, auf einer vorragenden, ziemlich platten Steinschicht den wohlbekannten Namen: „J. KISELAC, 1828.“

Die Riesenburg gehört zu den schönsten Burgruinen Böhmens. Sie liegt auf einem Berge am Fuße des Erzgebirges, unfern von der Zisterzienser-Abtei Ossegg. So sehr auch die letztere von den Fremden besucht wird, so ist doch die Riesenburg wenig bekannt, woran der für Wagen nur schwer zugängliche Weg Schuld seyn mag. Die Burg wurde im neunten Jahrhundert gegründet und schon im vierzehnten Jahrhundert vom Kaiser Siegmund zerstört, aber ihre Trümmer trotzen noch immer der Macht der Zeit. — Die Tochter des dort wohnenden Försters, ein blasses, schüchtern-freundliches Mädchen, schloß mir die Thür der Thurmwarte auf, zu deren Zinne eine Treppe von 126 Stufen führt, die der als Botaniker bekannte Graf Franz Adam von Waldstein errichten ließ.

Es war ein stürmischer Tag; die schwarzen Tannen des Erzgebirges schlugen rauschend aneinander; dunkle Wolken lagen drückend auf den Höhen. In grauen Nebelduft gehüllt verschwammen die Berge des böhmischen Mittelgebirges und der Biliner Felsen. Der Wind wühlte kalt in meinem Haar; ein Regenschauer drohte. Ringsum großartige Einsamkeit; nichts ließ sich hören, als das Sausen

des Windes, das Rauschen der Wälder, das Krächzen einer Krähe, die schreiend an mir vorüberflog. Ich wandte den Blick auf die Trümmer des Schlosses; mit dem elegischen Matthisson zu sprechen: dacht' ich trauernd, was vor langen Jahren diese morschen Ueberreste waren ... ich dachte „der Tage, die nicht mehr sind," wo hier stolze Geschlechter herrschten, wo die Burg wiederhallte vom Klang der Harnische und Waffen, oder von der Lust des Festes, wo dort im Burghof sich munter die Knappen tummelten, wo das Fräulein sehnend den Blick über die Waldung hin durch das abendhelle Thal gleiten ließ ... ich wandte mich nach der andern Seite, meine Blicke fielen auf die Mauerbrüstung der Thurmzinne . . . o Himmel! dort wo vielleicht einst die Jungfrau lehnte und hinaussah nach dem Geliebten, dort wo damals, als „Schild und Panzer im Abendgolde glühten und Rosse flogen, ihr feuchtes Auge sprach, was selbst Petrark und Sappho nicht sängen," wie Mathisson sagt . . . dort steht jetzt der prosaische Name: „J. KISELAC, 1828!" „O der Wandlung!"

Bei dem Städtchen Außig liegt auf einem schroffen Felsen, dessen Fuß die Elbe umspült, das zerfallene Raubschloß, der Schreckstein, das für die Schifffahrt auf der Elbe früher gefährlich war. Ein alter invalider Soldat gesellte sich dort zu mir, und zeigte mir die einzelnen Theile der Burg, den Speisesaal, die Kapelle 2c. Auf dem Schreckstein ist eine Brauerei befindlich; der Alte erzählte mir, als wir über eine Brücke gingen, daß der jetzige Besitzer dieser Brauerei als Kind von der Brücke in den Abgrund gestürzt sei, ohne Schaden zu nehmen. Auch eine Volkssage lebt in diesen Ruinen: der Herr von Schreckenstein stürzte

in eifersüchtiger Wuth die ungetreue Burgfrau aus dem Fenster des Schlosses über die Felsen in die Elbe . . . das Fenster dort muß es gewesen seyn . . . Ha! Ueber dem Fenster steht: „J. KISELAC, 1828.“

Wer in Teplitz gewesen ist, wird schwerlich versäumt haben, den Mileschauer oder Donnersberg, den höchsten Berg des Mittelgebirges zu besteigen; denn von seinem Gipfel aus hat man einen Ueberblick über einen großen Theil Böhmens, und das aussichttrunkene Auge eilt entzückt von dem blauen Riesengebirge zu den mährischen Gebirgen, von dem fernen Prag zu der Kette des Erzgebirges, die man hier in ihrer ganzen Ausdehnung übersieht. Als die Gegend schon im Abendglanz erglühte, nahm ich Abschied von dem Gipfel des Mileschauer und machte mich auf den Heimweg nach dem Dorfe Borislau, wo der Wagen wartete.

Als ich in der Mitte des Berges auf einer Moosbank unter Haselgebüschen rastete, fiel mir ein, daß ich heut jenen Namen, der sich sonst überall vor mein Auge drängte, nicht gefunden habe. Doch wohin sollte auch jener Unermüdliche seinen Namen gemalt haben? An die Mooshütten, welche man auf dem kahlen Berggipfel angelegt hat?

Als ich so fragte, fiel mir ein etwas großer Stein in's Auge, der mir gegenüber am Wege lag . . . auf dem Steine stand: „J. KISELAC, 1828.“

Soll ich noch erzählen, daß ich denselben Namen auf der Ruine von Kostenblat, auf der Schlackenburg, auf den Porphyrblöcken des Judenberges, in Krzemusch, in Dux, in Ossegg, in Topperlburg ꝛc. fand? Ich fragte, ich forschte nach dem Inhaber dieses Namens. Jeder hatte den Na=

men gelesen, Jeder war neugierig wie ich, aber Auskunft wußte mir Niemand zu geben.

Bald darauf fuhr ich von Teplitz nach Prag. Ich war allein auf dem Stellwagen; aber in dem Dorfe Welemin, das unfern vom Mileschauer Berge liegt, bekam ich mehrere Berliner zu Reisegefährten; die auf dem Mileschauer Berge übernachtet hatten, um die Sonne aufgehen zu sehen, und nun nach Prag fahren wollten. Während der Badezeit wimmelt Teplitz und die Umgegend von Bewohnern Berlins; überall schlagen heimathliche Töne an unser Ohr, vaterländische Witze und Redensarten hört man überall; wenn man im Teplitzer Schloßgarten umherwandelt, glaubt man sich im Berliner Thiergarten zu befinden — ringsum bekannte Gesichter. Die Berliner, mit denen mich der Zufall auf dem Leitmeritzer Stellwagen zusammenführte, äußerten sich kritisch über die Teplitzer Umgegend. Der Eine hielt die aus Schlacken nach Art eines alten Schlosses erbaute sogenannte Schlackenburg für ein wirkliches altes Ritterschloß; der Andere zog den Kreuzberg wegen des Tivoli's und der Rutschbahn dem Teplitzer Schloßberg vor; der Dritte ärgerte sich, daß er auf dem Mileschauer für ein Glas Wasser habe zwei Kreuzer bezahlen müssen, obgleich das Wasser mit Mühe von den Eseln des Wirths auf die Gipfel des Berges geschleppt wird. Lachen mußt' ich, als alle Drei auch auf den Namen „KISELAC“ zu sprechen kamen, den sie auch überall bemerkt hatten. Sie fanden die Manie des nach Verewigung Durstenden vortrefflich, und schienen nicht abgeneigt zu seyn, ihm nachzuahmen. Ich aber blickte hinaus auf die an Ruinen reiche Gegend, und meinte an den Thürmen der Hasenburg, an den Trüm-

mern von Kameick, Kosstialow, oder den Ruinen der Todtenwarte am Fuß des Loboschberges mit großen Buchstaben „J. KISELAC, 1828“ zu lesen.

In Prag fand ich einen Bekannten, den Rent-Amtmann Z. aus P., der dort eben von Wieg angekommen war. Wir durchwanderten gemeinschaftlich die alte, an Sehenswürdigkeiten reiche Stadt.

Die Herzogsburg der Przemisl und der Libussa, der Wisherad, ist jetzt eine österreichische Festung, die wenig Bemerkenswerthes darbietet; nur um der Vergangenheit willen besuchten wir den Wisherad. Wir stiegen eine Steintreppe hinan, die hinauf nach der Festung führt, als mein Gefährte plötzlich in ein Gelächter ausbrach. Ich sah ihn erstaunt an; er zeigte auf die Steinwand der Treppe . . . ich erblickte bekannte Züge: „J. KISELAC, 1828.“

Von seinem Lachen angesteckt, fragte ich nach diesem „Ueberall und Nirgends.“ Er erzählte mir, daß dies der Name eines jungen Handlungsdieners aus Pommern sei, der durch einen bedeutenden Lotteriegewinnst in den Stand gesetzt wurde, seiner Reiselust zu folgen.

— Bis auf die Grille, fuhr mein Begleiter fort, seinen Namen auf diese auffallende Weise überall zu „verewigen,“ soll er ein verständiger, wackrer junger Mann gewesen seyn. Aber in Böhmen, in der sächsischen Schweiz, in einem Theil Schlesiens, in Mähren, im Oesterreichischen, in Tyrol findet man seinen Namen auf Burgtrümmern und Felswänden immer mit denselben langen schwarzen Buchstaben. Da ich auf meinen Wanderungen mich oft derselben Führer bediente, die er gebraucht hatte, so hörte ich von ihm mancherlei erzählen. Sein Führer mußte immer,

außer dem Felleisen, noch eine Leiter tragen, deren sich der Reisende oft bediente, um auf jeden in die Augen fallenden Ort seinen Namen und die Jahreszahl zu zeichnen. Farbentopf und Pinsel führte er zu dem Behuf immer bei sich. Jetzt ist er todt. In Tyrol soll er verunglückt seyn; er wollte, ich weiß nicht mehr wo, auf eine Steinplatte an einem Felsabhange seinen Namen malen; aber die Leiter glitschte aus, oder eine Sprosse brach, und er stürzte in die Tiefe. Friede seiner Asche! Ich hoffe, man hat auf seinen Leichenstein gegraben:

„J. KISELAC, 1828.“

Ritter- und Räuberroman.

Wer erinnert sich nicht zuweilen mit Vergnügen jener Zeit, wo seine junge Seele den romantischen Einflüssen der Ritter- und Räuberromane ausgesetzt war? Das ist eine Zeit, an die ich mit einer warmen Erinnerung zurückdenke, die sich wohl unterscheidet von jener gewöhnlichen kalten Erinnerung an gestorbene Zeiten, von jener Erinnerung, die uns gemahnt wie Mondschein auf Gräbern. Der Gedanke an jene Romanenlectüre erwärmt mir das Herz, ich hänge diesen Erinnerungen mit einer eigenen Lust nach — ich liebe noch jetzt jene vielverlachten Ritter- und Räubergeschichten; aber freilich nur so, wie ich das Spielzeug meiner Kindheit liebe.

Diese Ritter- und Räuberromane haben auch ihr Gutes; sie bilden ein erfreuliches Gegengewicht zur Langweiligkeit der Schulstunden. Wie gern flüchtet der müde Geist des Schulknaben nach geschlossener Klasse vom Zumpt und Jakobs zu Spieß und Leibrock; wie gern vergißt er die kahle Schulstube über die Schauer des Rüdhorstes oder die Schrecknisse der Todtengruft unter den Trümmern der Bärenburg. Unser Geist will in der Jugend nun einmal mehr haben, als das älterliche Haus und die Schule ihm bieten. In frühster Kindheit lauscht er entzückt den Märchen der

Amme vom Däumchen und der bösen Hexe im Pfefferkuchenhaus. Die Poesie verklärt mit diesen Märchen schon die Wiege des Kindes. Jene Abendstunden, wo uns lieb Mutter Märchen um Märchen erzählen mußte, wo wir nicht müde wurden, zu hören, wenn auch die Augen zuweilen zufielen! Wenn wir uns dann so selig behaglich und schläfrig im kleinen Bettchen ausstreckten, und daran dachten, wie es dem armen Däumchen so gut nicht ward, als er in der kalten, windigen Nacht unter einem Pilz übernachten mußte! Wie wir uns dann fürchteten, wir wußten nicht wovor? Wie die Mutter dann neben unserm Bettchen sitzen mußte, weil wir in schaurigsüßem Bangen ihre Hand nicht eher losließen, bis wir eingeschlafen waren unter dem tiefsinnigen Liede:

„Schlaf, Kindchen, schlaf!
Im Garten gehn zwei Schaf',
Ein schwarzes und ein weißes,
Und wenn das Kindchen nicht schlafen will,
So kommt das schwarze und beißt es!"

Der Geist des Knaben hat gewisse literarische Perioden durchzumachen, wie der Geist des Jünglings. Auf die Kindermärchen folgen die Robinsonaden, eine Zeit, wo man mit dem guten Robinson Crusoe auf einer wüsten Insel haust und Lama's zähmt und sich vor den Wilden fürchtet. Als ich den Robinson kennen lernte, wollte ich weglaufen vom Hause und zu Schiffe gehen, um das Vergnügen zu haben, an einer wüsten Insel zu scheitern. Und um wie viel klüger wollt' ich seyn als Robinson! Das nöthigste Handwerkzeug wollte ich in den Rocktaschen mit mir führen und vor allen Dingen ein Feuerzeug mit vielen Schwe-

felhölzchen, damit ich nicht erst wie Robinson auf einen Blitz zu warten brauchte. Den Wilden aber, den ich mir zähmen würde, wollte ich nicht Freitag, sondern Sonnabend nennen, zum Andenken an die schönsten Tage meines Lebens — die Sonnabende in jeder Woche. Ach, die Leute in einer großen Stadt wissen kaum, welche Fülle von stiller Poesie sich in kleinen Städten auf den Sonnabend zusammendrängt. Sie begreifen nicht, welchen Eindruck das macht, wenn die Straßen gegen Abend sauber vor jedem Hause gefegt werden, und die Stadt mit einem Male ein feiertägliches Ansehn bekömmt; wenn die Leute, von der Wochenarbeit ausruhend, in der Abendkühle auf der Bank vor dem Hause sitzen, mit stillheitern Gesichtern, in denen sich schon die Ruhe und Lust des Sonntags spiegelt. Und für den mit der Schule geplagten Knaben, welche Wonnen umfaßt da der Sonnabend. Wie fröhlich ist man selbst in der Schule, denn man tröstet sich mit der seligen Gewißheit: um 12 Uhr ist die Schule aus, und dann ist keine Schule den Nachmittag und den ganzen andern Tag! — Und am Nachmittag, welche Pläne werden da für den Sonntag gemacht, welche Freuden erwarten uns da... Mit einem überaus seligen Gefühl schlürft man die ganze Lust des Sonntags hoffend und erwartungsvoll in die Seele. Denn am Sonntag kommt es gewöhnlich anders und in der Erfüllung sieht Alles nüchterner aus als in der Erwartung. Ueberdies wirft die Nähe des Montags einen dunklen Schein auf den Sonntag; man kann den Gedanken an die nicht gemachten Schularbeiten, an die nicht gelernten Vokabeln nicht los werden, und so bleibt der Sonnabend der schönste Tag.

Wie freute ich mich damals darauf, meinem guten Sonnabend auf der wüsten Insel von den Freuden jener Sonnabende zu erzählen, damit er ordentlich stolz werde auf seinen Namen. Es kam aber anders; ich ward verhindert, jene Insel zu entdecken, denn gerade, als ich nach Hamburg gehen wollte, um mich einzuschiffen, ward ich von meiner kleinen Vaterstadt nach Berlin gebracht, und ich weiß kaum, wie es kam, aber in dem Gewirr der Hauptstadt trat jener friedliche Inseltraum bald in den Hintergrund meiner Seele.

In dem Gewühl der Residenz fühlte sich der aus der stillen Heimath gerissene Knabe sehr unheimlich; ich verlebte trübe Tage und ward aus Schwermuth sehr fleißig, was sonst meine Sache nicht war.

Bald sollte mir Trost werden. Eines Tages trat ein noch junger Mensch zu mir in's Zimmer, unter jedem Arm ein Pack Bücher, in blaue Tücher gebunden. Mehrere von den unbedeutenderen Leihbibliothekaren schicken hier bekanntlich ihre Bücher von Haus zu Haus und tragen sie auch wohl selbst den werthen Kunden zu. Der Fremde entfaltete seine literarischen Schätze — o welche lockende Titel, ich wußte nicht, welches von diesen vielversprechenden Werken ich wählen sollte . . . da half der Inhaber dieser Schätze mein schwankendes Urtheil leiten. Er empfahl mir dringend ein Schaudergemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge, und ich folgte seinem Wink.

Als er acht Tage darauf kam, um das „Schaudergemälde" wieder abzuholen, fragte er mich angelegentlich, wie mir die Lectüre behagt habe. Ich war entzückt und äußerte mich wie ein Entzückter. Das lange Gesicht des

blassen Menschen röthete sich lieblich, er lächelte selig-süß, und langte ein neues Werk von dem Verfasser jenes Schaudergemäldes hervor.

Später erst erfuhr ich, daß dieser Laufbursche einer Leihbibliothek der pseudonyme Verfasser jenes schauerhaften Schaudergemäldes und verschiedener anderer Werke gleichen Schlages sei. Die Lectüre der Spieß, Cramer, Leibrock ꝛc.; hatte ihn auf den Einfall gebracht, dergleichen auch zu schreiben. Ein dreibändiger Roman war das erste Erzeugniß dieses Einfalls. Der glückliche Verfasser schickte sein Werk an Gottfried Basse in Quedlinburg, der es unter seinen Verlag aufnahm und den Bogen mit achtzehn guten Groschen honorirte. Das Glück lächelte dem jungen Dichter. Ernst Friedrich Fürst von Nordhausen, der Mäcen der Romanschreiber, ward auf den jungen Dichter aufmerksam und suchte ihn für seine Romanfabrik zu engagiren. Um dieser Concurrenz willen steigerte sich das Honorar des Autors bis auf einen Thaler Preußisch pro Bogen. Wer war glücklicher als der Dichter? Wenn er seine Romane von Haus zu Haus getragen hatte und müde und matt in seine friedliche Schlafstelle kam, schrieb er im Schweiß seines Angesichts bei dem trüben Schein einer Oellampe, deren Schein zugleich einem fleißigen Schuhflicker bei seinem Berufsgeschäfte leuchtete, jene Dichtungen, welche die Wonne so manches Bibliothekenlesers wurden. — Glaubt nicht, daß ich euch Märchen erzähle! Der Pseudoname jenes Autors, der meinen poesiehungrigen Geist damals aufpäppelte, um einen der Kinderstube entlehnten Ausdruck zu gebrauchen, ist rühmiich bekannt in den Annalen der Leihbibliotheken; seine „. . . von . . .

oder die . . . der . . . Schaudergemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge" hat selbst eine zweite Auflage erlebt, ein Glück, das vielen berühmten Dichtern nicht geworden ist.

O jene Zeit! — Die Entzückungen jener Tage kann ich nicht schildern. Wie glühte mein jugendliches Herz, als Kuno von Kyburg die Silberlocke seines ermordeten Vaters in der Hand hielt, und den Schwur leistete, die Vehmgerichte zu vernichten. Wie war ich voll von Bewunderung, wenn ich Haspar'n a Spada, oder Adolph, Raugrafen von Dassel Niersteiner trinken sah! Wie faßte ich damals erstaunt an meinen Leib, und begriff nicht, wie ein so schwaches Gefäß eine solche Fülle von Humpen in sich aufnehmen könne, wie dort auf das Verderben der schändlichen Pfaffen geleert wurden. — Und diese Pfaffen! Diese schlechten Subjecte! Diese Wölfe in Schafskleidern! Wie wüthete ich mit dem edlen Haspar gegen diese Lügenbrut! — Wie viel Geister und wandernde Todtengerippe aus der Fabrik Leibrock's, des Schrecklichen, sah ich erlösen, wie viel holde Jungfrauen sah ich mit männlichen Rittern, groß in der Schlacht und beim Humpen, zum Altar treten!

Das war eine schöne Zeit! Ich wohnte damals in der kleinen Frankfurter-Straße und besuchte eine untere Klasse des Joachimsthalschen Gymnasiums. Da las ich mich immer von meiner Wohnung durch die Straßen bis zur Schule hin; das offene Buch in der Hand schritt ich wie im Traume an den Häusern hin, versenkt in romantische Schauer. Welche Spannung und Erwartung, wenn ich grade über die Schwelle des Gymnasiums trat, während das mitternächtliche Gespenst sein „Wehe! wehe!"

rief. Und wenn die Glocke läutete, mit welchem Entzücken griff ich dann wieder zu meinem theuern Buch, um zu sehen, was auf jenes mitternächtliche „Wehe! wehe!“ weiter erfolgt war.

Doch wie könnt' ich ich euch vergessen, ihr hehren Räuber, die in brüderlicher Eintracht mit jenen biedern Rittern in meiner Seele lebten, dich, edler Rinaldo Rinaldini, tapfrer Orlando Orlandini, und wie diese O—inis alle heißen mögen. Welche schöne Stunden verlebte ich in den Gebirgen Calabriens oder in den böhmischen Wäldern! Ihr verkannten Wohlthäter der Menschheit, meine Seele schwärmte für euch. „Bei den Gebeinen Rollers!“ ich hatte nicht übel Lust, zum Wohle der Menschheit eine Räuberbande zu gründen in den Wildnissen des Berliner Thiergartens. Karl Moor, dein Geist war über mich gekommen. Ein junges Mädchen, das in der Landsbergerstraße wohnte, und Putz machte, sollte Amalie seyn, meine Amalie. Dieser großartige Gedanke wäre wahrscheinlich zur Ausführung gekommen, wenn ich damals nicht hätte fleißig seyn müssen, um von Quinta nach Quarta versetzt zu werden. An solchen Geringfügigkeiten hängt oft das Wohl der Menschheit.

Bald kam ich um jene literarische Unschuld, die durchaus erforderlich ist, wenn man Geschmack an Ritter- und Räuberromanen finden will. Die Kritik begann sich meines unerfahrenen Herzens zu bemächtigen. Ich machte die Entdeckung, daß Goethe's „Götz von Berlichingen“ doch gewissermaßen besser sei, als der vortreffliche Roman von C. Hildebrandt „Götz von Berlichingen, der furchtbare Ritter mit der eisernen Hand.“ Unselige Kritik! Der Zau-

der, der mich umfing, war gelöst. Ich lächelte über die tapfern Ritter und heimtückischen Pfaffen, ich lächelte über die edlen Räuber und furchtbaren Bösewichter; jene bewunderten Autoren sanken herab von ihrer romantischen Höhe und waren nun nichts mehr, als arme Teufel, welche, um nicht Hungers zu sterben, alle die Herrlichkeiten und Gräuel erfunden hatten, den Bogen zu 18 Groschen Courant.

Stadien der Liebe und Poesie.

(1836.)

Es giebt Dichter, die nur dann dichten können, wenn sie zuvor dem heitern Dionysos gehuldigt haben; und wieder giebt es Dichter, die nur dann dichten können, wenn sie verliebt sind. Das Eine wie das Andere ist ganz gut und wirksam; die Blumen der Poesie blühen gar lustig, wenn edles Naß sie begießt, wenn schöne Augen ihnen sonnen. Es ist nur schade, daß man nicht beständig trinken, daß man nicht beständig verliebt seyn kann; es ist schade, daß diesem schönen Doppelrausche gewöhnlich jener fatale Zustand folgt, welchen die Perser Bidamachbuden und wir Deutschen Katzenjammer nennen. Katzenjammer der Liebe — schreckliche Krankheit! Wohl dem, der sie nicht kennt! Da hilft kein Sardellensalat, kein marinirter Häring! Die Welt zieht seufzend das bunte Traumgewand aus, trübselig, wie ein Mädchen nach dem Balle den erborgten Ballstaat ablegt. Alles sieht so ganz anders aus. Der Blick bekommt so etwas unglückselig Zergliederndes, traurig Scharfsichtiges; jedes schöne Mädchen, früher ein Engel des Himmels, ist dann nichts, als eben ein Mädchen, und sieht so haubenstockartig, so puppenhaft aus; in jedem Glas

Wein schmeckt man Schwefel und Bleizucker; bei jeder Blume möchte man, statt ihren Duft zu athmen, fragen, zu welcher Klasse sie nach Linné gehört; man könnte beständig Recensionen schreiben und läuft umher, selbst eine verkörperte, mißfällige Recension der ganzen Welt. Und wie langweilig ist Einem dann zu Muthe, wie langweilig, wie spree-athieniensisch. Ach, der Katzenjammer der Liebe ist eine entsetzliche Krankheit!

Ich kenne nichts Beklagenswertheres, als einen Dichter, der an diesem Uebel siecht. Da kann er kein Lied dichten; kindesmörderisch tödtet er die Embryonen noch ungeborener Lieder; Alles, was er früher geschrieben, findet er noch schlechter, als es seine Recensenten gefunden haben. Es ist seltsam, daß noch kein Dichter an solch einer poetischen Verstopfung gestorben ist.

Lacht nicht! Damit ist nicht zu scherzen. Wer kann leben, ohne zu athmen, und dem Poeten ist Dichten das Athemholen des Geistes.

Es ist schön, wenn nach trüben Wintertagen der Frühling beginnt, wenn die Erde ihre geschlossenen Augen wieder aufschlägt, wenn die Blumen neugierig hervorkommen und sich die Bäume grün herausputzen zum Geburtsfest der Erde. Dann geht ein Wonneschauern durch die Welt, das nicht blos im Menschenherzen, das auch in jedem Baum, in jeder Blume, in jedem Hälmchen wiederzittert. Und wie schön sind schon die Vorboten dieser schönen Zeit: wenn die starren Eiszapfen sich klingend von den Dächern lösen, wenn der Schnee sich allmälig verkriecht, wenn der Tauwind lau und brausend durch die Straßen zieht, und die Erde so frisch, so eigen duftet!

Das ist das Weben jedes neuen Frühlings, und die Welt jauchzt dem Nahenden entgegen; die Lieder lenztrunkener Vögel grüßen ihn. Aber wie selig schwillt erst das Herz, wenn ihm ein neuer Frühling des Herzens anbricht, wenn das Eis des Busens schmilzt im Augensonnenstrahl eines schönen Mädchens, wenn die Wogen des Gefühls wieder lustig emporbrausen, wie die vom Frühlingswind geschwellten Fluthen des Stromes, wenn tausend duftige Traumblumen im Geiste erblühen, und die Nachtigallen des Herzens ihre süßesten Melodieengrüße dem neuen Liebesfrühling bringen . . . Neue Liebe, neue Lieder!

Wie ist da die Welt mit einem Male verwandelt! Eine blühende Braut, liebend und geliebt, breitet sie glühend unsichtbare Arme aus, den Bräutigam zu umschlingen, und der Bräutigam ist der Dichter. Er ruht wonneträumend an ihrem Busen, er fühlt ihren Herzschlag; sie schauert selig in seiner Umarmung, er küßt sie, und jeder Kuß ist ein Gedicht. Und wie jenes Kind der Elemente, Undine, (in Fouqué's Dichtung), erst in der Umarmung des Geliebten die Seele empfängt, so beseelt auch der Dichter jetzt erst die Schöpfung; sie schaut, wie Undine am Brautmorgen, mit einem Male so wundersam fremd und eigen und doch so bekannt, so kindheittraulich!

Aber ehe solch ein neuer Liebesfrühling uns anbricht, wie lange dauert das! Wie viele Märzfröste und Aprilregenschauer des Gefühls gehen dem Mai der Liebe vorher! Wir sind ja keine idealtrunkene Knaben mehr, wir haben ja schon geliebt und sind im Katzenjammer der Liebe sehr vernünftige und langweilige Menschen geworden, die sich von thörichten Gefühlsschwärmereien nicht sollten über-

flügeln lassen. Da reflectirt man dann sehr vernünftig und sehr langweilig:

— Was ist denn so ein Mädchen? Pah — ein Mädchen! Freilich . . . hübsch ist sie, sehr hübsch, aber was weiter? Nichts, nichts! Da suche Niemand Geist oder Gefühl! Einen Mann, das heißt einen Mann, wie ihn Mutter Natur schafft, nicht wie ihn der Schneider nach dem Modenjournal näht, wissen sie nicht zu würdigen, eben so wie eine Schriftstellerin nie einen Mann im wahren Sinne des Wortes wird zu zeichnen wissen. Eine hübsche Uniform, ein flinker Tänzer oder ein solider Freier reussiren immer, während ein Herz voll Treue und Liebe einen leeren Geldbeutel nicht aufwiegen kann. Wenn man die Liebe eines Mädchens zergliedern wollte, seltsame Resultate würden an den Tag kommen. Und solch einem Geschöpfchen willst Du den Blüthenschnee Deiner Lieder in den Schooß streuen? Ein Verlobungsring ist ihr lieber als die Sternenkränze der Dichtung. Sie will lieber die Frau eines soliden Philisters, als die Beatrice, Laura, Leonore eines Dante, Petrarca, Tasso werden. Dummes Herz, das vor Lust springen möchte, wenn ihr Gewand — ein Kleid von schnödem Kattun — mich flüchtig berührte!

Aber was helfen solche Betrachtungen! Das ist gerade, als wollte die Blume im Lenze fragen, warum sie blüht, warum die Sonne scheint. Wir lieben und suchen vergebens Gründe für diese Liebe. Ach, Liebe erklärt sich nur durch sich selbst! — Wir zucken bedauernd die Achseln über das Mädchen unserer Liebe, während die Seele sich wund knieet vor dem Altar, wo dies gewöhnliche Mädchen als Göttin thront. Die Ader der Poesie springt und blutet

hin in Liedesströmen, ihr Bild und nur ihr Bild wiederspiegelnd.

Wie sehr ist jeder neue Liebeslenz von jenem Jugendfrühling des Lebens verschieden, den man erste Liebe nennt. Dasselbe Gefühl und doch so ganz anders! Damals liebte das Herz, aber man fragte nicht, wie jetzt: Herz, warum liebst Du? — Wir träumten wundersüße Träume, aber wir weckten uns nicht selbst auf aus diesen Träumen, um uns zu fragen: Warum träumst Du? Stürmische Gefühle hoben unsere Brust, aber wir kritisirten diese Gefühle nicht. Unser ganzes Leben verschwamm in Liebe und Poesie . . . in dem Rosengarten unseres Herzens blieb kein Plätzchen übrig für die Disteln modern kalter Lebensanschauung. O jene Zeit! Da war jeder Kuß eine reinheilige Offenbarung der Liebe und Poesie, während man später im Entzücken des ersten Kusses doch fatale Besonnenheit genug besitzt, um argwöhnisch zu fragen: Diese süßen Lippen, haben sie vielleicht schon früher geküßt? Hat dieser Busen schon für einen Andern geklopft? Hat diesen schlanken, warmen Leib schon ein anderer Arm liebend umfangen? Das sind unangenehme Betrachtungen, die feindlich rauh den zarten Psycheflügelstaub der Liebe wegblasen.

So fragte man damals nicht, als das Herz noch ein schwellendes Samenkorn war, das tausend Keime der Lust in sich trug. Das Einzige, was wir jetzt errungen haben, ist das Bewußtseyn unserer Schwäche. Wir selbst haben Rosenbande in Ketten verwandelt . . . was hilft es, daß wir an der Kette rütteln — wir sprengen sie nicht. Der ist der Vernünftigste, der die Fessel mit Anstand, leicht und zierlich trägt.

Aus solchen Liebeszuständen gehen Lieder hervor, wie man sie jetzt sehr häufig findet, und die man kurz absprechend „heinisch“ nennt. Ein Jüngling, der zum ersten Male liebt, kann solche Lieder nicht machen, in diesem idealen Liebesrausche schwärmt man mit Schiller und Ernst Schulze, und selbst das rechte Verständniß heine'scher Lieder fehlt uns. Das sollen Gedichte seyn? fragte ich damals ganz verächtlich, als mir einige Lieder von Heine zu Gesicht kamen. Ich hielt mich damals, gegen diesen unbedeutenden Heinrich Heine betrachtet, für einen ungeheuer großen Dichter; denn ich machte damals viele längliche, hochtrabende Gedichte, und in jedem kam das Wort „Ideal“ mehrere Male vor. Später, als aus jenem Liebestaumel sich ein bedeutender Liebeskatzenjammer entwickelte, als ich wieder lieben lernte, aber auf eine andere Weise, ging mir erst das Verständniß der modernen Poesie auf, wie sie sich jetzt in unsern Liedern ausgeprägt hat. Ich begriff, wie man sich über ein Mädchen ärgern und moquiren, und ihr poetische Sottisen sagen kann, und doch nicht unterläßt, die Steine der Treppe zu küssen,

„Die oft ihr kleiner Fuß berührt
Und ihres Kleides Schleppe.“

Ich begriff jenes charakteristische Gedicht:

„Wer zum ersten Male liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweiten Male
Glücklos liebt, der ist ein Narr.

Ich, ein solcher Narr, ich liebe
Wieder ohne Gegenliebe!

Sonne, Mond und Sterne lachen,
Und ich lache mit und — sterbe."

Das Bewußtseyn seiner selbst charakterisirt den modernen Dichter. Er sieht sich beständig wie in einem Spiegel; sein Herz liegt offen vor ihm, und jede Blume des Gefühls weiß er zu verfolgen bis in ihre geheimsten Wurzelfasern; der moderne Dichter ist der Anatom seines eigenen Herzens. Früher besang der Dichter fast nur die Geliebte und goß allen Schmuck, allen Reiz der Erde und des Himmels über sie; jetzt besingt man eigentlich nur sich selbst, und die Geliebte des Dichters sehen wir nur, wie sich ihr Bild in dem bewegten Spiegel seines Herzens abschattet. Die moderne Poesie ist eine Poesie des Egoismus.

Norddeutsche Volkssagen.*)

1. Die Todten.

Des Nachts versammeln sich in den Kirchen die Todten und halten dort ihren Gottesdienst. Sie sollen es schwer rächen, wenn ein Fürwitziger sich dann in ihre Nähe wagt oder gar ihre Andacht stört.

In einer Stadt mußte das Mädchen, das bei dem Pfarrer diente, die Sitze in den Kirchstühlen abbürsten und rein halten, konnte dies aber gewöhnlich nur des Abends thun, wenn sie ihre sonstige häusliche Arbeit besorgt hatte. Sie pflegte sich dabei immer in Gedanken ein frommes Lied herzusagen, und nie war ihr in der stillen dunkeln Kirche etwas Unheimliches begegnet. — Einst war es wieder zehn Uhr geworden, als sie mit einer Laterne in die Kirche trat, um ihre Arbeit zu verrichten. Diesmal schlich ihr ein junger, lustiger Mann, ihr Liebhaber, nach, der sich einen Spaß mit ihr machen und sie erschrecken wollte. Er tappte leise zur Orgel hinauf und rief von dort mit dumpfer Stimme den Namen des Mädchens. Sie schrak zusammen, sie sah nach der Stelle hin, wo die Stimme herkam und gewahrte dort eine dunkle Gestalt. Von Angst und Grauen ergriffen, wandte sie der Gegend den Rücken

*) Nach mündlicher Ueberlieferung.

zu, bürstete mit bebender Hand in Eile den Sitz noch vollends rein, ergriff dann ihre Laterne und rannte wie gejagt nach der Kirchenpforte. Sein Lachen, sein Ruf: Ich bin's ja! verhallte in dem Krachen der zuschlagenden Thür; er hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, er sah durch das Fenster das Mädchen mit ihrer Laterne eilig über den Hof laufen und in der Straße verschwinden — er war allein in der Kirche.

Am andern Morgen fand man den Boden des Gotteshauses mit Blut befleckt, den Leichnam des jungen Mannes zerrissen und zerfetzt, und auf jedem Sitze ein Stücklein von seinem Leibe.

2. Das Steinbild.

Beim Graben in einem Garten ward vor Jahren in Itzehoe ein altes Steinbild in der Erde gefunden und einstweilen auf den Flur des Hauses gestellt. Zufällig stand es dort der offenen Küchenthür gegenüber, so daß der Schein von der Flamme des Herdes auf den Stein fiel. Am Abend legte das Dienstmädchen auf die Gluth einige Stücke Torf und schüttete Asche darüber, wie es dort die Mägde zu thun pflegen, um am andern Morgen gleich Gluth auf dem Herde zu finden. Als sie die erste Schaufel voll Asche auf das Feuer schüttete und die Flamme zischend aufschlug, hörte sie ein lautes Lachen: Hahahahaha! Sie sah sich um und erblickte nichts, als das Steinbild, das in dem ungewissen Lichte zu leben und sich zu regen schien. Nun schüttete sie eine zweite Schaufel auf die Gluth, die Flamme schlug empor und wieder scholl es: Hahahahaha! Diesmal

täuschte sie sich nicht, der Stein lachte. Voll Angst rief sie den Hausherrn und warf in seiner Gegenwart die dritte Schaufel Asche auf die Kohlen; Beide hörten, als die Flamme aufzischte, dasselbe Lachen: Hahahahaha! — Der Mann raffte all' seinen Muth zusammen und beschwor das Steinbild und fragte: Wer da gelacht habe? Eine Stimme antwortete: „Wer ich bin, kann ich dir nicht sagen; aber seit vielen hundert Jahren war ich in diesen Stein gebannt. Jedesmal, wenn hier die Flamme so zornig emporfuhr, machten die erschrockenen Geister in dem Feuer so tolle und vertrackte Geberden, daß ich darüber laut auflachen mußte. Weil ich aber dreimal habe lachen müssen, bin ich erlöst." — Nun schwieg die Stimme, und es blieb auch ruhig, als nun Asche auf die Gluth geschüttet wurde. Der Stein aber zerbröckelte bald darauf und zerfiel.

Wenn das Feuer zuweilen hell aufschlägt und zischt und sprudelt, so muß die Köchin schnell in die Flamme spucken, sonst bekommt sie bald hernach Verdruß und Zank. Dieß plötzliche Zischen und Brausen des Feuers rührt nach dem Volksglauben von den kleinen Geistern in der Flamme her, und man sagt dann: Das Feuer zankt.

3. Die Hünen.

Nicht weit von Bergelau im Flatauer Kreise (Hinterpommern) stehen vierzig große Steine in der Runde; davon geht die Sage: die Götter hätten den Hünen verboten, am Sonnabend zu tanzen; als aber dennoch einst vierzig Hünen dieß Gebot nicht beachteten, wurden sie von den erzürnten Göttern in Stein verwandelt.

4. Die versunkene Stadt.

Vom Fehrbelliner See in der Ukermark geht die Sage, daß dort vor Zeiten eine Stadt versunken sei, wo jetzt der See fluthet. Die Fischer, welche des Abends jenen See befahren, der sehr tief und fast immer unruhig ist, hören zuweilen die Glocken aus der Tiefe herauf läuten. Dann eilen die Fischer, das Land zu erreichen, denn die Glocken verkünden nahen Sturm.

5. Blumenthal.

Nicht weit von Wrietzen im dortigen Walde soll vor Zeiten eine Stadt, Namens Blumenthal, gestanden haben, in welcher einst alle Einwohner an der Pest gestorben sind. Seitdem ist die Stadt, verfallen und versunken und vom Wald überwachsen, nicht mehr zu finden.

6. Menschen in Stein verwandelt.

Bei dem Dorfe Wirchow in der Neumark sieht man vierzehn Steine in einem Kreise stehen. Von diesen Steinen geht die Sage, daß einmal am Pfingsttage auf diesem Felde mehrere Menschen nackend einen Tanz aufgeführt haben und zur Strafe dafür in Stein verwandelt worden sind. Einer dieser Steine, der zwei Ellen hoch und wie mit Reifen umgeben ist, gilt bei dem Volke für einen verwandelten Bierschänker. Außerhalb des Kreises stehen die gleichfalls verwandelten Spielleute, an denen man noch die Spuren von Geigen bemerkt.

7. Riesenstein.

Auf dem Stolpenhagenschen Felde, bei dem Amte Müllenbeck, befindet sich ein ungeheurer Stein, auf dessen Ober-

fläche man den Eindruck einer großen Mannshand gewahrt. Diesen Stein soll einst ein Riese zum Zeichen seiner Kraft über den dortigen Wandelitzer See geworfen haben. Bei'm Anfassen hat seine Hand sich in den Stein gedrückt.

8. Die Glocken.

Zu Bernau gab es früher, so weit der Schall der sogenannten Bürgerglocke hörbar war, keine Schlangen und Nattern, höchstens alle sieben Jahre ein oder drei Stück. Die Ursache soll Folgendes gewesen sein: Als man diese Glocke gegossen, und die nach damaligem Gebrauch erbetenen Pathen Silber und anderes Erz in den Guß gethan, ist ein altes Weib gekommen und hat gesagt, sie wolle dem Glockenkindlein auch etwas schenken. Darauf hat sie eine lebendige Schlange in den Guß laufen lassen und hinzugefügt, daß sich nun bald die damals so häufigen Schlangen und Nattern verlieren würden, welches auch eingetroffen ist. Doch fügte es sich einmal, daß diese Glocke einen Riß bekam und nicht mehr gezogen wurde; da nahm jenes Ungeziefer wieder sehr überhand, bis im Jahre 1649 die Glocke wieder geläutet wurde.

Aehnliches erzählt man von der St. Marienglocke zu Stargard. Dort soll man beim Guß der Glocke Schlangenfett gebraucht haben, um das Glockengut, das sich nicht zum Guß bequemen wollte, geschmeidig zu machen. Als die Glocke zum ersten Male geläutet wurde, fand man eine Meile weit um die Stadt allenthalben todte Schlangen. Auch die große Glocke zu Prenzlau soll im Besitz ähnlicher Wunder seyn.

9. Zwei Bäume.

Im Jahre 1741 soll unweit Müncheberg eine Birke, statt der gewöhnlichen Blüthe, seltsame weiße Blumen getragen, und zu Wollin ein Kirschbaum gestanden haben, dessen Blüthe die Gestalt der Ranunkeln hatte. Man hat damals viel Wunderbares aus der Blüthe dieser Bäume prophezeihen wollen.

10. Die Wundereiche.

Hinter Zatzke am Wege nach Blesendorf, nahe bei Wittstock, stand vor Zeiten eine ästige, gespaltene Eiche, zu der eine Menge Lahmer wallfahrteten, die durch den Spalt des Eichbaums krochen und gesund wurden. Der Erste, bei dem sich die Wunderkraft der Eiche bewährte, soll ein Fleischerknecht aus Wiburg in Holstein gewesen seyn, der um's Jahr 1668 geheilt wurde. Besonders stark war der Zulauf der Kranken im Jahre 1680. — Churfürst Friedrich Wilhelm ließ die Eiche umhauen.

11. Der Hirsch.

Der Churfürst Joachim I. soll einmal auf der Jagd einen Hirsch wahrgenommen haben, der auf dem Kopfe statt des Geweihes ein Kruzifix trug. Bald darauf ist der Churfürst gestorben. — Jene Begebenheit war in eine Tapete gewirkt, welche sich auf dem Schlosse zu Köpenick befand.

12. Die Waldfrau.

Als einst in der Nacht ein Mann bei der sogenannten gebrannten Eiche auf dem Wege zwischen Neustadt und

Joachimsthal vorbei kam, fühlte er plötzlich auf seinem Rücken eine schwere Last, als wenn Jemand auf ihm säße und die Hände um seinen Hals geschlungen hätte. Eine Strecke Weges mußte der Mann die Last tragen, dann fiel sie von seinem Rücken ab, und er sah eine weiße Frau durch die Gebüsche huschen. — Mehreren Leuten, die in der Nacht dieses Weges kamen, ist dasselbe begegnet, und noch jetzt geht nicht leicht Jemand des Weges, ohne mit Angst der weißen Frau zu gedenken.

13. Der Barmsee.

An der Stelle, wo jetzt der Barmsee ist, in der Forst bei Falkenwalde, hat vormals eine Stadt gestanden, die ist versunken, daß man keine Spur davon gewahr wird. Aber am Johannistage tönen im See noch die Glocken, doch nur für Sonntagskinder vernehmbar.

14. Der Johannistag.

Der Johannistag ist auch wichtig für den, welcher den hohen Stein bei Anklam besteigen will. Das ist ein alter Wartthurm bei Anklam, bei dem es nicht geheuer ist. Wer am Johannistage hineinkommt, findet oben einen Sack voller Erbsen. Von diesen darf er nehmen, so viel er tragen kann. Gelingt's ihm, die rechte Stunde zu treffen, so ist sein Glück gemacht; denn die Erbsen verwandeln sich in Goldstücke.

15. Der Freuden- und der Trauerberg.

Auf der Feldmark Trebenow, unweit Wollin, liegt ein Hügel und auf demselben ein Felsblock, bei welchem

die Heiden Freudenfeste gefeiert haben. Davon hieß er sonst der Freudenberg. Als nun Herzog Barnim mit seinen Rittern zu einem Kreuzzuge in's gelobte Land zog, da folgte ihm auch der Ritter von der Trebenower Burg, Flemming genannt. Als er in Pilgertracht endlich wieder heimkehrte, erschlugen ihn seine Knechte ohne ihn zu kennen am Freudenberge, wo sie Wegelagerung hielten. Aber die Unthat ward durch einen Ring entdeckt. Seitdem heißt jener Hügel der Trauerberg, und die Wiesen am Fuße desselben, nach der Mutter des Erschlagenen, die Barbara-Wiesen.

16. Das Teufelsbruch.

Auf der Feldmark Polchow, Amts Stettin, liegt nicht weit von dem Teufelsbruche ein Felsblock, der Teufelsstein genannt, weil der Teufel am Johannistage darauf sein Mittagschläfchen hält. Derselbe wird alsdann so weich wie frischer Käse; denn der Teufel hat in die Seitenfläche den Kopf, die Schulter, den Arm, Leib und Fuß abgedrückt. Nach der Mittagsruhe entfernt er sich durch das nahe gelegene Bruch; davon heißt es das Teufelsbruch. — Neben jenem Steine liegen sieben andere kleinere Steine, welche die Siebenbrüdersteine genannt werden, und dem Bache, der nicht weit davon entspringt, den Namen des Siebenbrüderbaches gegeben haben. Es haben nämlich sieben Brüder die Gegend besessen, die haben bei dem großen Steine zusammen geopfert, und sich der sieben kleinen Steine zum Sitzen bedient.

17. Der Schatz und die Jungfrau.

In der Ziegenorter Forst, da wo der Weg von Ziegenort nach Hammer führt, wird eine kleine Grube gezeigt, in der früher ein Schatz verborgen war. Dort ließ sich von Zeit zu Zeit eine schöne goldgelockte Jungfrau sehen, welche dem den Schatz verhieß, der sie durch die Furth tragen würde. Lange hat es Niemand gewagt, bis sich endlich ein Waidmann ihrer erbarmt und sie durch die Fuhrt getragen haben soll. Er hat den Schatz gehoben, und die Jungfrau ist nicht wieder gesehen worden.

18. Der Schutzgeist.

Wenn ein Baum, unter dem ein Kind begraben wurde, bei dem Bau eines Schiffes gebraucht wird, glaubte der Seemann, das Schiff werde von dem Kinde beschützt, und nur wenn das Fahrzeug untergeht, zeige sich die Gestalt des Kindes am Mittelmast, um mit dem Schiff zu versinken.

19. Der Fluch.

In Pommern liegt das Stammschloß der Herren v. R. Vor mehreren hundert Jahren lebte hier Einer aus diesem Geschlecht, der gar harten und grausamen Gemüths war und sich gegen seine Unterthanen oft arge Gewaltthätigkeiten erlaubte. Einst an einem regnerischen, stürmischen Abend kam ein hochschwangeres Bettelweib auf das Schloß und bat um ein Nachtlager. Rauh schlug ihr der Herr v. R. die Bitte ab; doch sie zögerte zu gehen und ließ nicht nach mit ihrem Verlangen. Sie flehte, er möge ihr

nur erlauben, auf der Thürschwelle seines Hauses die Nacht hinzubringen. Da gebot der Schloßherr seinen Leuten, die Frau zu binden und auf der Thorschwelle zwischen Thür und Angel einzuklemmen. Der Befehl ward vollführt, und die Unglückliche gab dabei ihren Geist auf. Ehe sie aber starb, sprach sie einen schweren Fluch über den Schloßherrn und — da er auch ihres Kindes nicht geschont — über sein ganzes Geschlecht aus.

Von dieser Zeit an hatte der Herr v. R. keine Ruhe mehr in seinem Schlosse, es trieb ihn rastlos durch die Zimmer und Gänge. Er starb bald darauf; aber es duldete ihn auch nicht im Grabe. Man sah ihn oft im Leichenkleide mit todtenfahlem Gesicht umherwandeln. Der Spuk verscheuchte bald die Bewohner des Schlosses; alle Versuche, ihn zu bannen, waren fruchtlos. Das prächtige Gebäude steht seit langer Zeit verödet und wird nur als Erbbegräbniß der Familie gebraucht. Einige Zimmer im Erdgeschoß bewohnt ein Verwalter, der wenig von dem gespenstischen Treiben angefochten wird. Sobald aber Einer aus dem Geschlechte der Herren v. R. auf dem Schlosse einkehrt, beginnt es zu toben und zu lärmen; der todte Ahnherr zeigt sich in seinem Leichengewande, und Alles ruht nicht eher, bis der Gast das Schloß verlassen hat.

Auch an den Nachkommen jenes Herrn v. R. scheint sich der Fluch der Bettlerin zu erfüllen; das Unglück verfolgte sie, und die meisten starben eines frühzeitigen Todes. Jetzt soll nur noch Einer aus der Familie leben. Man glaubt, daß nach dem Tode des Letzten aus dem Geschlecht der Spuk aufhören und der Todte Friede im Grabe finden werde.

20. Die Schanze.

Bei dem Dorfe Klein-Luckow liegt ein hoher Berg, die Schanze genannt; hier hat Wallenstein Wälle aufwerfen und Gräben machen lassen; er hat dort gelagert. Aber es war eine unfreundliche Stätte. In einer Nacht wurde die Mannschaft überfallen und größtentheils getödtet; darunter viele Lieblinge des Feldherrn. Und alle hundert Jahr in derselben Nacht bauen unsichtbare Geisterhände die Zelte wieder auf, die riesigen Musketiergestalten wachen auf aus dem Todesschlummer, die Schanze belebt sich mit wildem Kriegstumulte. — Der Feldherr reitet still und schweigsam durch die Reihen! Nach Mitternacht verschwindet Alles wieder.

21. Der Mann ohne Kopf.

In dem Städchen Ellrich im Harz soll sich Nachts auf den Straßen die Gestalt eines Mannes ohne Kopf zeigen. — Eine Frau ging Nachts mit ihrem Kinde über die Straße, um es von einer Bekannten stillen zu lassen. Da stand das Gespenst neben ihr und langte nach dem Kinde. Sie schrie auf und floh. Als sie der andern Frau, die das Kind säugen sollte, erzählte, was ihr begegnet war, sagte diese: Das war der Müller von Harzingerode! Sein Erscheinen bedeutet nichts Gutes. Am andern Tage starb das Kind.

22. Goldkohlen.

Ein armes Mädchen, das bei einem Bauer in Landsberg an der Warthe diente, hatte an einem heißen Sommertage allein im Brauhause zu thun. Eben schüttete sie

frische Kohlen unter den Kessel, als sie hinter sich ein Geräusch hörte. Sie sah sich um und erblickte ein kleines, steinaltes Männchen; ehrerbietig grüßte sie den Kleinen, und er dankte gar freundlich. Die Magd achtete der Erscheinung weiter nicht und wandte sich zu ihrer Arbeit. Wie erstaunte sie aber, als sie die Gluth erloschen und die Kohlen alle in eitel gediegen Gold verwandelt sah. Sie rief ihren Dienstherrn, der mit ihrer Hülfe den Schatz verbarg und nach und nach die Goldklumpen verkaufte. Er theilte das Geld mit ihr und beide wurden die reichsten Leute in der Stadt.

23. Ein Schatz will gehoben seyn.

Eine Frau in Stettin fuhr einst in der Nacht aus dem Schlaf auf und hörte, während die Uhr zwölf schlug, eine Stimme: „Steh' auf! Komm mit! Du sollst einen Schatz heben!" — Die Frau barg sich bebend in die Kissen und antwortete nicht. In der folgenden Nacht ließ sich dieselbe Stimme hören: „Steh' auf! Komm mit! Du sollst einen Schatz heben!" Und wieder vermochte die Frau nicht zu antworten. In der dritten Nacht ließ sie ihre Kinder und Dienstleute in dem hellerleuchteten Zimmer bei sich wachen. Deutlich vernahm sie zu derselben Stunde, während kein Andrer etwas hörte, die nämlichen Worte: „Steh' auf! Komm mit! Du sollst einen Schatz heben!" Sie selbst sah nichts an der Stelle, von der die Stimme herkam. Da schrie sie auf, Angstschweiß trat auf ihre Stirn. Alle eilten herzu. — Noch hörte sie die Worte, aber leise verhallend: „Nun ist's zu spät — zu spät — zu spät." —

Seit der Zeit hat sich in dem Hause nichts Gespenstisches weiter zugetragen.

24. Das Riesengrab.

Ein großes Grab liegt in der Böck'schen Kieferhaide nicht weit von Rehhagen bei Daber, südwestlich davon ein großer Stein; nordwärts der Rothkamp.

Dort beschloß ein mächtiger Riese, seines Lebens überdrüßig, zu sterben. Von der Stelle, wo jetzt die Böck'sche Mühle steht, wirft er den erwähnten großen Stein durch die Luft; in der Absicht, sich da den Tod zu geben, wo er zur Erde fallen wird. Er thut es und aus der Wunde spritzt der Blutstrahl zwölfhundert Fuß weit über die Flur die noch jetzt der Rothkamp heißt. Unter dem Erdwalle hat man den Körper des Riesen bestattet.

25. Das Schloßfräulein.

In Bromberg zeigt sich in den Trümmern des alten Schlosses nächtlich ein schönes, blasses Frauenbild. Vor mehreren Jahrhunderten soll die Jungfrau gelebt haben und die Tochter des Schloßherrn gewesen seyn. Sie liebte einen jungen Ritter, aber der Vater wollte ihre Hand nicht in die des Geliebten legen. Da entspann sich zwischen Beiden eine Fehde; es kam zum Kampf. In Rittertracht vermummt, mischte sich das Fräulein in's Gewühl des Streites. Sie sah, wie ihr Geliebter eben vor dem Schwert ihres Vaters erliegen wollte; da hob sie ihr Schwert gegen den Vater, — er sank, von der Hand der Tochter zum Tode getroffen. — Zur Strafe muß ihr ruheloser Geist noch jetzt umherirren.

26. Das Riesenmägdlein.

Das Jasmunder Landvolk erzählt von der Entstehung des Dubberworth, eines Hügels in der Gegend von Sagard: Es habe vor undenklichen Zeiten eine ungeheure Riesin auf Jasmund gewohnt, der das Land unterworfen gewesen sei. Diese hätte sich dem Fürsten von Rügen zur Gemahlin angetragen, welcher aber für die große Ehre gedankt habe, worauf sie beschlossen, ihn durch die Gewalt der Waffen dazu zu zwingen. Um aber schnell und sicher mit einem Heere nach Rügen hinüber zu kommen, sei sie auf den Einfall gerathen, den jasmundischen Boden mit Sand zu verschütten. Allein schon in der ersten Ladung sei sie so unglücklich gewesen, daß sie den ganzen Ausfüllungsplan aufgegeben habe. Denn schon bei Sagard sei in der Schürze oder dem Sack, den sie getragen, ein Loch entstanden, woraus ein mächtiger Sandstrom sich ergossen, und den Dubberworth gebildet habe.

27.

Der Dubberworth, ein Hünengrab bei Sagard, soll auf folgende Weise entstanden seyn. Früher hausten Riesen auf der Insel Rügen; ein Riesenmägdlein, das in der Stubbnitz wohnte, besuchte oft eine Freundin auf dem Rugard bei Bergen und mußte dann immer wegen des Wassers (Jasmunder Bodden) einen bedeutenden Umweg nehmen. Da beschloß sie, um diesem Uebelstande abzuhelfen, das Wasser an einer Stelle zu verschütten und sich einen Damm zu erbauen. Zu diesem Behuf füllte sie die Schürze mit Erde und machte sich auf den Weg. Aber schon auf

halbem Wege, da, wo jetzt der Flecken Sagard steht, riß ihr die Schürze und die Last stürzte zu Boden, wo sie noch heutigen Tages als ein grünbewachsener Hügel zu sehen ist.

28. Der Schwur.

In einem Städtchen im Harzgebirge lebten zwei Brautleute; sie gingen eines Tages vor dem Thor nebeneinander, und er äußerte Zweifel an ihrer Liebe. Da schwur ihm die Braut unter Gottes freiem Himmel ewige Treue, und übergab Leib und Seele der Hölle, wenn sie ihm je untreu würde: der Teufel solle sie holen, wenn sie ihren Schwur bräche.

Der Hochzeittag war gekommen; die Braut tanzte mit einem schönen, jungen Manne, und mit eifersüchtigem Schrecken gewahrte der Bräutigam Zeichen eines innigen Verständnisses zwischen den Beiden. Eh' er die Braut nach beendigtem Tanz zur Rede stellen konnte, war ein Fremder eingetreten, und hatte sie zum neuen Tanz aufgefordert. Sie reichte ihm willig die Hand, und der Fremde tanzte mit ihr rascher und immer rascher, bis er endlich mit ihr seitwärts durch das Fenster sauste. Beide waren verschwunden, und man hat von ihnen nichts wieder gesehen und gehört.

29. Gespenstischer Wagen.

Durch die Straßen von Berlin fährt des Nachts zu verschiedenen Stunden ein Wagen mit dumpfem Geroll. Wer dies Rollen, welches gar grausig seyn und Jeden, der es hört, mit Todesangst erfüllen soll, einmal vernommen

hat, der muß von da in jeder Nacht in der nämlichen Stunde erwachen, von einer unerklärlichen Angst aus dem Schlafe geschreckt. Gesehen hat diesen Wagen, den man den Rollwagen nennt, noch Niemand. Auch über seinen Ursprung habe ich nichts erfahren können.

30. Der Vogel.

Ein Bauer fuhr durch einen dichten Wald bei Bromberg. Der Abend brach herein, und noch ließ sich kein Haus, kein Dorf erblicken. Da hörte er etwas rauschen und sah einen großen, weißen Vogel, der sich auf den Wagen niederließ und dort still sitzen blieb. Er schlug mit der Peitsche nach dem Thier, das aber regungslos verharrte und ihn mit hellen Augen starr anblickte. Dabei ward dem Bauer ganz unheimlich; er ergriff den seltsamen Gast, um ihn vom Wagen zu werfen, vermochte aber mit aller Kraft das Thier nicht von der Stelle zu bewegen. Nun begannen die Pferde zu laufen, der Mann konnte sie nicht mehr zügeln; es ward dunkler und dunkler, er kam vom Wege ab, und bald lag der Wagen im Sumpfe. Vergebens mühte sich der Bauer, weiter zu kommen; er mußte dort die Nacht zubringen. — Als der Tag anbrach, war der Vogel verschwunden.

31. Der Schatz.

Auf dem Kirchhofe zu Prenzlau spielte vor etwa hundert Jahren ein kleines Mägdlein. Da trat sie sich einen Splitter tief in den Fuß und sank weinend an einem Grabe nieder; das Blut rieselte auf den Boden. Zufällig griff

sie mit der Hand nach der Stelle und faßte eine Menge klingender Münzen. Sie sah hin und erblickte ein großes Gefäß voll Geld, welches an dem Ort, wohin das Blut geflossen war, aus der Erde zu steigen schien. Sie griff auch mit der andern Hand hinein und rief, die Hände emporhaltend, ihren Gespielinnen zu: Seht, seht! was ich gefunden habe! — Da hörte sie einen dumpfen Klang, als wenn etwas in große Tiefe sänke, und verlor plötzlich auf einige Augenblicke die Besinnung. Als sie wieder zu sich kam, war der Schatz verschwunden; doch hielt sie noch die alten Münzen in der Hand. — Man hat an dem Platz tief nachgegraben, aber nichts entdecken können.

32. Die Unterirdischen.

Ein Bauer von der Insel Rügen wollte nach Stralsund fahren, um dort Getreide zu verkaufen. Als er bei dem Dorfe Rothkirchen vorbeikam, öffnete sich ein kleiner Berg: ein greises Männlein trat heraus und fragte: „Was hast Du auf dem Wagen?" — Hafer! war die Antwort. — „Verkaufe mir den Hafer." — Hm! dachte der Bauer, da könnt' ich den weiten Weg und das Fährgeld sparen, und er antwortete: Gern, wenn Ihr mir den Preis zahlen wollt, welchen ich in Stralsund bekomme. — Jener war's zufrieden, und hieß ihn den Hafer abladen. Dann führte er ihn in den Berg durch ein Zimmer, wo ein alter Mann an einem Tische saß und emsig schrieb. Sie gingen weiter und kamen in einen großen Saal, in welchem viele, viele Menschen umherstanden, saßen und lagen, alle wie schlafend, ohne Bewegung. In einem dritten Gewölbe

waren mehrere Pferde angebunden; diesen wurde der Hafer vorgeschüttet. Dann sagte das Männlein: „Ich werde Dir jetzt Dein Geld holen, verhalte Dich ruhig und fasse hier ja nichts an.“ — Als der Bauer allein war, schaute er sich genauer um in der Halle und sah an den Wänden zierlich gearbeitetes Sattel- und Riemenzeug hängen. Er vergaß die Ermahnung des Alten und wollte einen Zaum herabnehmen, um ihn näher zu betrachten. Kaum aber hatte er ihn berührt, als in dem Saale daneben Alles zu leben begann, ein wirres Geräusch ließ sich hören, die Gestalten regten und bewegten die verschlafenen Glieder. — Schnell ließ der Bauer den Zaum fahren, und Alles sank wieder in die vorige Todesruhe. — Der Alte, der ihn hereingebracht hatte, kehrte eilig zurück und schalt ihn wegen seines Ungehorsams. Darauf zahlte er ihm den bedungenen Preis in ganz alten Münzen und führte ihn wieder fort. In dem ersten Zimmer wandte sich der schreibende Alte zu dem Bauer und sagte, er möge ihm seine Hand geben. Der Andere aber flüsterte ihm zu, er solle es nicht thun, sondern jenem die Heugabel, die er in der Hand halte, hinreichen. Der Bauer that's, und der Alte drückte das starke Eisen zusammen, als wär' es weiches Wachs. Indem er seine Hand wieder zurückzog, sagte er: „Hu, wie ist das Menschenblut so kalt!“ — Den erschrockenen Bauer brachte darauf sein Führer wieder in's Freie, und verbot ihm, von dem Abenteuer zu sprechen. Dann kehrte er in den Berg zurück, der sich hinter ihm schloß.

33. Bestrafter Spott.

Als vor vielen Jahren die Kirche zu Joachimsthal in der Ukermark abbrannte, wachten in der Nacht mehrere Männer bei der Gluth. Einer spottete in wildem Uebermuth und rief den letztverstorbenen Prediger bei Namen, und forderte ihn auf, sich bei dem Feuer zu wärmen und mit ihnen zu essen. Da soll der Todte erschienen seyn; der Spötter aber ward sehr krank, und änderte von dieser Zeit an seinen bösen Lebenswandel.

34. Eine feurige Kutsche.

In Danzig fährt in jeder Nacht eine feurige Kutsche vom Kirchhofe nach dem Schauspielhause. In diesem Wagen sitzt eine Frau, die bei ihren Lebzeiten das Theater so thöricht liebte, daß sie darüber die Kirche und ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter vernachlässigte und vergaß und in großer Armuth starb. Zu ihrer Strafe muß sie nun in jeder Nacht in dem Schauspielhause ein Stück aufführen sehn. Was das für Schauspiele sind, weiß man nicht. (Der mir diese Sage erzählte, meinte, es würden wohl immer unsre beliebtesten, neuesten Stücke seyn, deren Aufführung jene Frau beiwohnen müsse. Das bezweifle ich aber, weil mir diese Strafe zu hart scheint.)

35. Gold, Silber, Eisen.

Eine Frau in Berlin fühlte einmal nach dem Mittagsessen, wie ihr etwas schwer auf die Zunge fiel. Sie fand im Munde eine kleine goldene Kugel von der Größe einer Erbse, die ihr kalt und schwer in der Hand lag. Sie rief

ihren Mann; dieser faßte kaum mit den Fingern nach der Kugel, als dieselbe sich plötzlich wie in Luft löste und verschwand.

Kurz darauf fiel ihr eine ähnliche kleinere Kugel aus dem Munde. Sie lief mit geschlossener Hand zu ihren Nachbarsleuten; Alle sahen das Kügelchen, als es aber Einer berühren wollte, verschwand es. Da verlor die Frau auf einen Augenblick das Bewußtseyn, und es war ihr nachher, als habe ihr Jemand gesagt: du hättest die Kugeln keinem Menschen zeigen sollen! — Vergebens wartete sie auf eine dritte Kugel.

Sie hatte ein Geschäft abzumachen, und ging von ihrem Hause — sie wohnte auf dem Alexanderplatz — nach der Königsstraße. Auf der Brücke sah sie auf einem Stein nebeneinander zwei Groschen liegen, die so neu und blank waren, als ob sie eben aus der Münze gekommen wären; sie hob die Groschen auf, und gab sie gleich darauf, als sie etwas einzukaufen hatte, aus der Hand. Auf dem Rückwege aber fiel es ihr schwer auf's Herz: Du hättest die Münzen nicht weggeben sollen! — Doch mochte sie dieselben nicht wieder zurückfordern und ging weiter. Auf eben jener Stelle, wo sie die beiden silbernen Groschen gefunden hatte, fand sie jetzt zwei ganz neue eiserne Nägel kreuzweise übereinander gelegt. Sie nahm sie auf und verwahrte sie sorgfältig.

Bald darauf kamen schwere Kriegszeiten. Die Frau verlor ihr ganzes Vermögen, und ward lange vom Unglück arg heimgesucht, bis sie durch einen Zufall jene beiden Nägel verlor. Von dieser Zeit an kam sie wieder zum Glück und Wohlstand.

36. Es klopft in Särgen.

Bei einem Tischler, der immer mehrere Särge zum Verkauf stehen hatte, ließ sich stets in jedem Sarge, ehe er verkauft wurde, ein leises Klopfen vernehmen. Jedes Mal wurde dann dieser Sarg noch an demselben Tage abgeholt. Der Mann gewöhnte sich allmälig so an den schauerlichen Klang, daß er kein Grauen mehr dabei empfand. — Eines Tages hatte sich in einem Sarge das Klopfen hören lassen, und es ward das erste Mal Abend, ohne daß sich ein Käufer zu dem also bezeichneten Sarge fand. In der Nacht aber starb der Tischler selbst und ward in jenem Sarge begraben.

37. Der Riesenstein.

Eine halbe Stunde von Garrentin, in der Nähe von Loitz, liegt ein ungewöhnlich großer Granitblock, der Riesenstein genannt, auf welchem sich fünf runde, künstlich gemachte Vertiefungen befinden. Um ihn her liegen zerstreut mehrere größere und kleinere Steine. Hier, erzählt die Sage, wohnten einst Riesen; als das Christenthum sich verbreitete, mußten sie an den Strand zurückweichen, grollend und racheverlangend. Besonders ergrimmt waren sie über den hohen, weithin sichtbaren Kirchthurm des Dorfes Sassen; den beschlossen sie von der Gegend von Stralsund her (fünftehalb Meilen von Sassen) niederzuwerfen. Dazu wurden drei der stärksten Riesen eine Zeit lang gefüttert, der Eine mit Rindfleisch, der Andere mit Hammelfleisch und der Dritte mit Schweinefleisch. Aber nur dem Ersten gelang der gewaltige Wurf, und der Stein, der den Thurm

niedergerissen, ist mit den noch sichtbaren Fingerspuren bis an den obenbezeichneten Ort geflogen.

38. Die Liebenden.

Bei Grumsdorf und Sassenberg im Neustettiner Kreis finden sich zwei Burgwälle. Der Wunthsberg liegt an dem Wurchowschen See bei Sassenberg, der andere auf einer Insel mitten im See.

Ein Prinz, so erzählt man, bewohnte das Schloß im See, eine Prinzessin den hohen Wunthsberg. Von jenem zu diesem führt eine seichte Stelle, welche hin und wieder mit Tiefen durchschnitten ist. Allnächtlich ritt der Prinz auf einem weißen Pferde zu seinem Liebchen; eine Lampe, welche sie in ihrem Fenster aufstellte, bezeichnete ihm den Weg, daß er nach langem Schwimmen die seichten Stellen fände, wo er sein Roß ausruhen könne. Die Prinzessin aber hatte eine böse Stiefmutter, welche diese Verbindung haßte und zu zerstören trachtete. In einer Nacht löschte die Mutter heimlich die Lampe aus, und der Prinz, als sein Leitstern verschwand, verfehlte die seichten Ruhestellen, und sein müdes Roß versank mit ihm in die bodenlose Tiefe.

Die Prinzessin harrte umsonst; am Morgen schwammen der Geliebte und sein treues Roß bei dem Wunthsberge todt an's Land, die Geliebte mit leiser Mahnung in's Brautbett zu rufen; die Wogen umfingen auch sie. Nun ruhen sie Beide vereint dort unten im krystallnen Schloß.

Seitdem ist stets ein weißer Streif in dem Wasser sichtbar, der den Weg des Prinzen bezeichnet. Selten friert die Stelle zu, wenn es geschehn, entsteht dort sogleich eine mächtige Spalte im Eis.

39. Drigge.

Rechts am Wege von Stralsund nach Bergen, bei dem Dorfe Negast, liegen neun Hügel in gerader Linie, die Hüneberge genannt. Ein großer Riese will den Strom zwischen Pommern und Rügen zuschütten und hat zu dem Ende seine Schürze mit Erde gefüllt. In der Gegend von Negast reißt ein Loch in die Schürze, und indem er weiter geht fällt die Erde heraus und bildet die neun Hügel. Den übrigen Theil schüttet er voll Verdruß in den Strom und es entsteht die Halbinsel Drigge. Denn driggen heißt trügen und der Riese ist um seine Hoffnung betrogen.

40. Haus Demmin.

Bei der Stadt Demmin liegt eine alte Ruine, Haus Demmin genannt, zwischen den Strömungen der Peene und Tollensee in Sumpf und Wiesen, wie auf einer Insel. Drei Prinzessinnen sollen die Burg haben erbauen lassen und sich ihr Eigenthum gegenseitig mit den Worten zugesichert; „Dat Hus is din und min.“ Daher der Name.

In ihr sind noch viele Schätze vergraben. Ungeachtet vielen Suchens hat man doch nichts als eine Tonne Bier gefunden; die Stäbe der Tonne waren zwar schon verfault, aber über das Bier, das sehr schön und kräftig geschmeckt, hatte sich eine dicke, elastische Haut gesetzt. Endlich hat man von dem Nachgraben abstehn müssen, weil der Schutt in der zwölften Stunde immer wieder nachgestürzt ist. Es kann nämlich der Schatz, den ein schwarzer Hund bewacht, nur von dem rechten Manne gehoben werde. Einst stieg ein armer, elternloser Junge, dem sein Ball beim Spiel in

eine Oeffnung der Ruine gerollt war, in diese hinein. Unten bemerkt er eine Thür, aus der Licht schimmert. Er geht hinein, sieht die vielen Schätze, nimmt beide Taschen voll und kehrt um. An der Thür bemerkt der Knabe den schwarzen Hund, der schläft aber, und so kommt er glücklich nach oben und verkündet die Mähre. Eine habsüchtige Stiefmutter zwingt ihn, noch einmal hinabzusteigen; es geschieht, die Oeffnung verschließt sich; der Knabe ist nie wieder gesehn worden.

41. Die Ufer von Jasmund.

Nicht minder unermeßliche Schätze liegen in den Kreide-Ufern von Jasmund. Eine Fürstin hat sie dort in uralten Zeiten vergraben und die Vergraber hernach hinrichten lassen, damit die Orte nicht kund wurden. Deshalb muß die Fürstin die Schätze noch jetzt bewachen. Alljährlich in der Mittagsstunde des Johannistages zeigt sie sich in schwarzen Trauerkleidern und harrt auf den Erlöser, der die Schätze hebt und ihr die Bewachung abnimmt.

42. Das Blutchor.

In der St. Jakobskirche zu Stettin findet sich ein Chor von blutrother Farbe. Nach der Sage hat der Teufel einen Chorknaben, der während des Gottesdienstes in der Kirche Karten gespielt hat, an diesem Chor zerschmettert. Weil die Blutspuren daselbst immer wieder zum Vorschein kamen, so oft man die Stelle auch übertünchte, hat man die Wand des ganzen Chors roth anstreichen müssen.

43. Der Görne-See.

Zwischen den Dörfern Gornow und Wildenbruch, im Dreifenhagenschen Kreise, liegt der Görne-See. Da waren vor langer Zeit Glocken hinabgesenkt, das frühere schöne Geläut des Dorfes Gornow. Einst am Johannistage wurden sie von badenden Mädchen gefunden. Man wollte die Glocken erst nach Wildenbruch bringen, aber die Pferde stürzten kraftlos nieder, und man mußte sie nach Gornow führen. Die größte Glocke ist aber durch Unvorsichtigkeit in den See zurückgesunken.

44. Der verwundete Teufel.

Bei Katharinenhof ist ein dunkler See und unfern davon finden sich einige Steine. Dort sah der Teufel ein schönes Mädchen und wollte sie fangen — sie aber floh und warf ihm mit einem spitzen Stecken in die Brust. Schwarzes Blut quoll hervor und daraus entstand der See. Der erzürnte Teufel ergriff hastig mit jedem Finger einen Stein und schleuderte sie ihr nach, aber ohne zu treffen.

45. Der Riesenkampf.

An dem Ufer des Madü-See's bei Stargard findet man zwei gewaltig große Steine, in deren jedem man zwei Abdrücke von menschlichen Händen sieht; von diesen Steinen rzählt man sich Folgendes: Vor Zeiten lebten an jenem See zwei gewaltige Riesen, die nie Frieden hielten, sondern in stetem Kampfe mit einander begriffen waren. In einem ihrer Gefechte ergriff der eine der beiden Riesen einen sehr

großen Stein, um denselben gegen seinen Gegner zu werfen, der sich am entgegengesetzten Ufer befand. Sobald dies der andere Riese bemerkte, griff auch er nach einem großen Felsstücke, und so schleuderten beide Riesen die Steine gegeneinander. Der eine dieser beiden Steine kam wirklich auf das jenseitige Ufer des See's; ob aber der Riese getödtet ist, weiß man nicht. Der andere Stein, der wohl nicht mit solcher Gewalt fortgeschleudert war, als der erste, erreichte nicht vollends das Ufer, sondern fiel noch in das Wasser, wo er noch heutigen Tages zu sehen ist.

46. Das Geschenk der Zwerge.

Als die Gattin eines Ritters von Malzahn ihren Gatten mit einem Knäblein beschenkt hatte, und entkräftet von der Entbindung halb wachend auf ihrem Bette lag, erschien in nächtlicher Stille ein Männchen in wunderlicher Tracht, wie man sie wohl auf Gemälden aus der ältesten Zeit zu sehen pflegt. Dieser Zwerg bat die Wöchnerin um die Erlaubniß, in ihrem Zimmer seine Hochzeitfeier begehen, und mit seinen Gästen vor ihrem Bette ein fröhliches Mahl halten zu dürfen. Gerne gewährte die zwar erstaunte, aber nicht erschrockene Dame die Bitte; der Zwerg entfernte sich, erschien aber bald wieder mit seiner kleinen Braut, und eine Schaar von kleinen Gästen folgte dem glücklichen Paare. Es wurde von dieser Zwerggesellschaft das Fest fröhlich begangen, und nach aufgehobener Tafel verschwanden sie alle, nur der kleine Mann, der zuerst der Wöchnerin erschienen war, blieb zurück. Er trat an das Bett, und nachdem er seinen Dank für die Gewährung seiner Bitte ausgesprochen hatte, legte er eine Schnur Perlen auf das Bett, worauf

dann auch er plötzlich verschwand. Diese Perlen sind nun noch in der Familie von Malzahn vorhanden; kein Juwelier kennt die Masse, aus der sie gearbeitet sind. Der jedesmalige Besitzer weiß sehr genau, wann der Tod eines Gliedes der Familie nahe ist, denn in diesem Falle stirbt eine der Perlen ab.

47. Die Opfersteine.

Auf der Feldmark von Schönwalde im Uckermünder Kreise liegt ein Opferstein; dort treibt der Teufel sein Wesen und ergötzt sich am Kegelspiel. — Auch bei einem Opferstein vor dem Dorfe Stolzenburg am Darskowsee waltet der Spuk des Bösen. Auf dem alten Schloßberg im Darskowsee, wo einst die Stolzenburg gestanden, ist es in der Nacht nicht geheuer; man sieht dort oft Geld brennen.

48. Die Brüder.

Vor dem Dorfe Stolzenburg bei Pasewalk liegt ein See, aus dem die Gipfel zweier Hügel hervorragen. Auf jedem derselben stand ein prächtig Schloß, einem Brüderpaar zugehörig. Der Jüngere zog nach dem gelobten Lande und übergab dem Aelteren sein Besitzthum zu Schutz und Schirmung. Viele, viele Jahre verflossen. Des Aelteren Sohn hielt Hochzeit; der Vater hatte ihm des Bruders Schloß geschenkt; da kam dieser als lebensmüder Greis gerade am Hochzeittage zurück. Er nannte seinen Namen den Dienern; sie höhnten und verlachten ihn; er begehrte den Bruder zu sprechen, der drohte ihn zur Thür hinauswerfen zu lassen. Und als man ihn endlich, seinem stürmischen Fordern nachgebend, vor den Hausherrn brachte,

erkannte ihn der Bruder nicht wieder und schalt ihn einen Betrüger. Ingrimmig ging der Verstoßene hinaus, er rief den Teufel zur Rache, und der versenkte Berg, Schloß und Alles, was drin und drum war, in die dunkle Fluth eines See's, aus der nur die Bergeshäupter noch hervorschauen.

49. Die Neujahrsnacht.

Ein Mädchen, das in Berlin bei einem reichen Manne diente, wollte ihren zukünftigen Mann sehen. Sie wandte sich deshalb an eine alte Frau, die in dem Ruf stand, daß sie sich mit übernatürlichen Künsten befasse. Die Alte gab ihr Rath, und das Mädchen that in der Neujahrsnacht, wie ihr gesagt worden. Als es zwölf schlug öffnete sich die Thür und der Herr des Hauses schritt lautlos durch das Zimmer; er sah blaß aus und hatte den Blick starr auf das Mädchen geheftet. — Bald darauf starb in dem Hause die Frau und der Wittwer heirathete das Dienstmädchen noch ehe das Jahr verflossen war.

50. Die Erscheinung der Herzogin.

Sobald im Schlosse zu Alt-Stettin gebaut wird, soll die Unruhe, welche durch den Bau veranlaßt wird, eine der alten pommerschen Herzoginnen aus ihrer Gruft aufschrecken, und ihr Geist soll dann, nicht nur während der Geisterstunde, sondern auch am hellen Tage im Schlosse umherwandeln, bis der Bau beendet ist, wo dann die Fürstin in ihr Gewölbe zurückkehrt. Durch diesen Geist wurde einst ein Mann während des Gottesdienstes sehr geäfft. Er war auf dem Chor und bemerkte nach angefangener

Predigt auf dem ihm gegenüber liegenden Chore eine äußerst wunderliche Gestalt, die nicht nur ganz alterthümlich gekleidet war, sondern auch in ihren Bewegungen und in ihrem Gesichte so viel Auffallendes hatte, daß sich der Mann veranlaßt sah, seinen Sitz zu verlassen und nach jenem Chore zu gehen, wo er die Gestalt erblickt hatte. Doch wie groß war sein Erstaunen, als er jenes räthselhafte Wesen hier nicht fand, sondern alle Sitze in diesem Chore leer waren; er blickte um sich, und siehe, die Gestalt war wieder ihm gegenüber, also in dem Chore, wo er zuvor gewesen war. Er blickte schärfer auf die Gestalt, und sah bald, daß sie mit einem fürstlichen Gewande angethan war und eine Krone auf ihrem Haupte trug, plötzlich verschwand die geisterhafte Figur. —

51. Der Teufelsstein.

An der Abdachung eines Hügels auf dem Wege von Demmin nach Buschmühl liegt ein merkwürdiger Stein. Er ist mit einer Menge regelmäßig geordneter Löcher übersäet. Zwischen durch laufen mehrere Rinnen, die von anderen fast unter rechten Winkeln durchschnitten werden. Wo die Grübchen sind, sagt der Landmann, hat der Teufel mit Bohnen gespielt. Nebenbei sind Menschenfuß und Pferdehuf eingedrückt; der Teufel hat sich da fest hingestellt, um besser spielen zu können. Reisende erblicken in nächtlicher Zeit einen schwarzen Hund darauf mit feuriger Zunge. Blaue Flammen tanzen um denselben, und man vernimmt ein dumpfes Geheul.

52. Willst du Brod?

In einer mondhellen Nacht kehrte ein Mann in Stettin nach seinem Hause zurück. Plötzlich stand ein kleines Männlein neben ihm, das aber einen ungeheuren Sack auf dem Rücken trug, so daß die unförmliche Gestalt des Kleinen sich kaum erkennen ließ. Mit heiserer Stimme fragte das Zwergenbild: „Willst du Brod?“ Von Angst und Grauen ergriffen, eilte der Mann ohne zu antworten, so rasch er konnte, weiter. Aber immer schritt das Männlein rüstig neben ihm hin und fragte beständig: „Willst du Brod? willst du Brod!“ — Endlich hatte der Mann sein Haus erreicht und pochte mit bebender Hand an die Thür. Da rief der Kleine nochmals: „Du Thor! du Thor! willst du Brod?“ — Jener wagte nichts zu erwiedern, und eben ward die Thür geöffnet. Da warf der Zwerg den Sack wild zu Boden, daß es einen gewaltigen Schlag gab — es klang, als wenn eine ungeheure Menge Goldes zu Boden fiele, — und Alles war verschwunden. Der Knecht, welcher die Thür öffnete, hatte nichts gesehn und gehört.

53. Der versteinerte Schäfer.

In dem Forst bei Wurchow ist eine mäßige Anhöhe, welche ganz und gar mit ungeheuren Granitblöcken bedeckt ist, in der Mitte steht ein spitzer, aufgerichteter Stein, und neben ihm ein kleinerer, von ähnlicher Form.

Das ist ein versteinerter Schäfer, welcher am Sonntag sehr geflucht und gelogen und seine Lüge mit der Erklärung: er wolle zu Stein werden, wenn sie nicht wahr sei, be-

kräftigt habe. Der große Stein ist er selbst, der nebenstehende sein Hund.

54. Die schwarze Frau vom Golln.

Für den Johannistag ist auch die schwarze Frau vom Golln, einem Berge bei Swinemünde, bedeutsam. Dort herrschte einst ein unermeßlich reicher Fürst, der aus Geiz alle Freier seiner Tochter abwies. Er starb; ein Zauberertrat als Bewerber auf, den sie aber verschmähte. Dafür verwandelte er ihr Schloß in einen Berg und verzauberte sie sammt ihren Schätzen.

55. Der Tanzstein.

Auf dem Wege von Demmin nach Buschmühl liegt ein großer Stein, auf welchem die Spuren eines Pferdehufes, eines Hühnerbeins und eines Menschenfußes sichtbar sind. Dort hat der Teufel alljährlich eine schöne Jungfrau verlangt oder die Gegend zu verheeren gedroht. Wie er nun einst mit einem solchen sehr schönen und frommen Kinde den Reigen tanzen will, ruft sie in der höchsten Noth Gott um Hülfe an. Da zieht der Teufel ab und die Spuren der Tanzenden sind in dem harten Stein abgedrückt geblieben.

56. Die Beschwörung.

In Itzehoe lebte in alten Zeiten ein Prediger, der mit der Geisterwelt sehr vertraut war. An allen Sonn- und Festtagen predigte er zweimal in der Kirche, einmal am Tage für die Bewohner der Stadt, und dann in der Nacht darauf, in der Mitternachtsstunde, für die Todten, die sich dort unsichtbar einfanden und ihren stillen Gottesdienst hiel-

ten. Sein Knecht mußte ihn immer begleiten, die Lichter anzünden und dann in der Sakristei das Ende der Predigt abwarten, um ihm heim zu leuchten. Da dieser nun des Nachtwachens längst überdrüssig war, beschloß er, seinen Herrn zu erschrecken und ihm dies Predigen zu verleiden. Ganz in ein weißes Laken gehüllt, trat er einst langsam hinter einem Pfeiler hervor und blieb der Kanzel gegenüber stehen. Der Prediger erschrak und stockte in seinem Vortrag, aber schnell ermannte er sich und fuhr muthig fort. Er hatte geendigt und gab seinen unsichtbaren Zuhörern den Segen, die Thurmuhr schlug Eins, — jenes Gespenst aber wich und wankte nicht. Da begann der Prediger mit lauter Stimme eine Beschwörungsformel zu sprechen, — der Knecht ward plötzlich von ungeheurer Angst ergriffen; er wollte schreien, die Zunge aber war ihm wie gelähmt; er wollte fliehen, doch vermochte er kein Glied zu bewegen, — und bis an die Knie versank er in den Boden. Der fromme Geisterbanner sprach weiter, und das Gespenst versank bis an den Leib; der Arme war bereits mehr todt, als lebendig. Jener fuhr fort, und der Geist war bis an die Schultern unsichtbar geworden, da in der höchsten Todesangst schrie er auf: Ach Herr! Ach Herr! — Der Prediger erkannte die Stimme und eilte hinzu; er riß ihm die Verhüllung vom Kopfe und rief: „Wärest Du noch nicht bis über das Herz versunken, könnte ich Dich noch retten, so aber ist es unmöglich!“ Er vermahnte ihn darauf gar tröstlich und gab ihm das heilige Abendmahl; dann sprach er die Formel zu Ende, und Jener war versunken.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Müller, Arthur

Moderne Reliquien

Bd.: 2

Berlin 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.391-h(92#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720984-4